Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1890.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönleins Nachfolger.

Inhalts-Verzeichniß des vierten Bandes.

Novella & Söhne.

Roman

von

Johannes Emmer.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

20.

„Gehe zu Beginn der Sommerszeit nach Wiesbaden und thue Dich in der Gesellschaft um. Nirgends ist es leichter, Beziehungen anzuknüpfen, als in Badeorten, und wenn Du es ein wenig klug anfängst, so kannst Du zwei Dutzend neue Bekannte heimbringen. Trete nur selbstbewußt auf, spare auch das Geld nicht, ausgenommen im Spielsaale, und vergiß nicht, daß Ohren, welche Alles hören, Augen, die Alles sehen, Zungen, die Alles verrathen, und Hände, die in Allem rühren — den Frauen gehören."

Diesen klugen Rath hatte Carlo zu Beginn des Frühjahrs von Doktor Sendtner erhalten; nicht gerade zu seiner Freude, denn er war auf dem besten Wege, dem Beispiele seines Adoptivvaters zu folgen und eine Art Gesellschaftsfeind zu werden. Am liebsten hätte er auch die nachbar-

lichen Beziehungen abgebrochen, wenn dies in irgend einer schicklichen Form hätte geschehen können, und nicht Sendtner immer darauf gedrungen hätte, diese Verbindungen zu pflegen. Nun sollte er gar das geräuschvolle Leben Wiesbadens mitmachen, in der Gesellschaft eine Rolle spielen und um die Freundschaft fremder Menschen werben. Seine Abneigung davor wollte er zwar dem Freunde nicht eingestehen, aber er schrieb ihm, daß er ungerne Bürstein verlasse zu einer Zeit, in der die Arbeiten auf dem Gute seine Anwesenheit nöthig erscheinen ließen.

Darauf kam die kurze Antwort: „Das werden Deine Leute auch ohne Dich besorgen; Du bist in Wiesbaden nöthiger. Die Zeit, stillvergnügt Deinen Kohl zu bauen, ist für Dich noch nicht gekommen." Die Weisung klang so bestimmt, daß Carlo auf jede weitere Widerrede verzichten zu müssen glaubte.

Ein Grund seines Widerwillens gegen diese Badereise, dessen er sich vielleicht selbst nicht ganz klar bewußt war, lag auch darin, daß er Gisa allein auf Bürstein zurücklassen sollte. In dem Verhältnisse dieser beiden Menschenkinder hatte sich wenig geändert, sie lebten eben nebeneinander, Jedes nach seiner Weise, die Mahlzeiten bildeten fast die einzige Gelegenheit, sich zu sprechen. In der letzten Zeit nun nahm an dem Mittagstisch ziemlich oft ein Dritter Theil, der sich selbst einzuladen pflegte: Baron Botho Rüden. Er hatte endlich doch Gisa zu sehen bekommen und bei der ersten Gelegenheit sich für die vergeblichen Versuche dadurch entschädigt, daß er so viel sprach, als für fünf Besuche ausgereicht hätte. Gisa

hatte dabei zum ersten Male ein vollgiltiges Exemplar eines Gesellschaftsmenschen kennen gelernt. Anfangs erstaunt und verwirrt durch das Geplauder über alle möglichen nichtigen Dinge, wurde sie später dadurch belustigt, und Botho durfte mit dem Erfolge zufrieden sein: er war gnädig entlassen worden. Seine heitere Liebenswürdigkeit, seine drollige Gemüthlichkeit und ein Rest von Naivetät sicherten ihm bei Gisa stets einen freundlichen Empfang; und in seiner Selbstgefälligkeit war er überzeugt, daß seine Persönlichkeit einen ernsten Eindruck gemacht habe.

Für Gisa war er jedoch nur eine Art Schauspieler, der mit Geist und Witz über einige Stunden angenehm hinwegzutäuschen verstand. Carlo dagegen fand ihn mit jedem Tag unausstehlicher, und je freundschaftlicher und intimer der Ton war, den Botho ihr gegenüber anschlug, desto mehr Widerwillen empfand Jener.

Eine Eigenschaft seiner südlichen Heimath hatte Carlo jedoch nicht abgelegt: die Höflichkeit, und diese täuschte Botho über die wahre Stimmung des Herrn von Bürstein. Daß es Leute gebe, die bis zu dem Augenblicke, in dem ein ganzer Vulkan glühenden Hasses zum vernichtenden Ausbruche gelangt, ihre tadellose Höflichkeit bewahren können, ahnte Botho gar nicht, er war an deutsche Gewohnheit und Grobheit gewöhnt, welche wie ein Thermometer den jeweiligen Stand der Neigung Jedermann verkündet.

Nachdem Carlo sich entschlossen hatte, der Weisung Sendtner's zu folgen, theilte er Gisa diese Absicht mit. Baron Botho war auch zugegen und nahm die Eröffnung Carlo's mit ungeheucheltem Erstaunen auf.

„Sie wollen nach Wiesbaden gehen?“ rief er. „Sie, mit Ihren puritanischen Anschauungen über die Leichtfertigkeit unserer Gesellschaft?“

„Ich will sie eben kennen lernen, vielleicht ändert sich dann mein Urtheil.“

„Ei, das klingt ja, als ob Sie schon halb bekehrt wären! Und vor Kurzem noch setzten Sie mir auseinander, daß ein vernünftiger Mann nichts Besseres thun könne, als möglichst einsam ernster Arbeit zu pflegen.“

„Ich reise ja nur, um zu lernen!“ vertheidigte sich Carlo.

„Hm! Wiesbaden ist freilich eine recht angenehme Schule,“ lachte Botho, „sehen Sie sich vor, daß Sie nicht zu theures Lehrgeld zahlen müssen.“

„Ich danke für Ihren Rath, der sich wohl auf eigene Erfahrung gründet.“

Botho seufzte. „Leider nein; mein Oheim hält mich nicht für reif genug, eine solche Hochschule des Lebens zu besuchen, und früher war an derlei Sachen schon gar nicht zu denken. Ich beneide Sie wahrhaftig um die Tage, die Sie dort verleben werden. Nur das Eine tröstet mich, daß mir jetzt die angenehme Pflicht zufallen wird, unserer Baronesse die Langeweile der Einsamkeit verkürzen zu helfen.“

Gisa hatte bisher stumm zugehört, sie war in Gedanken versunken und fuhr jetzt auf, als Botho sich an sie wandte. „Wer sagt Ihnen denn, daß ich in Bürstein bleiben will? Auch ich habe Lust, mir die Welt anzusehen.“

„Sie wollen reisen, Baronesse?“ rief Botho.

„Ja, ich reise auch nach Wiesbaden."

Die beiden Herren sahen sich mit verlegenen Blicken an und schienen Einer den Anderen aufmuntern zu wollen, gegen diesen Plan Einsprache zu erheben.

„Ist dies etwas so Außerordentliches," bemerkte Gisa, „daß es den Herren die Rede verschlägt?"

„Ja, es ist ungewöhnlich," begann endlich Carlo, „und ich möchte abrathen, diesen Plan auszuführen. Wiesbaden wird in der Regel nicht von jungen Damen besucht —"

„Welche keine Duenna bei sich haben," ergänzte Gisa. „Ich kenne dies Lied. Ich werde eben eine Ausnahme von der Regel machen."

„Man wird es Ihnen übel nehmen," wagte nun auch Botho einzuwerfen.

„Meinethalben, was kümmert es mich? Ich fürchte Niemanden und nichts, aber ich fürchte mich, in Bürstein allein zu bleiben."

„Auch ein altes Lied!" sagte Carlo, und als Botho anfing: „Bedenken Sie doch —" fuhr er ihm in die Rede: „Geben Sie sich keine Mühe, Herr Baron; Worte und Gründe sind ohnmächtig gegen die souveräne — Laune."

Gisa hatte sich bereits erhoben, um das Zimmer zu verlassen. „Was die Herren nicht begreifen, ist bei ihnen Laune," sagte sie kurz, grüßte und ging.

„Mit Ihrer Bemerkung haben Sie die Baronesse schön böse gemacht," meinte Botho.

„Mag sein; leider wird es nichts fruchten."

„Verlassen Sie sich darauf, daß ich noch ein Mittel entdecke, Sie von der unerwünschten Gesellschaft zu be-

freien. Was meinen Sie, eine Braut würde doch wohl nicht auf einer solchen Reise bestehen?"

„Was wollen Sie damit sagen?"

Botho lächelte verlegen. „Errathen Sie es wirklich nicht? Ich möchte endlich der Geschichte auch ein Ende machen; ich schreibe noch heute meinem Oheim, daß ich mich zu vermählen gedenke, und dann — nicht wahr? Sie nehmen bei der Baronesse für mich Partei. Die Baronesse gibt etwas auf Ihr Wort, das habe ich schon bemerkt, und wenn Sie ihr sagen: ‚Mein Freund Botho ist ein guter Kerl, mit dem eine Frau schon auskommen kann', so geht die Geschichte glatt ab. — Nicht wahr, ich darf auf Sie rechnen?"

Dies wurde so hastig herausgesprudelt, daß Carlo kaum den Sinn des Ganzen faßte. Sprachlos sah er den Baron an, der mit geröthetem Gesicht und vor Aufregung blitzenden Augen dastand.

„Wenn ich recht verstehe," begann er endlich, „wollen Sie um Fräulein Gisa werben. Sind Sie der Zustimmung derselben sicher?"

„Hm, da steckt der Haken. Die Baronesse ist ein ganz eigenes Wesen, gar nicht den anderen Frauenzimmern gleich. Bei denen kann man so mit Anspielungen herankommen, und wenn sie dabei roth und schüchtern werden oder gar mit gleicher Münze zahlen, dann kann man zum Sturm vorgehen. Gisa hat mit einer kühlen Ruhe alle Anspielungen angehört, roth ist sie leider nie geworden und auch nicht schüchtern, sondern ist mir mit irgend einer Bemerkung dazwischen gefahren, und ich konnte beschämt abziehen; wußte nicht einmal, ob sie mich wirklich nicht

verstanden hatte oder nur nicht verstehen wollte. Nur zum direkten Angriff — nun lachen Sie meinethalben — fehlte mir die Courage. Sie könnten dies leichter thun, so einmal gerade heraus zu fragen, wie sie über Botho v. Rüden denkt."

„Ich werde mich nie in solche Dinge mengen!" grollte Carlo. „Gisa ist freie Herrin ihrer Handlungen; sie mag thun, was sie will."

„Sie lehnen es ab, mir diesen Freundschaftsdienst zu erweisen. .Weshalb?"

„Ich pflege nicht Rechenschaft über die Gründe meines Handelns abzugeben."

Baron Botho stieg das Blut in's Gesicht und schon schwebte ihm eine heftige Entgegnung auf der Zunge, doch seine angeborene Gutmüthigkeit behielt noch die Oberhand. „Sie sind heute ärgerlich, und da ist es wohl am besten, ich gehe Ihnen aus dem Wege. Ein andermal vielleicht treffe ich Sie bei besserer Laune."

Er wandte sich zum Gehen, auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um und sagte: „Wie sagte doch die Baronesse? wir Männer nennen Alles Laune, was wir nicht begreifen. Nun, heute begreife ich Sie auch nicht. Ade."

Er lachte und schloß die Thüre hinter sich zu.

21.

Die Saison hatte in Wiesbaden begonnen. Die Gesellschaft, welche sich bereits eingefunden hatte, war ziemlich zahlreich, immerhin aber noch nicht so groß, daß

nicht neue Ankömmlinge Beachtung gefunden hätten. Im Konversationssaale wurden die täglichen Listen der Badegäste studirt, die Angekommenen gezählt, gewogen und diskutirt. Natürlich wurde es bemerkt und lebhaft besprochen, daß im Hotel l'Europe ein Freiherr Karl v. Roenies Quartier genommen hatte, während zwei Tage vorher in der Liste des Hotels de France der Name Gisela v. Roenies erschienen war. Der Name war den Meisten fremd, und selbst Viele von denen, welche die genealogischen Kalender im Kopfe hatten, wußten keine rechte Auskunft zu geben. Um so mehr trachtete man, der Sache auf den Grund zu kommen, und schließlich brachte Jemand doch so ziemlich die Wahrheit heraus, wenigstens insoweit, daß die eine Kombination, man habe es mit einem geschiedenen Ehepaare zu thun, welches zufällig gleichzeitig hier zusammengetroffen wäre, beseitigt war. Karl v. Roenies galt jedoch für ein Glied einer bisher verschollen gewesenen Seitenlinie, die jetzt die Besitzungen des Hauptstammes geerbt habe, und man nahm daher auch ohne Weiteres an, daß zwischen ihm und der Baronesse kein besonders freundschaftliches Verhältniß bestehen könne.

Der Zufall hatte es gefügt, daß Gisa gleich nach ihrer Ankunft sich unwohl fühlte und einige Tage das Hotel nicht verließ, während der Freiherr Briefe Sendtner's und der Gutsverwaltung vorfand, die inzwischen, da er einen Abstecher nach Berlin gemacht hatte, eingelaufen waren, und deren Erledigung ihm auch zwei Tage Arbeit bereitete. Das Unsichtbarbleiben der Beiden erhöhte natürlich die Neugier und Spannung, die sich in nicht geringe Ueber=

raschung auflöste, als man in Gisela ein junges Mädchen von anmuthiger Schönheit fand, und in dem Freiherrn einen ernsten Mann, dessen Aussehen weit mehr auf einen Asketen, als auf einen genußhungrigen Lebemann schließen ließ. Der fremdartige Reiz in Gisa's Erscheinung, gepaart mit ihrer selbstbewußten Unbefangenheit und Sicherheit des Auftretens, übte einen mächtigen Eindruck auf die Herrenwelt aus, indessen Karl bei den Damen der Gesellschaft ein nicht besonders günstiges Urtheil hervorrief. Daß die Beiden zusammen auf der Promenade erschienen und mit herzlicher Freundlichkeit miteinander verkehrten, stürzte nicht minder alle Kombinationen über den Haufen.

Zum Glück für die Beiden wurde die Aufmerksamkeit der Gesellschaft bald durch andere Ereignisse in Anspruch genommen. Besonders gab ein angekündigtes Konzert berühmter Künstlerinnen reichen Stoff zu Erörterungen.

Auch Carlo hatte Ursache, diesem Konzert etwas mehr Aufmerksamkeit zu schenken, denn die Anzeige desselben nannte als Mitwirkende die Schwestern Giulia und Francesca. Er hatte — das mußte er mit einiger Beschämung eingestehen — die Beiden nahezu vergessen gehabt, und freute sich, sie wieder zu sehen, denn die herzliche Theilnahme, welche ihm namentlich Giulia bewiesen, kam ihm in Erinnerung, und ein Gefühl der Dankbarkeit erfüllte ihn. Auch mit Gisa hatte er über sein Zusammentreffen mit den Künstlerinnen in London und seine früheren Beziehungen zu denselben gesprochen, und diese zeigte sich neugierig, die Mädchen näher kennen zu lernen.

Obwohl Pergher mit seiner Gesellschaft Tags vorher

in Wiesbaden eingetroffen war, hatte der Baron Roenies die Ankunft derselben erst erfahren, als man ihm in seinem Hotel Eintrittskarten für das Konzert anbot. Es war eine Matinée und daher die Zeit zu kurz, um noch vor dem Konzerte die Künstlerinnen aufzusuchen; Karl v. Roenies gedachte daher, erst nachher seinen Besuch zu machen. Kurz vor halb ein Uhr fuhr er vor dem Hotel de France vor, um Gisa abzuholen. Diese war bereits angekleidet gewesen, durch eine Ungeschicklichkeit der Zofe war jedoch der Spitzenbesatz ihres Kleides zerrissen, und somit ein Toilettenwechsel nöthig geworden. Karl mußte warten, und erst nach einer halben Stunde konnten sie wegfahren.

Die ersten zwei Nummern des Programms waren bereits abgespielt, als der Baron mit seiner Begleiterin im Konzertsaale erschien. Die nächste Nummer war eine Sonate für Violine mit Klavierbegleitung, von Francesca und einem fremden Virtuosen gespielt; dann erschien, von Pergher geführt, Giulia, um einige schottische Volkslieder vorzutragen. Es schien Carlo, als ob sie bei dem Anblicke eines großen Publikums noch immer etwas befangen wäre, denn ihre Blicke vermieden den Saal, als sie die übliche Verbeugung machte. Einige Akkorde auf dem Flügel wurden angeschlagen, dann setzte sie ein und glockenklar, dabei von einer berückenden Klangfülle und Weichheit, fügte sich Ton an Ton.

Die Sängerin selbst schien unter dem Zauber ihrer eigenen Stimme zu erwachen, ihre Gestalt gewann Leben und Freiheit der Bewegungen, ihr Auge flammte und sah siegesstolz auf die Lauschenden nieder.

Da traf ihr Blick Carlo, der horchend dasaß und jede Bewegung der Künstlerin verfolgte; ein kurzes Anhalten, ein kaum merkliches Beben der Stimme, dann ein plötzlicher, zur vollen klaren Höhe sich aufschwingender Jubelton, das war das Zeichen, das Giulia den Freund erkannt habe.

Im selben Augenblicke beugte sich Gisa etwas hinüber zu ihrem Begleiter und flüsterte: „Jetzt hat man Sie gesehen und erkannt."

Er nickte und lächelte ihr zu, dankbar für die Theilnahme, welche Gisa mit diesen Worten bekundet hatte.

Die flammenden Augen auf der Bühne oben hatten Alles gesehen, die vertrauliche Bewegung des schönen Mädchenkopfes, das Flüstern und Zunicken und Lächeln; der helle Jubelton, der zum Entzücken der Hörer in nie geahnter Höhe mit mächtiger Klangfülle gleichsam schwebend anhielt, brach jäh ab, noch einige dumpfe, klanglose Töne — das Notenblatt flatterte zur Erde, und die Sängerin lehnte, halb zu Boden gesunken, in den Armen Pergher's, der bestürzt herbeigeeilt war.

Auch das Publikum hatte sich zum Theil von den Sitzen erhoben und blickte erregt auf die Bühne, einige Herren eilten hinauf, auch Carlo, nachdem er Gisa rasch zugeflüstert hatte, auf ihn zu warten, drängte sich vor und half Giulia unterstützen, um sie in das Gemach hinter der Bühne zu bringen.

Mit lautem Jammern nahmen hier Trutta und Francesca die ohnmächtige Schwester in Empfang; den Klagerufen und Thränen, Schmeichelworten und Liebkosungen

der Frauen machte endlich die befehlende Stimme eines Arztes ein Ende, der sich unter den Zuhörern befunden hatte und herbeigeeilt war. Er wies zunächst die Herren, die sich nachgedrängt hatten, aus dem Gemache, auch Pergher und Carlo mußten dem Befehle Folge leisten. Erst draußen erkannte der Erstere den einstigen Freund, den er in seiner Bestürzung übersehen hatte. „Signor Carlo! Sie hier!" rief er und setzte dann mit einem finsteren Blicke auf den unerwartet Wiedergefundenen, mehr für sich, als für diesen vernehmbar hinzu: „Ah! Sie hat ihn gesehen!"

Carlo hielt Ort und Zeit nicht für passend, um sich mit Pergher, der ohnehin seiner Aufregung noch nicht Herr geworden war, in ein längeres Gespräch einzulassen, er bat nur, da er zu Gisa zurückkehren mußte, ihm Nachricht zu geben, sobald Giulia sich erholt habe. „Ich führe jetzt den Namen Baron Roenies," sagte er, „und wohne im Hotel l'Europe. Ich gebe Ihnen meine Karte, damit Sie den Namen nicht vergessen."

„Ah, Signor Carlo ist Baron geworden! Ich gratulire, Eccellenza; diese Ueberraschung wird vielleicht Giulia gesund machen," erwiederte der Italiener mit einem Gemisch von Hohn und Aerger im Ausdruck. „Der Herr Baron darf sich darauf verlassen, daß ich seinem Befehle Folge leisten werde."

Unmuthig über das Benehmen Pergher's kehrte Carlo zu Gisa zurück, welche im Saale wartete. Der größte Theil der Zuhörer war bereits fortgegangen, nur einige Gruppen standen noch herum und besprachen den Vorfall.

Es trug wahrlich wenig dazu bei, die üble Laune Carlo's zu verbessern, daß er an der Seite Gisa's einen Herrn sitzen sah und herantretend in diesem Botho erkannte.

„Sie hier in Wiesbaden?" rief er aus.

„Ja, theuerster Freund, ich bin es leibhaftig! Es scheint aber, daß die Freude des Wiedersehens wirklich ganz auf meiner Seite ist, wenigstens machen Sie alle Anstrengungen, dieselbe nicht zu verrathen."

„Mein Erstaunen ist doch wohl begreiflich," entschuldigte sich der Freiherr, „nach Ihren Aeußerungen daheim konnten wir nicht hoffen, Sie sobald hier zu begrüßen. Dann hat der jetzige Vorfall mich auch etwas ernst gestimmt, und —"

„Nur keine Rechtfertigung, lieber Roenies; meinethalben erlaube ich Ihnen gerne, über mein Erscheinen ungehalten zu sein, deshalb bleibe ich doch volle drei Tage hier."

„Nur drei Tage?" bemerkte Gisa dazwischen.

„Ach, wie danke ich Ihnen für dies kleine Wörtchen nur!" rief Botho mit strahlendem Gesichte aus. „Ja, leider sind es nur drei Tage. Und da muß ich noch vorsichtig sein, daß mein Oheim nichts davon erfährt: ich bin nämlich einfach durchgebrannt. Meine Bitte um Urlaub hat eine Antwort gefunden — na, ich will nichts weiter darüber sagen; so blieb mir nichts übrig, als mir selbst zu nehmen, was man mir nicht geben wollte. Daheim glauben sie, ich inspizire den großen Grenzwald."

Botho war im besten Zuge, fortzuplaudern, doch Gisa erhob sich und zwang ihn, abzubrechen. „Wie geht es der jungen Dame?" fragte sie Carlo.

„Der Arzt ist bei ihr; Näheres weiß ich selbst nicht," war die Antwort. „Ich glaube jedoch, daß es nur ein Schwindelanfall oder eine Ohnmacht sein dürfte, die rasch vorübergehen wird. Damen leiden ja oft an solchen Zufällen."

„Wie Sie das so genau wissen!" bemerkte mit leichtem Spott Gisa. „Uebrigens theile ich auch Ihre Ansicht."

Carlo reichte Gisa den Arm, und die kleine Gesellschaft verließ den Saal.

Botho zuliebe hatte man gemeinschaftlich das Mittagsmahl eingenommen und darnach eine Spazierfahrt gemacht, welche etwas länger währte, so daß man erst kurz vor der Theaterzeit zurückkehrte. Gisa, die sich ermüdet fühlte, lehnte es ab, die Vorstellung zu besuchen und kehrte in ihr Hotel zurück.

Der Portier meldete ihr hier, daß eine junge Dame seit länger als einer Stunde sie erwarte, und oben auf dem Korridor fand sie ihre Zofe, die ihr mit dem Ausrufe entgegenkam: „Gott sei Dank, daß Baronesse da sind; ich fing schon an mich zu fürchten. Eine fremde Dame ist im Salon, die sieht so eigenthümlich aus — so eigenthümlich —"

Gisa fragte zur nicht geringen Verwunderung des Mädchens gar nicht weiter, sondern gab ihr Schirm und Hut und befahl ihr, sich zu entfernen. Dann öffnete sie die Thüre zu dem kleinen Salon.

Gisa hatte ahnend errathen, wer die Besucherin sei. Trotz des Dämmerlichtes erkannte sie in der zierlichen Gestalt, welche nach der neuesten Mode gekleidet war, das

Haupt aber nach italienischer Sitte mit einem schwarzen Spitzentuch verhüllt trug, welches über die Stirne bis zu den Augen herabfiel, die Sängerin Giulia. Diese war von dem Stuhle, auf dem sie gesessen hatte, aufgesprungen und hatte zwei Schritte gegen Gisa gemacht. Mit ihrer etwas fremdartig klingenden Betonung fragte sie: „Sie sind die Baronin Roe — Roe —"

Gisa half ihr: „Ja, ich heiße Gisa Roenies. Was führt Sie zu mir, liebes Fräulein?" Mit einer Handbewegung lud sie die Besucherin dabei ein, ihren Stuhl wieder einzunehmen.

Giulia achtete darauf nicht, mit brennenden Blicken musterte sie Gisa's Gestalt, prüfte gierig jeden Zug des Gesichtes. Dabei flog ihr Athem, und Gisa fühlte den heißen Hauch.

„Sie sind schön," brachte endlich Giulia mit seltsam rauher Stimme hervor, „aber ich bin es auch!"

Das klang wie ein lauter Aufschrei; dabei riß sie das Spitzentuch vom Kopfe, ihre ganze Gestalt streckte sich, und die blitzenden Augen, die leidenschaftlich bewegten Mienen ließen sie wie eine zürnende Mänade erscheinen.

„Gewiß sind Sie schön, ich habe Sie heute im Konzertsaale bereits bewundert," erwiederte Gisa, die über diesen Anfang des Gespräches etwas erstaunt war.

„Wie großmüthig! Mich bewundern! Freilich können Sie jetzt meiner spotten, nachdem Sie ihn mir geraubt haben!"

„Ich verstehe Sie nicht, mein Fräulein; Sie scheinen erregt zu sein, fühlen Sie sich krank?" Dabei streckte

Gisa theilnahmsvoll die Hand aus, um jene Giulia's zu fassen, doch diese stieß sie zurück.

„Berühren Sie mich nicht!“ schrie Giulia auf. „O, ich möchte Sie erwürgen.“ Sie krampfte die Hände zusammen und beugte ihren Körper vor, als wollte sie in einem Sprunge sich auf Gisa werfen.

„Weshalb?“ fragte diese ruhig. „Was habe ich Ihnen zuleide gethan?“

Ein Schauern und Zittern ging durch den Körper Giulia's, plötzlich stürzte sie auf die Kniee und mit gerungenen Händen, unter heißen Thränen rief sie: „Erbarmen, Signora, ich muß sterben! Ich liebe ihn ja so sehr!“

Tief erschüttert hob Gisa die Schluchzende auf und führte sie zu einem Sessel. „Was soll ich thun, meine Liebe?“ fragte sie sanft.

„Was thun? Ja, ja — es ist zu spät, zu spät! Warum haben Sie mir das angethan?“

„Beruhigen Sie sich doch,“ versuchte Gisa die Aufgeregte zu beschwichtigen, „es kann sich ja Alles noch zum Guten wenden.“

„Zum Guten?“ wiederholte Giulia und griff sich an die Stirne, als könne sie den Sinn der Worte nicht fassen, Dann mit heftigem Griffe das Armgelenk Gisa's umklammernd stieß sie hervor: „Lieben Sie ihn? Bei der Madonna, sagen Sie die Wahrheit: lieben Sie ihn?“

Gisa fühlte das Blut zum Gesichte steigen, ihr Herz pochte heftig, und ein leises Beben ging durch alle Glieder: „Ja, ich liebe ihn.“

Giulia schleuderte sie zurück, daß Gisa fast zu Boden gestürzt wäre; sie sprang wieder auf und unheimlich klang ihr schrilles Lachen: „Ha, ha! Was brauchte ich noch zu fragen! Sie haben ihn berückt; Sie! Nicht er ist der Schuldige!“ Und nach einer Pause fuhr sie fort zu höhnen: „Ich weiß, wie es diese vornehmen Weiber machen; sie werfen sich den Männern an den Hals, und stellen ihre Reize als Fangnetze aus. Sind sie des Einen überdrüssig, dann kommt ein Anderer daran! Der Herr Baron wird es wohl auch erfahren — ha, ha, er ist wohl zum Lohn für süße Schäferstunden Baron geworden!“

„Unverschämte!“ Gisa stieß dies Wort hervor, von Scham und Empörung übermannt. Denn wenn sie auch die Einzelheiten all' dieser Beleidigungen nicht begriff, so fühlte sie doch die Absicht und den Sinn derselben.

Giulia sah mit schadenfrohem Lächeln ihr in das Antlitz; sie freute sich der Wirkung ihrer Worte, die wie vergiftete Pfeile getroffen hatten. Noch einen glaubte sie im Köcher zu haben.

„Carlo liebt natürlich die Eccellenza, die ihm den schönen Titel zubrachte und viel Geld. Geben Sie jedoch wohl Acht auf ihn, daß er nicht in ein anderes Fangnetz geräth, der Arme ist ja so leicht zu bethören.“

Auf Gisa machte dieser Ausfall aber einen ganz anderen Eindruck, als Giulia erwartet hatte. Sie gewann jetzt ihre Fassung wieder und damit die beste Waffe, um die Angriffe zu pariren.

„Ob der Herr Baron mich liebt, weiß ich nicht. Er hat mir nie davon gesprochen, und ich ihn nie befragt. Er

ahnt wohl auch gar nicht, was bisher mein Geheimniß war, das mir nur die Erregung des Augenblicks entschlüpfen ließ. Gehen Sie hin, gestehen Sie ihm das Alles, was ich jetzt anhören mußte, werben Sie mit all' den Mitteln um ihn, die Sie so genau kennen wollen, und die ich unter meiner Würde halte. Ich habe ihn nicht gefesselt, von meiner Seite aus ist er frei: versuchen Sie Ihr Glück, ich werde es nicht hindern."

Mit irren Blicken, fassungslos und betäubt, sah Giulia die Sprecherin an, die mit stolzer Hoheit vor ihr stand.

„Sie geben Ihren Mann preis?" schrie sie auf.

„Meinen Mann?" wiederholte in hellem Staunen Gisa. „Sie sind in einem Irrthum befangen; der Herr Baron ist nicht mein Gemahl, nur mein Adoptivbruder. Dies erklärt die Namensgleichheit, welche wohl Ursache eines Mißverständnisses war —"

Giulia rang nach Athem, sie zitterte und fuhr mit den Händen in der Luft herum. Dann stürzte sie mit einem dumpfen Schrei zu Boden. —

Mit Hilfe der Zofe und der Dienerschaft des Hotels brachte man Giulia in Gisa's Schlafzimmer zu Bett, auch hatte man nach einem Arzte gesendet. Dieser erschien rasch und untersuchte die Bewußtlose; Gisa bemerkte, daß er den Kopf schüttelte und eine bedenkliche Miene zeigte. Auf ihre theilnahmsvolle Frage gab er zur Antwort: „Es ist heute das zweite Mal, daß ich die junge Dame in diesem Zustande finde. Ich hatte ihr gerathen, sich vor jeder Erregung zu hüten, es scheint aber, man hat darauf nicht geachtet."

„Ist Gefahr vorhanden?“ fragte Gisa ängstlich.

„Für das Leben wohl nicht; ich finde wenigstens keinerlei Anzeichen, die auf eine ernstliche Krankheit schließen ließen; aber ich fürchte sehr, die Stimme dürfte leiden, und das wäre für diese Dame fast so schlimm wie der Tod. Haben Sie nicht darauf geachtet, wie ihre Stimme während des Gespräches klang?“

Gisa erinnerte sich jetzt in der That, daß Giulia etwas rauh und heiser gesprochen hatte, und sagte dies dem Arzte.

„Sie sehen, meine Befürchtung ist nicht ungerechtfertigt; ich wünsche, mich zu täuschen, und will noch hoffen, daß die Sache sich bessern werde. Die Ohnmacht selbst hätte sonst nicht viel zu bedeuten, obwohl sie etwas lange dauert.“

Endlich erwachte Giulia, verwirrt sah sie um sich. „Was ist mit mir geschehen,“ flüsterte sie mit heiserer Stimme, als sie den Arzt neben sich fand; da fiel ihr Blick auf Gisa und nun kam ihr die Erinnerung an das Vorgefallene.

„Verzeihung, Signorina, Verzeihung!“ Sie streckte die Arme aus, und als Gisa hinzutrat und mit leisen beschwichtigenden Worten sie zur Ruhe mahnte, ergriff sie deren Hände und küßte sie. „Ich fühle mich so glücklich, so glücklich! Und Sie sind so gut! Die Madonna hat mir Sie als meinen Schutzengel gesendet, der mir das Glück brachte. Dank! Dank!“

Gisa fuhr unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen; und ein herbes, wehmüthiges Lächeln zeigte sich in ihren Zügen. Wie bitter doch das Loos der Menschen ist und

wie grausam das Schicksal, welches dasselbe lenkt! Was den Einen beglückt, vernichtet die Hoffnung des Andern.

Gisa antwortete nicht. Bei aller Seelenstärke war sie doch Weib genug, um den Schmerz zu empfinden, wenn sie ihn auch unterdrückte. Der Arzt aber wiegte das Haupt und murmelte für sich: „Wie wird die Arme es ertragen, wenn sie sich bewußt wird, daß ihre Stimme verloren ist? Sie fühlt sich glücklich! Wie lange wohl?" Dann erhob er sich vom Stuhle und beglückwünschte Giulia, daß sie sich so rasch wieder erholt habe, und bot ihr seinen Wagen an, um sie zu den Ihren zu bringen. Gisa aber gab das nicht zu: es sei spät geworden, die Nachtluft kühl und das könnte der jungen Dame schaden, die ja besonders auf ihre Stimme achten müsse.

„Der Stimme schadet nichts mehr," erwiederte der Arzt mit einem bedeutungsvollen Blick, welcher Gisa erbleichen ließ; sie hatte ihn verstanden.

Giulia erklärte selbst, bleiben zu wollen; ohne Ziererei und konventionelle Bedenken, mit der Naivetät eines Kindes nahm sie freudig die Einladung Gisa's an; sie habe so viel zu besprechen, meinte sie treuherzig, sie will jetzt der neugewonnenen Freundin von dem geliebten Manne erzählen. Auch Gisa will hören, obwohl sie weiß, daß es ihr wehe thun wird.

Sie bleiben also beisammen und plaudern, bis Giulia lächelnd einschläft und selig wie ein Kind träumt, während Gisa neben dem Lager in dem Sessel sitzt in einem Zustande, der nicht Schlaf und nicht Wachen ist, in dem die Glieder wie vom Starrkrampf befallen sind, während

der Geist in seinem verzweiflungsvollen Kampfe mit wilden Gedanken ringt.

22.

Carlo, oder wie ihn jetzt die Welt nannte, Freiherr Karl v. Roenies, war nicht wenig erstaunt, als er am frühesten Morgen eine Karte Gisa's erhielt mit der Aufforderung, sogleich zu kommen, sie erwarte ihn im Sprechzimmer des Hotels. Der Baron war gerade im Begriffe, einen Spaziergang zu machen, er brauchte also Gisa nicht lange warten zu lassen, sondern stand wenige Minuten später vor ihr. Er sah ihr an, daß sie übernächtig und bleich sei, und sofort fragte er nach ihrem Befinden: ob sie sich krank fühle, daß sie zu so ungewöhnlicher Stunde ihn rufen lasse.

„Ich ließ Sie zu mir bitten, weil wir jetzt ungestört sprechen können, und weil ich die Entscheidung nicht eine Stunde lang verzögern möchte."

„Entscheidung? Sie machen mich neugierig auf Ihre Mittheilungen."

Sie winkte ihm mit der Hand, sich ihr gegenüber zu setzen und begann ohne weitere Einleitung: „Fräulein Giulia war gestern Abend bei mir."

Ueberrascht sah er Gisa an, die ihren Blick fest auf ihn gerichtet hielt und jede seiner Mienen beobachtete.

„Giulia! Was fiel ihr nur ein? Wie kam sie dazu —"

„Sie hielt mich für Ihre Gemahlin."

„Und deshalb kam Giulia zu Ihnen? Was wollte sie von Ihnen, ich begreife das Mädchen nicht."

„Wirklich nicht?! Haben Sie in der That keine Ahnung, was Giulia veranlassen konnte, mich aufzusuchen und — mir eine Scene zu machen?"

Er fuhr auf: „Eine Scene! Hat Giulia Sie beleidigt?"

„Der Zustand, in dem sie sich befand, entschuldigte sie, und ich habe ihr Alles gerne verziehen."

„Das Mädchen hat Sie also wirklich zu beleidigen gewagt? Aber erklären Sie mir doch endlich, was um des Himmels willen war der Grund?"

„Ich glaube, derselbe wäre leicht zu errathen," erwiederte Gisa kühl. „Das Fräulein liebt Sie."

Hatte Gisa bisher das Benehmen Carlo's für Verstellung halten können, so durfte sie doch jetzt nicht mehr in Zweifel sein, daß er wirklich an jenen Erklärungsgrund nicht gedacht hatte, denn seine Miene drückte sprachlose Ueberraschung so deutlich aus, wie es die vollkommenste Verstellungskunst nicht hätte zuwege bringen können. Diese Miene war so komisch, daß unter anderen Umständen Gisa laut hätte auflachen müssen, diesmal jedoch stieg ihr dabei langsam aber mächtig und heiß das Blut zum Kopfe, und sie mußte das Auge senken.

„Welche Tollheit! Ich hätte geglaubt, sie sei doch mit den Jahren vernünftiger geworden," stieß er ärgerlich hervor. „Wir haben freilich viel miteinander verkehrt, als gute Freunde mit einander gescherzt und geplaudert und gelacht; ich habe sie auch gut leiden mögen und bin ihr auch jetzt herzlich gewogen, aber schon damals habe ich sie nicht in Zweifel darüber gelassen, daß ich ihr nie mehr als eben nur ein — Freund sein könne."

„Die Arme liebt Sie mit einer leidenschaftlichen Gluth, welche mich fast in Schrecken versetzte," begann Gisa wieder mit leiser Stimme, „und sie hofft —"

Er stand auf: „Ich werde ihr sagen —"

„Bedenken Sie, daß eine Enttäuschung sie vernichten müßte," fiel ihm Gisa eifrig in's Wort. „Weshalb wollen Sie dieses Herz, das sich Ihnen ganz und voll hingibt, zurückstoßen? Giulia ist ein gutes Geschöpf, sie ist schön und wie ich glaube, fügsam wie ein Kind. Warum sollten Sie nicht glücklich werden mit ihr?"

„Wie? Sie, Sie sprechen für Giulia? Sie wollen mir zureden, daß ich — ah, das kann nicht ernsthaft gemeint sein."

Gisa wagte es nicht, aufzublicken. „Ich habe nie ernsthafter gesprochen als jetzt. Was hindert Sie, da Sie vor die Wahl gestellt sind, Giulia glücklich zu machen oder sie zu tödten, menschlich zu handeln und das Erstere zu wählen?"

Carlo sah die Sprecherin an, als vermöge er den Sinn ihrer Worte nicht zu fassen. „Sie muthen mir da einen Edelmuth zu, dessen ich wahrhaftig nicht fähig bin," brachte er endlich hervor; und nach einer Weile fügte er in rauhem Tone hinzu: „Sie wissen ja auch, daß ich eine Braut hatte, und wenn auch diese mich vergaß, so folgt daraus noch nicht, daß auch ich sie vergessen mußte."

Hatte er mit Vorbedacht diesen Pfeil abgeschossen, um sich für jene Zumuthung zu rächen, dann durfte er mit dem Erfolge zufrieden sein, der Pfeil hatte getroffen. Gisa preßte die Lippen zusammen und that dann einen

tiefen Athemzug, ehe sie, nun auch in schrofferem Tone, erwiederte: „Ich würde mich weder um Giulia, noch um Ihre Herzensangelegenheiten kümmern; aber das arme Mädchen dauert mich, und ich will ihr Vertrauen nicht täuschen.“

„Giulia dauert Sie. Und ich? Sie verlangen von mir, daß ich mich opfere, blos damit Ihr Schützling seine Laune befriedigt sehe?“

„Es ist keine Laune, es ist tiefes Gefühl!“

„Oder Leidenschaft, die hoch auflodert und rasch verglimmt. Frauen vergessen leichter, als wir Männer.“

„Das ist nicht wahr,“ fiel sie zornig ein.

„Verzeihung, wenn ich Sie daran erinnere, daß Sie selbst mir zureden, zu vergessen. Ich schließe daraus, daß Sie dieses Vergessen für etwas Leichtes halten.“

„Sie verdrehen meine Worte!“ rief sie; beinahe kamen ihr Thränen in die Augen. „Ich glaube nicht, daß es Ihnen Ernst ist mit Ihrer ewigen Treue.“

„Ah, und weshalb nicht? Weil Giulia mich liebt? Habe ich etwas dazu gethan? Oder haben Sie einen besseren Grund?“

„Nein! Ich habe gar keinen Grund! Gar keinen! Ich bereue es —“

„Daß Sie für Giulia sprachen!“ fiel er rasch ein und faßte ihre Hand, die sie ihm unwillig zu entziehen suchte. „Dies darf Sie nicht gereuen, wenn auch Ihre diplomatische Mission erfolglos blieb. Ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen, so sehr ich auch die arme Giulia bedaure. Und nun lassen Sie mich noch ein Geständniß hinzufügen —

ich weiß nicht, ob es Ihren berechtigten Zorn über mich besänftigen oder noch mehr entflammen wird — nicht nur eine Erinnerung der Vergangenheit trennt Giulia und mich, sondern auch eine Hoffnung auf die Zukunft."

„Ich bewundere Ihre Ausdauer, mit der Sie auf die Rückkehr der Verlorenen harren. Bei Ihren Grundsätzen von Treue darf ich ja nichts Anderes annehmen, als daß Sie hoffen, Ihre jetzige Schwägerin werde sich noch besinnen —"

„Gisa!" rief er aus. „Was soll das?"

„Ich werde Giulia mit ihrem Loose zu versöhnen trachten, ich wünsche nur, daß es mir gelinge."

„Lassen Sie mich selbst mit ihr sprechen; ich will zu ihr —"

„Sie schläft noch, oben in meinem Zimmer. Ich halte es für besser, wenn Sie der Armen Ihren Anblick ersparen. Ich werde heute noch mit ihr abreisen; sie soll meine Gesellschafterin bleiben. Damit ist ja auch einer Ihrer Wünsche erfüllt, daß ich der Sitte der Welt Rechnung tragen und mich nur behütet und begleitet zeigen soll."

„Sie wollen Giulia der Kunst entreißen, die ihr den besten Trost bieten kann?"

„Nicht mehr bieten kann, denn Giulia hat ihre Stimme verloren."

„Wie! Ist das möglich?"

„Der Arzt behauptet es, und soweit ich urtheilen kann, muß ich daran glauben. — Leben Sie wohl, Herr Baron."

Sie erhob sich und reichte ihm die Hand hin. „Nicht

so, nicht im Zorne dürfen Sie scheiden, Gisa! Haben Sie kein freundliches Wort für mich?" bat er.

„Ich wüßte nicht, daß ich unfreundlich gegen Sie gewesen sei."

„Sie zürnen mir, ich fühle es, und um Alles in der Welt möchte ich nicht, daß Sie meiner mit Haß gedenken."

„Ich hasse Sie nicht," sie athmete tief auf, und ein leichtes Roth zeigte sich auf ihren Wangen, „und nun leben Sie wohl, ich muß zu ihr."

„Sagen Sie doch auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen also, Herr Baron!"

Er hielt einen Augenblick lang ihre Hand fest. „Auf Wiedersehen, bis — wir Alle die Ruhe gefunden haben, um auch unser Glück zu finden."

23.

Ein Alexandriafahrer war auf der Rhede von Triest angekommen und hatte mit der Breitseite sich an den Molo gelegt; Agenten und Makler, müßige Bummler, welche das billige Schauspiel mit Behagen genossen, standen in dichten Gruppen herum, plauderten und lachten mit lebhaften Geberden und sahen den schweigsam arbeitenden Matrosen zu.

Vom Kapitän höflich geleitet, kam jetzt ein Mann von dem Dampfer, schritt gemessen über die Planke auf den Hafendamm und wollte über die Straße gehen, um zu seinem Wagen zu gelangen, der seitwärts hielt. Einer der flanirenden Zuschauer vertrat ihm den Weg.

„Glückliche Ankunft, Signor Luschan, sind Sie in Egypten gewesen?“

Der Angeredete sah auf und musterte den elegant gekleideten Mann, der protzenhaft allerlei Goldschmuck und Juwelen zur Schau trug. „Sind Sie es wirklich, Pergher?“

Der Andere zeigte sich etwas beleidigt: „Signor“ — er betonte das Wort — „Luschan scheint ein wenig stolz geworden zu sein, daß er den armen Pergher nicht mehr kennen will. Ich habe mich doch nur wenig verändert.“

„O sehr! Vor Allem ist's nicht mehr der arme Pergher, den ich vor mir sehe,“ erwiederte Luschan.

„Jawohl, die Leute behaupten sogar, Signor“ — er betonte wieder das Wort — „Pergher sei reich,“ prahlte der Andere. „Nun, das ist freilich ein wenig übertrieben; man hat eben gerade genug zum Leben.“

Luschan zwinkerte mit den Augen: „Und um das Leben zu genießen, nicht wahr? Nun, ich gratulire, die Geschäfte müssen gut gegangen sein, daß Sie so früh sich zur Ruhe setzen.“

„Mußte leider, mußte! Hätte es noch weit bringen können, aber das Unglück hat mich verfolgt.“

„Ei, das wäre! Ist man etwa gar undankbar gegen Sie gewesen und hat dem — uneigennützigen Impresario die Thüre gewiesen?“

Ein giftiger Blick traf den Spötter. „Signor Luschan, Sie haben eine eigenthümliche Manier, alte Freunde zu behandeln.“

Luschan lenkte ein: „Alte Freunde nehmen einen Scherz nicht gleich übel auf, Signor Pergher; Sie wissen, daß

ich stets wahre Theilnahme für Sie zeigte. Was ist's also mit dem Unglück?"

„Giulia hat ihre Stimme verloren," sagte Pergher mit aufrichtiger Betrübniß.

„Ah, das ist freilich schlimm; nun fällt das Mädchen wohl Ihnen noch zur Last?"

„Gottlob, das nicht; sie ist mit einer deutschen Dame auf Reisen gegangen."

„So! Und Francesca?"

„Hat auch der Kunst entsagt. Als Giulia von uns ging, ließ sie sich auch nicht mehr halten. Wir hätten noch so gute Geschäfte machen können, denn sie spielte von Tag zu Tag besser, aber sie wollte mit niemand Anderem konzertiren; und wenn Weiber einmal eigensinnig sind —" er seufzte.

„Ja, ja, dann ist nichts auszurichten mit ihnen," bestätigte Luschan. „Ist sie bei Ihnen?"

„Bewahre, sie nahm einen englischen Schiffskapitän, den sie schon in London kennen gelernt hatte. London brachte mir überhaupt Unglück."

„Ah, verlor dort im Nebel Giulia ihre Stimme?"

„Das nicht, das geschah erst in Wiesbaden, aber, wie ich glaube, ihr Herz, und weil es der nicht aufhob, dem es bestimmt war, kam die Krankheit über sie, welche ihr Verstand und Stimme raubte."

„Der muß wohl ein Barbar gewesen sein, welcher die schöne Giulia verschmähen konnte."

„Pah, Hochmuth war es, wie er eben in allen Rovellas steckt. Signor Carlo will jetzt noch höher hinaus, seit er Baron geworden ist."

Luschan sah den Sprecher groß an, als sähe er plötzlich einen Irrsinnigen vor sich: „Was reden Sie da von Signor Carlo? Sie träumen wohl!“

„Es ist so, wie ich sage; Giulia hatte sich den Signor Carlo in den Kopf gesetzt, und als wir ihn in Wiesbaden wieder trafen, da kam die Geschichte zum Klappen.“

Luschan war bleich geworden und nur mühsam bewahrte er seine Fassung. „Sie müssen es mit einem Schwindler zu thun gehabt haben,“ sagte er schroff, „Signor Carlo ist —“

Jetzt wurde Pergher hitzig. „Ich verbitte mir, daß Sie jedes meiner Worte anzweifeln. Ich und Giulia kennen Signor Carlo genau genug, und lassen uns von keinem Schwindler täuschen. Wir haben ihn erkannt, obwohl er jetzt Baron genannt wird und einen neuen Namen trägt; er hätte es vielleicht geleugnet, daß er Carlo Rovella sei, wenn nicht Giulia eben ihrer Sache zu sicher gewesen wäre.“

Luschan fühlte bei diesen Worten sein Gehirn sieden, es brauste ihm in die Ohren, als sänke er selbst in's Meer, und keuchend rang er nach Athem.

„Was haben Sie?“ fragte Pergher, der seinen Zustand bemerkte.

„Es ist nichts; die heiße dumpfe Luft hier beengt mich.“ Luschan trocknete sich die Stirne. „Also Signor Carlo war es wirklich? Und Sie haben ihn gefunden?“

„Ja, in London. Man erzählte sich seltsame Geschichten von ihm, er soll im Bagno von Neapel gewesen und von dort entflohen sein. In London war er mit einem deutschen

Doktor zusammen, der ihn stets begleitete. Dort hieß er noch Rovella, in Wiesbaden aber war er bereits Baron geworden. Weiß Gott, wie er zu dem Titel kommt und was dahinter steckt. Mir sagte man, daß er wirklich den neuen Namen führen dürfe. Ein echter Baron habe ihn adoptirt."

„Wie nennt er sich?" fragte Luschan.

„Ich habe mir seine Karte aufbewahrt." Pergher zog dieselbe aus seiner Brieftasche. „Hier ist sie: Karl Freiherr v. Roenies auf Bürstein."

Luschan griff nach dem Blättchen und stierte es lange an, bis er es zurückgab. „Ich muß jetzt heim, Signor Pergher," sagte er dann, „ich hoffe, Sie werden mich bald besuchen, recht bald! Oder nein, besser ist es, ich suche Sie auf, um mit meinem lieben alten Freunde zu plaudern. Ich komme noch heute, gewiß, ich komme."

Er drückte Pergher dabei eifrig die Hand, während seine Blicke unstät umherschweiften, dann eilte er mit hastigen Schritten zu dem Wagen und fuhr davon.

Pergher konnte allerdings nicht wissen, welche grausame Ueberraschung seine Nachrichten Luschan bereitet hatten. Er hatte einfach gar nicht daran gedacht, daß in Triest die Schicksale Carlo Rovella's unbekannt sein könnten, und da er in den paar Tagen seit seiner Rückkehr nach Triest zufällig auch keine Gelegenheit gehabt hatte, über die Rovellas zu sprechen, so war ihm ebenso unbekannt, daß Carlo noch immer für todt galt.

Luschan wäre nur zu gerne geneigt gewesen, an eine Täuschung Pergher's, an einen Betrüger, der sich den

Namen Rovella beilegte, zu glauben, aber dessen bestimmte Erklärung, namentlich aber der Vorfall mit Giulia, schlossen eine solche Annahme aus. Wie betäubt kam er auf das Comptoir und er bedurfte aller Selbstbeherrschung, um seine Aufregung zu verbergen und anscheinend ruhig die geschäftlichen Dinge zu erledigen. Signor Paolo Rovella war nicht da; er gab daher nur die nothwendigsten Weisungen und erklärte dann, er bedürfe ein wenig der Ruhe und begab sich nach Hause.

In der That bedurfte er der Ruhe, um seine Gedanken zu sammeln. Mittlerweile hatte er den ersten Schrecken überwunden und war geneigt, das Wiederauftauchen Carlo's war als einen unangenehmen, aber sonst nicht gefährlichen Zwischenfall hinzunehmen. Es war ja überhaupt noch fraglich, ob der dem Bagno Entflohene Lust hatte, in Triest zu erscheinen, wo noch der Steckbrief in Geltung war, dessen Erlassung Signor Luschan betrieben hatte. Wenn er es aber doch wagen sollte, nun, dann würden sich gewiß Mittel und Wege finden lassen, um eine Annäherung zu durchkreuzen. Signor Paolo hatte ja gleichfalls ein lebhaftes Interesse daran, den Bruder fern zu halten, und dessen Versöhnung mit den Eltern zu verhindern.

24.

„Die Signora will Sie sprechen; kommen Sie gleich, sie ist furchtbar ungeduldig, und ich suche Sie ohnehin schon seit einer halben Stunde.“ Mit diesen Worten war Signor Luschan von dem alten Hausdiener aufgestört

worden, den die Signora Novella zu ihrem Leiblakai gemacht hatte, weil er stets eine naive, unverhohlene Bewunderung ihrer Schönheit zur Schau trug.

„Sollte sie bereits auch in Kenntniß gesetzt sein von der Auferstehung ihres Schwagers?“ dachte Luschan, als er mit dem Diener nach dem Palazzo fuhr, den die jungen Novellas bewohnten; das alte Familienhaus war der Signora zu düster und unwohnlich gewesen.

Als Luschan das Zimmer betrat, kam sie mit raschen Schritten auf ihn zu: „Sie lassen lange auf sich warten.“

„Ich war nicht im Comptoir und mußte erst aus meiner Wohnung geholt werden,“ entschuldigte er sich.

Oft genug im Laufe der Jahre hatte Luschan dieser Frau gegenüber gestanden, welche die Brandfackel der Leidenschaft in seine erstorben gewesene Seele geworfen hatte, oft genug war er von ihren rauschenden Gewändern gestreift worden, hatte er dieselbe Luft mit ihr eingeathmet. Dennoch war er jedesmal wie von einem Rausch befallen worden, der ihm die Selbstbeherrschung raubte.

Wie hatte sich aber auch dieses Weib verändert! Wie war es groß, voll und stolz geworden, ebenmäßig in Formen und Bewegung, harmonisch wie noch kein Künstler eine Gestalt gebildet hat, weil kein menschlicher Meister die große Meisterin Natur erreicht. Das war Schönheit, die man himmlisch hätte nennen dürfen, wenn nicht die ganze Gestalt von einer düsteren, leidenschaftlichen Gluth erfüllt erschienen wäre, die überall durchschlug.

Luschan's Blicke verschleierten sich, mit verhaltenem Athem folgte er jeder ihrer Bewegungen. Die natürlichen

Reize waren noch gehoben durch die Pracht der Kleidung. Die Signora erwartete offenbar Jemanden, dem sie im vollsten Glanze entgegentreten wollte. Verblichener olivengrüner Sammet schmiegte sich weich um den Leib, gelblicher Flaum kostbarer Spitzen umrahmte den weißen Nacken, kunstvoll war das schwere Haar in Knoten geflochten, schimmernd und knisternd floß die Schleppe zu Boden — Form, Farbe, Duft: Alles war berückend und bestrickend.

Der Dame schien es schwer zu werden, das Gespräch zu beginnen, und Luschan hätte gewünscht, daß sie nie spräche, um sich an ihr trunken schauen zu können. Endlich brach sie das Schweigen; Luschan einen Sitz anzubieten, hatte sie für überflüssig gehalten.

„Wissen Sie, weshalb ich Sie rief?" fing sie endlich an, indem sie sich vor Luschan hinstellte. „Ich bin es nun satt; es muß ein Ende haben."

„Ja, es ist Zeit, daß es ein Ende nähme," murmelte Luschan. Er dachte aber an etwas Anderes, als sie.

„Ich kann so nicht länger leben! Sie haben mir zugeschworen, daß Sie meine Wünsche erfüllen werden, nun denn, thun Sie es!"

„Ich habe nie gezögert, Ihren Willen zu erfüllen. Was soll ich jetzt thun?"

„Wie hoch beläuft sich mein eigenes Vermögen? Und kann ich das Geld jederzeit haben?"

Alles Andere hätte Luschan eher erwartet, als diese Frage; im ersten Augenblicke machte ihn die Ueberraschung sprachlos, dann aber führte sie ihn in die nüchterne Wirk-

lichkeit zurück. Wenn von Geld die Rede war, dann gewann dieser Mann sofort seine Ruhe und Selbstbeherrschung.

„Ich kann es ganz genau sagen," erwiederte er, „Ihr Konto beträgt 121,725 Gulden; davon sind 100,000 Gulden die Morgengabe, welche der Herr Gemahl Ihnen zuwies, mit 10,000 Gulden ist das Landhaus bewerthet, und der Rest ist Zinsen und Gewinn."

„So! Ist das viel Geld?" fragte sie ruhig weiter.

„Es ist ein Vermögen, das gar Vielen als Reichthum erscheinen dürfte."

„Gut; und das Geld ist stets zu meiner Verfügung?"

Luschan wurde etwas verlegen. „Das Kapital ist im Geschäfte angelegt; mit Zustimmung des Herrn Gemahls wurde Ihre Morgengabe nicht abgesondert angelegt, sondern blos ein Konto dafür eröffnet; dafür nehmen Sie aber auch Theil an dem Geschäftsgewinne; nur so war es möglich, daß sich Ihr Vermögen so rasch vermehrte."

„Das kümmert mich nicht," erwiederte sie ungeduldig, „ich will wissen, ob ich das Geld erhalten kann, wann ich will."

„Sie brauchen nur zu befehlen, und es wird Ihnen zur Verfügung gestellt werden. Ich zweifle nicht, daß der Herr Gemahl —"

„Reden Sie nicht immer von Dem," — es lag ein äußerst verächtlicher Ton in diesen Worten — „muß er denn wissen, was ich mit meinem Gelde beginne?"

„So meinte ich es nicht; aber wenn die ganze Summe auf einmal aus dem Geschäfte gezogen würde —" er hielt lauernd inne, und fuhr erst fort, als er ihre ungeduldigen

Bewegungen bemerkte — „müßte doch der Chef des Hauses verständigt werden."

„Wenn ich mit Signor Paolo darüber hätte reden wollen, hätte ich Sie nicht gerufen," sagte sie schroff.

„Ah!" Der halblaute, mühsam unterdrückte Ausruf, das Aufleuchten in den Augen verrieth Luschan's Aufregung; er wußte jetzt, daß die Entscheidung vor der Thüre stand. Er beeilte sich daher, vor Allem einzulenken.

„Ich bitte, nicht an meiner Ergebenheit und meinem guten Willen zu zweifeln. Ihre Wünsche sind für mich mehr als Befehle, diesen gehorcht man, weil man muß, jene erfüllt man, weil man will."

„Aus Ihren Reden werde ich nicht klug; ich habe noch immer keine bestimmte Antwort," fiel die Signora ein.

„So erlaube ich mir zu wiederholen, daß ich bereit bin, Ihnen das Geld zu beschaffen, ohne daß mein Chef davon in Kenntniß gesetzt werden soll, aber —"

„Eine Bedingung? Sie wollen den Preis für Ihre Ergebenheit voraus bestimmen?" bemerkte die Signora mit verächtlicher Ironie.

Tausend Andere hätten nun den Gekränkten gespielt, sich in Betheuerungen erschöpft und mit schmerzlicher Entrüstung einen solchen Verdacht zurückgewiesen; Luschan lächelte ruhig.

„Das habe ich nicht nöthig; ich bin zu sehr Geschäftsmann, um nicht zu wissen, wem ich Kredit geben darf," erwiederte er nicht minder sarkastisch. „Daß aber eine Bedingung zu erfüllen ist, das ist richtig; mir muß es nämlich möglich gemacht werden, den Wunsch zu erfüllen,

und ich habe auch bereits die Schwierigkeit erwähnt, die zu überwinden ist."

„So nennen Sie doch diese Bedingung, Ihr Gerede könnte mich nervös machen."

„Ich muß wissen, wozu die Summe gebraucht wird."

Sie sah ihn mit einem durchdringenden Blicke an, dann ließ sie sich in den Sessel fallen und griff nach einem Fächer, der auf dem Tischchen neben ihr lag. „Weshalb müssen Sie das wissen?"

„Weil sich vielleicht Wege finden ließen, den Zweck zu erreichen, für welchen das Geld bestimmt ist, ohne daß Andere etwas davon erfahren. Sie schenken mir so viel Vertrauen, um eine That zu verlangen, da sollte ich wohl auch des Vertrauens würdig sein, einen Rath geben zu dürfen."

Statt der Antwort zog sie zwei Briefe hervor und reichte sie ihm hin; zwei zierliche Billets.

Das erste war kurz; der Schreiber bedauerte, heute seinen Besuch nicht abstatten zu können, um für das Glück des gestrigen Abends zu danken, und bat, einen Handschuh als Erinnerung behalten zu dürfen. Luschan sah auf die Unterschrift: Louis Eggenberg.

„Ah, der Fürst," sagte er halblaut, und die Signora nickte. Dann nahm er das zweite Blatt, diesmal blickte er gleich nach dem Namen.

„Biro v. Kriegsthal," las er und schaute dann verwundert auf. „Der schöne Hofrath!"

Wieder nickte die Signora, und nun überflog er das Schreiben, das länger und — verständlicher war.

Was das Billet des Fürsten nur als eine Hoffnung auf die Zukunft errathen ließ, war in dem Briefe des Hofrathes eine Thatsache der Vergangenheit. Herr v. Kriegsthal beklagte sich, daß man ihn gestern absichtlich ignorirt habe, daß man, wie er nur zu deutlich bemerkt habe, einem „Größeren" Hoffnungen machte, er werde dies aber nicht dulden, er setze eher sein Leben und seine Existenz ein, bevor er das Feld räume. In diesem Tone ging es fort, Schmeicheleien, Beschwörungen und Drohungen wechselten miteinander ab.

Luschan war es, als ob eine kalte Hand nach seinem Herzen griffe und es langsam zusammenpresse, das Papier zitterte in seiner Hand, als er zu Ende gelesen hatte und auf die Frau blickte, die so gleichgiltig und ruhig blieb, als ob sie an der Sache ganz unbetheiligt sei.

„Hat der Herr Hofrath ein Recht, einen solchen Brief an Sie zu richten?"

„Was meinen Sie damit: ein Recht?"

„Man schreibt nur so, wenn Beziehungen bestehen, welche —" er rang nach einem höflichen Ausdruck — „mit der Ehre einer Frau ebenso unvereinbar sind, wie mit der Ehre des Gemahls."

Luschan, der rücksichtslose Egoist, der gewiß kein Bedenken trug, alle Grundsätze der Moral zu verleugnen, wenn er ein Ziel erreichen wollte, fühlte in diesem Punkte wirklich eine Art sittlicher Entrüstung, wie ein ehrsamer Hausvater.

Die Signora verzog verächtlich den Mund. „Ihre Vermuthungen sind sehr beleidigend, was gibt Ihnen das Recht, solche — Beziehungen anzunehmen?"

„Niemand wird sich mehr freuen darüber als ich, wenn ich diesen Brief falsch verstand. Dann bitte ich aber, mir zu erklären, wie der Herr Hofrath in solchem Tone schreiben durfte."

„Er weiß, daß ich meine Lage unerträglich finde, und bot sich an, mir zur Scheidung zu verhelfen."

„Und Sie, gnädigste Frau —?" Luschan hielt den Athem an.

„Ich sagte ihm, daß ich mir die Sache überlegen wolle. Das ist Alles."

„Er steht also Ihrem Herzen nicht näher?"

„Ich habe schon einmal gesagt, daß Ihre Vermuthungen beleidigend seien."

„Sie handelten eigentlich wider die Abrede," fuhr Luschan fort. „Sie versprachen, in allen Dingen auf meinen Rath zu hören; was veranlaßte Sie, an den Hofrath sich zu wenden?"

„Ich mag einmal im Zorne mich über meine Lage geäußert haben, seitdem verfolgt er mich und schwört, daß er allein mir helfen könne. Ich weiß aber jetzt, daß es Prahlerei ist."

„Ah; Sie haben ihn also bereits erkannt? Ich verstehe, Sie wünschen jetzt, anstatt durch ihn — von ihm befreit zu werden."

„Ja, ich will mich loskaufen: dazu brauche ich mein Geld."

„Sie glauben also auch, Herr v. Kriegsthal werde seine Hoffnungen sich baar bezahlen lassen?" fragte er spöttisch.

„Weshalb nicht; ich habe ganz wohl bemerkt, weshalb

er sich so eifrig um mich bemühte; ich sah dies, als er mir von Scheidung sprach und dabei als Hauptsache bezeichnete, daß mir eine bedeutende Entschädigung zugesprochen würde. Er geht nach Geld, ich weiß es, denn er hat Schulden."

„Nun, das ist freilich aller Welt bekannt," fiel Luschan ein, „darum läßt sich auch die Sache verhältnißmäßig leicht ordnen. Ich werde mir seine Wechsel zu verschaffen wissen."

„Machen Sie dies, wie Sie wollen; nur trachten Sie, daß er mir bald aus dem Wege geräumt wird."

Eine wilde, eifersüchtige Regung erfaßte Luschan, mit elementarer Gewalt drängten sich die bitteren Worte ihm über die Lippen: „Freie Bahn für den Fürsten!"

Sie maß ihn mit einem stolzen Blicke und ging in das Nebenzimmer. —

„Ja es ist Zeit, daß ein Ende gemacht wird!" — Das sagte sich Luschan, als er den Palazzo verließ, und dabei verzog sich sein Gesicht, als ob er lächeln wolle. Sie hatte es ja gefordert — nun gut, es sollte geschehen, auch er war des Wartens überdrüssig. Daß er ein anderes „Ende" im Auge hatte, als sie — ei, das brauchte doch ihm keine Sorge zu machen. Er hatte ihr geschworen, daß ihr Wille erfüllt werden sollte; den Schwur wird er halten, aber auch jenen anderen, den er that, und der gelautet hat: „Du mußt mein sein."

Luschan's Augen funkelten wie die eines jagenden Tigers. „Die Zeit der Erfüllung ist gekommen!" so klang es ihm wie Musik in den Ohren.

In einem stillen Waldthal an der kroatischen Grenze besaß die „Import-Compagnie“ einen Landbesitz; ein altes Kastell gehörte dazu, welches auf einem Hügel einsam, fern von den Wohnstätten der Bauern, lag. Wenn der Herr dieses Kastells wollte, dann konnte er dort einen Feind oder wen sonst immer lebendig begraben, er durfte sicher sein, daß ihn Niemand stören würde.

In dieses Kastell wird Luschan die stolze Frau senden, wenn sie ihrer jetzigen „unerträglichen Lage“ entfliehen wird. In diesem Kastell wird der Schwur zur That werden, und die Minute, in der er sagen wird: „Jetzt bist Du mein, und Niemand kann Dich mir entreißen!“ — wird ein ganzes Leben voll Qual und Mühsal aufwiegen. Diese kurze Minute wird er nicht um eine Ewigkeit im Paradiese eintauschen wollen; und eine Ewigkeit von Höllenpein wird ihn nicht abhalten, zu triumphiren: „Du bist jetzt mein.“ —

Als Luschan wieder das Comptoir betrat, trug er eine so befriedigte Miene zur Schau, daß einer der Buchhalter seinem Nebenmanne zuflüsterte: „Endlich scheint einmal wieder ein gutes Geschäft gemacht worden zu sein. Zeit wäre es; seit Langem haben wir nur Verluste zu buchen.“

Nun darin irrte der Mann; das „gute Geschäft“, welches Luschan gemacht hatte, kam nicht zur Buchung; das lief auf seine eigene Rechnung. Seinem Chef brachte er keine guten Nachrichten mit; das Geschäft, welches diesmal in einer Anwandlung von Eigensinn Signor Paolo, ohne ihn zu fragen, eingegangen war, hatte sich ungünstig gestaltet; Luschan war zwar selbst nach Alexandrien gereist, als sich

Gefahr zeigte, er hatte aber nicht mehr Alles retten können, es war Erfolg genug, daß er den Verlust zu verringern verstand.

Signor Paolo war noch nicht zugegen, obwohl es schon spät Nachmittags war, endlich kam er, mit geröthetem Gesichte, unruhig blinzelnden Augen und weinduftenden Athem auspustend. Er hatte mit einigen Freunden gefrühstückt, man war sehr lustig gewesen und es war ein kleines Gelage daraus geworden. Nachlässig in einem Stuhl hingestreckt, mit der Cigarre im Munde, hörte er jetzt den Bericht Luschan's an.

Mißmuthig und mit wachsender Ungeduld hörte er zu, dann sprang er plötzlich auf.

„Ich weiß schon, worauf es hinausläuft! Es macht Ihnen natürlich Freude, daß die Spekulation mißglückt ist, weil die Idee nicht von Ihnen war. Sie haben vielleicht gar heimlich die Sache durchkreuzt, ich kenne das. — Lassen Sie mich in Ruhe," fuhr er ärgerlich fort, als Luschan gegen diese Verdächtigung protestiren wollte, „ich habe es satt, mich mit diesen Dingen zu plagen. Das Beste wäre es, die Firma zu liquidiren. Doch davon ein andermal. Ich wollte Ihnen nur noch sagen, daß ich meine Zusage gegeben habe, mich an einem anderen Geschäfte zu betheiligen, für das sich die Regierung interessirt. Es soll eine große Versicherungsgesellschaft gegründet werden; der Fürst Eggenberg versprach, das Ehrenpräsidium zu übernehmen, auch Hofrath v. Kriegsthal nimmt sich des Projektes eifrig an."

„Ueber diesen Plan läßt sich reden," erwiederte Luschan ruhig.

Signor Paolo blies eine dichte Wolke Rauch vor sich hin. „Gott sei Dank! Ich hatte schon erwartet, daß Sie wieder mit Bedenken und Einwendungen kommen würden. Sie sind einverstanden? Gut! Dann überlasse ich die Sache Ihnen, setzen Sie sich mit den Herren in's Einvernehmen. Addio!"

Er raffte Hut und Handschuhe auf und war zur Thüre hinaus, ehe Luschan noch antworten konnte. Dem war es übrigens lieb, daß sein Chef sich entfernt hatte; konnte er doch jetzt ungestört die Sachlage überdenken.

Alles arbeitete ihm in die Hände; die Umstände fügten von selbst sich seinen Plänen günstig, es blieb ja ihm zu thun fast nichts mehr übrig.

Das Erste war, daß er einen der Leute zur Signora Novella sandte und von dieser das Schriftstück erbat, worin sie ihre Einlage kündigte und die Auszahlung verlangte. Die Vorsicht gebot, ganz korrekt vorzugehen, und dieses Schriftstück war unter allen Umständen eine Waffe. Die Signora unterschrieb den Kündigungsschein, welchen ihr Luschan schickte, und sandte ihn zurück. Nachdem diese Sache geordnet war, fuhr Luschan nach der Wohnung des Hofraths.

Herr v. Kriegsthal empfing Luschan mit gewinnender Liebenswürdigkeit, auf welche der Leiter des Hauses Novella begründeten Anspruch hatte, der seinerseits eine höfliche, aber kühle Zurückhaltung bewahren durfte.

„Signor Novella hat mich bevollmächtigt, mit Ihnen bezüglich eines Projektes in Unterhandlung zu treten," begann Luschan nach den ersten Begrüßungen.

Herr v. Kriegsthal hielt es für gerathen, die Sache leichthin zu behandeln, als ob er kein näheres Interesse daran hätte.

„Ah, Sie meinen wohl die Versicherungsgeschichte? Ja, ja, ich habe mit Herrn Rovella gelegentlich darüber gesprochen, da mir die Sache für ihn von einigem Werth schien. Ich verstehe allerdings von derlei Geschäften nicht viel und kann daher nicht beurtheilen, ob das Projekt ausführbar ist."

„Darf ich um nähere Aufklärungen bitten, wie Sie persönlich sich zu dem Projekte stellen wollen?" sagte Luschan ruhig.

„Ich? Mein Gott, ich wollte ja nur die Sache anregen im Interesse unserer Stadt und ihres Handels. Vor einiger Zeit wurde mir eine Art Denkschrift darüber gegeben von einem Manne, der in solchen Dingen erfahren zu sein scheint."

„Könnte ich in dieses Schriftstück Einsicht nehmen?"

„Gewiß," beeilte sich der Hofrath zu erwiedern; er ging zu seinem Schreibtische und brachte nach kurzem Suchen das Papier.

Luschan warf einen raschen Blick auf die Schriftzüge und sagte halblaut vor sich hin, jedoch so, daß der Hofrath es hören mußte: „Hm, von Albert Landauer."

Herr v. Kriegsthal zuckte zusammen. „Sie kennen den Verfasser?"

„Ja; er ist Agent einiger Privat-Escompteure, die — hohe Zinsen nehmen."

Der Hofrath biß sich auf die Lippen, er fühlte, daß

Luschan ihn zu durchschauen beginne. „Ich kenne den Mann nicht näher," begann er unsicher, doch ein rascher Aufblick Luschan's machte ihn verstummen; er sah ein, daß er keinen Glauben finde.

„Landauer war in Paris," bemerkte nun Luschan; „er hat einige Zeit bei Pereire gearbeitet und scheint dort etwas gelernt zu haben. Ich darf wohl das Schriftstück mit mir nehmen, um alle Einzelheiten prüfen zu können."

„Es steht zu Ihrer Verfügung," antwortete verbindlich der Hofrath.

„Darf ich mir auch gleich notiren, welche Bedingungen Sie für Ihre Theilnahme an der Sache stellen?"

Herr v. Kriegsthal zeigte eine verwunderte Miene; bei sich dachte er: „Ein unangenehmer Mensch mit seinem direkt auf den Leib Gehen" — laut sagte er: „Ich verstehe Sie nicht recht, Herr Luschan; was hätte ich für ein Recht, Bedingungen zu stellen?"

Der Andere ließ sich auf das Diplomatisiren nicht ein. „Werden Sie sich begnügen mit einer Stelle im Aufsichtsrathe und fünfundzwanzig Aktien?" fragte er kurz.

„Darüber kann ich mich noch nicht bestimmt äußern, da ich nicht weiß, ob es mir meiner Stellung wegen gestattet sein wird, an der Verwaltung einer Gesellschaft theilzunehmen. Wenn Sie übrigens glauben, daß ich etwas nützen kann, so werde ich meine Dienste gerne anbieten. Was aber die Aktien betrifft — ich bin nicht in der Lage, welche zu kaufen; ein armer Beamter, der von seinem Sold lebt, kann keine Kapitalien erübrigen."

„Ich setzte voraus, Landauer hätte Sie über die Praxis

bei solchen Dingen unterrichtet," bemerkte ironisch Luschan. „Von einem Kaufen kann wohl nicht die Rede sein; man wird die Aktien Ihnen zur Verfügung stellen, wie das so üblich ist."

Der Hofrath sah sich in die Enge getrieben; er mußte Ja oder Nein sagen, und ein Nein hätte so bestimmt und unwiderruflich sein müssen, daß hinterher nie mehr ein Ja daraus hätte werden können. Er entschloß sich daher, die Komödie zu enden. „Wenn es so üblich ist, nun, dann will ich nichts dagegen haben."

„Gut, ich nehme dies vorläufig zur Kenntniß."

Herr v. Kriegsthal machte Miene, sich zu erheben, er hielt die Unterredung für beendet, Luschan aber blieb sitzen und lehnte sich erst recht behaglich auf seinem Stuhle zurück.

„Ich habe noch eine zweite Mission," sagte er langsam.

„Ah! Und das wäre?"

„Signora Novella hat mich bevollmächtigt, Ihnen die Antwort auf Ihren letzten Brief zu überbringen. Ich für meine Person muß gestehen, daß dieser Brief allzusehr den Charakter einer — sagen wir Pression an sich trägt."

„Sie — Sie haben ihn gelesen?" rief Herr v. Kriegsthal verwirrt aus.

„Jawohl!"

„Und welche Antwort läßt mir die Signora melden?"

„Daß sie nicht gesonnen sei, ihre Handlungen irgendwie von Ihnen beeinflussen zu lassen. Sie wünscht nie mehr von Ihnen mit Zumuthungen belästigt zu werden, für welche Sie auch nicht den Schein einer Berechtigung aufweisen können."

„So! Und wenn ich doch eine solche Berechtigung hätte?"

„Bah, aus einer flüchtigen Aeußerung, die vielleicht nicht einmal ernsthaft gemeint war, im Moment einer üblen Laune gesprochen, läßt sich keine Berechtigung ableiten."

„Ich will mich aber nicht so abweisen lassen," brach Herr v. Kriegsthal los.

„Ich bin eben deshalb gekommen, um über die Bedingungen zu sprechen."

„Ah, kommen wieder Bedingungen auf das Tapet?"

„Was fordern Sie? Nennen Sie die Summe!"

„Herr, Sie werden unverschämt!"

Luschan zuckte mit den Achseln. „Gut, so will ich ein Angebot machen. Sie erhalten fünfundzwanzig Aktien und eine Stelle im Aufsichtsrathe —"

„Das ist ja schon abgemacht," fuhr der Hofrath unwillkürlich heraus.

„Abgemacht? Daß ich nicht wüßte! Ich hatte mich nur nach Ihren Ansprüchen erkundigt."

Herr v. Kriegsthal biß sich die Lippen blutig. So überlistet zu werden! Es war schändlich. Nun aber brauchte er sich auch nicht mehr zu geniren. „Dann geben Sie mir das Memorandum zurück. Ich werde mit anderen Häusern unterhandeln."

Luschan zog ruhig das Schriftstück aus der Tasche. „Landauer kann ja für uns den Plan noch einmal ausarbeiten."

„Möge er's thun, Sie vergessen aber, daß —"

„Sie wollen wohl sagen, daß die Regierung die Be-

willigung zu ertheilen hat? Gewiß! Sie vergessen aber, daß nicht Sie die Regierung sind. Das Haus Rovella ist noch immer in der Lage, einem Landauer Wechsel abzukaufen —"

„Sie wollen mir drohen!"

„Nein; ich lege nur die Verhältnisse dar, um Ihnen zu zeigen, daß Ihr Interesse die Annahme meiner Vorschläge gebietet."

Das sah der Hofrath freilich ein, der mit hastigen Schritten ärgerlich auf und ab ging. Endlich blieb er wieder stehen und schob das Memorandum, welches Luschan auf den Tisch gelegt hatte, diesem wieder zu.

„Stecken Sie das Projekt zu sich und theilen Sie mir dann Ihre Entschließungen mit. Ich hoffe, die Angelegenheit wird sich rasch durchführen lassen."

„Daran zweifle ich nicht," entgegnete Luschan, tief befriedigt über die Kapitulation des Herrn v. Kriegsthal. „Ich bin auch bevollmächtigt, die Ihnen zugesicherten Aktien zu eskomptiren oder mit irgend einem Betrage zu lombardiren."

Der Hofrath zögerte ein wenig, dann aber nahm er eine joviale Miene an und meinte leichthin: „Meinethalben, senden Sie mir einstweilen zwanzigtausend Gulden."

„Es wird geschehen. Ich beglückwünsche Sie, Herr v. Kriegsthal, Sie haben ein gutes Geschäft gemacht; man profitirt bisweilen, wenn man sich mit der Hälfte seiner Forderung begnügt."

„Wie meinen Sie das?"

„Nun ja, wenn man ein Weib und ihr Vermögen

anstrebt und nur das Vermögen bekommt, so ist dies doch ein baarer Gewinn. Das Weib wäre eine Hypothek, welche das Kapital bald aufzehren würde."

Der Hofrath nickte ihm lächelnd zu und mit einem Händedruck schieden die beiden Männer, die sich so gut verstanden hatten.

— — — — — — — — — — — —

Als Luschan durch das Vorzimmer schritt, fing er ein Gespräch zwischen zwei Dienern auf.

„Seine Durchlaucht läßt den Herrn Hofrath bitten, den Akt bis morgen zu erledigen," hörte er den Einen sagen.

„Ist denn Seine Durchlaucht zu Hause?" fragte der Andere.

„Das ist so seine Gewohnheit, jetzt zu arbeiten, damit Unsereiner ja keine ruhige Stunde hat. Heute dauert's wohl bis Mitternacht."

Luschan, der schon in den Thüre stand, wandte sich zu dem Sprecher. „Kann man den Fürsten jetzt sprechen?"

„Weiß nicht," murrte Jener, „probiren Sie's halt."

Luschan nahm sich einen Miethwagen und fuhr zum Palais des Fürsten. Der Diener im Vorzimmer machte ein verdrossenes Gesicht, als er des späten Besuchers ansichtig wurde, und suchte ihn abzuweisen.

„Ich komme in privaten Angelegenheiten. Melden Sie mich!" war die kurz und barsch gegebene Antwort, und in der nächsten Minute stand Luschan vor dem Fürsten Eggenberg.

Mit funkelnden Blicken musterte Luschan den Mann,

mit dem er um den Preis so vieler Pläne und Anschläge, so langen geduldigen Harrens und Sehnens den letzten Kampf ringen sollte. Wie war der ihm in allen Stücken überlegen! Schlank, geschmeidig und wohlgestaltet, mit kühnen, blitzenden Augen, noch ganz die Haltung des ehemaligen Reiteroffiziers zur Schau tragend — so war des Mannes äußere Erscheinung, die wohl einem Frauenauge gefallen mochte. Und dann — was noch schwerer in's Gewicht fiel: der Fürstentitel, der Reichthum und der Ruf eines Herzensbezwingers!

Fürst Eggenberg trat dem Besucher mit liebenswürdiger Höflichkeit entgegen. „Was wünschen Sie von mir?"

Luschan zögerte, was der Andere auf Rechnung der Verlegenheit eines Mannes setzte, der mit hohen Persönlichkeiten nicht oft verkehrt habe.

„Sprechen Sie offen," ermunterte er ihn.

„Von der Firma Rovella wird Ihnen ein Projekt eingereicht werden: es betrifft die Gründung einer Versicherungsgesellschaft; ich bitte, es günstig zu befürworten."

Der Fürst sah etwas verwundert darein. „Ich habe bereits Mittheilung von dem Plane erhalten; gewiß bin ich dafür und werde keine Schwierigkeiten machen. Indeß ist dies eigentlich eine amtliche Angelegenheit, oder ist sie vielleicht für Sie eine private?"

„Für mich nicht; ich habe keinen anderen Antheil daran, als Arbeit; aber für Signora Rovella —"

„Ah! Die Dame interessirt sich für Geschäfte?" Der Fürst hatte eine Bewegung der Ueberraschung nicht ganz unterdrücken können.

„Sonst nicht, nur in diesem Falle. Genau genommen bin eigentlich ich es, als ihr unbeschränkt Bevollmächtigter —"

„Es hätte mich gewundert, wenn die Signora persönlich sich mit solchen Dingen abgäbe," unterbrach ihn der Fürst. „Sind Sie mit ihrem Wissen zu mir gekommen?"

Jetzt richtete sich Luschan auf und sah dem Fürsten gerade in's Auge. „Ich sollte noch den Wunsch aussprechen, daß Euer Durchlaucht sich meiner Vermittelung bedienen mögen, wenn Sie der Signora eine Botschaft bestellen wollen. Briefe sind unter Umständen gefährliche Zeugen oder Verräther."

Eggenberg fuhr betreten zurück, das war etwas, was selbst einen gewiegten Weltmann aus der Fassung bringen konnte.

„Wie soll ich das verstehen?" sagte er halblaut.

„Die Signora fühlt sich sehr geehrt durch die Huldigung, welche Euer Durchlaucht in Ihrem heutigen Billet andeuteten," fuhr Luschan fort.

„Sie wissen davon?"

Luschan verbeugte sich lächelnd.

„Wenn wir in Galizien leben würden, müßte ich glauben, Sie seien der Moschko des Hauses," bemerkte mit unverkennbarer Ironie der Fürst. „Sie wissen wohl nicht, was ein Moschko ist?"

„Nein."

„So eine Art geschlechtsloses Faktotum, das Alles weiß und Alles macht, heute der Leporello des Herrn und morgen —" Er brauchte den Satz nicht zu vollenden, Luschan verstand auch das Schweigen.

„Signora Rovella will ihren makellosen Ruf auch makellos erhalten; sie wird nie einen Schritt thun, der auch nur einen Schatten auf ihre Ehre werfen könnte, so sehr sie auch vielleicht wünschen muß, daß lästige Bande der Pflicht gelöst werden.“

Der Fürst maß den Sprecher mit einem erstaunten Blick; das klang allerdings wie eine sehr diplomatische Botschaft, die ein Anerbieten und eine Forderung zugleich enthielt. Fürst Eggenberg fühlte, daß es gelte, vorsichtig zu sein. „Melden Sie der Signora, daß ich ihre Wünsche respektiren werde,“ sagte er kurz, und mit einer leichten Bewegung verabschiedete er Luschan.

„Was will man von mir?“ fragte sich der Fürst, als er allein war. „Von der Pflicht befreit werden, ohne daß die Ehre leidet, dazu gibt es nur einen Weg. Man will Frau Fürstin werden! Ein seltsames Weib, fürwahr!“

Luschan aber rieb sich draußen vergnügt die Hände. „Das war eine kleine Douche für die Durchlaucht, die sie wohl etwas länger kühl halten wird.“ Mit gesenktem Kopf, grübelnd über allerlei Möglichkeiten der Zukunft, lief er dann durch die Straßen, als ihm Jemand plötzlich in den Weg trat.

„Wohin des Weges so eilig, Signor Luschan? Kommen Sie mit in meinen Club, plaudern wir ein wenig bei einer Flasche Spumante.“

„Ah, Signor Pergher! Dank für Ihre Einladung. Ich bin etwas müde, und der Lärm einer größeren Gesellschaft würde mir Kopfschmerzen verursachen. Wenn Sie mir aber die Ehre Ihres Besuches schenken wollen — zwar

mit Spumante kann ich nicht aufwarten, aber einen alten Isera —"

„Ah, theuerster Freund, den ziehe ich allen Sorten vor, wenn er echt ist!"

„Er ist echt," sagte Luschan und schritt bereits voran, Pergher schwenkte an seine Seite.

„Haben Sie schon vielen Leuten mitgetheilt, daß Sie Signor Carlo getroffen haben?" begann Luschan, als sie daheim beim Weine saßen.

„An den habe ich wahrlich nicht gedacht," brummte Pergher, „ich mag auch gar nicht an ihn denken, es ärgert mich."

„Nun, ich finde es gut für Sie selbst, wenn Sie über diesen Punkt schweigen."

„Warum?" fragte der Andere neugierig.

„Ich habe auch gewisse Nachrichten, und möchte Sie nicht in einen bösen Handel verwickelt sehen. — Nicht wahr, er mußte Ihnen eine hübsche Summe zahlen?"

Das war eine Annahme Luschan's, die sich auf nichts Anderes gründete, als auf die Kenntniß des Charakters Pergher's.

„Natürlich, er ist Schuld, daß Giulia nicht mehr singen wollte, und für den Verlust entschädigt zu werden, war mein gutes Recht."

„Hm, die Sache läßt sich auch anders ansehen. Die Advokaten finden leicht darin eine Erpressung, und wenn Signor Carlo Ihnen einen Prozeß anhängt —"

„Er wird es wohl bleiben lassen!"

„Meine Nachrichten lassen mich vermuthen, daß er sich

hinterher die Sache überlegt hat und nicht übel Lust zeigt, das Gericht auf Sie zu hetzen."

Pergher sprang auf. „Das wäre schändlich! Aber er kann mir nichts anhaben!"

„Die Geschichte ist nicht unbedenklich; ich habe die betreffenden Paragraphen des Gesetzes nachgesehen. Es könnte Ihnen übel ergehen."

Nun wurde Pergher doch etwas ängstlich zu Muthe. „Sie meinen wirklich, theuerster Freund, er könnte mich zwingen, das Geld herauszugeben?"

„Nicht nur das! Auch ein Freiquartier im Zuchthaus zu Gradisca könnte er Ihnen verschaffen."

Der Andere stieß einen Fluch aus. „Er darf es nicht wagen, er selbst hat ja auch Butter auf dem Kopfe."

„Nun, die Großen sind immer im Vortheil; ein Rovella findet schon Wege und Mittel, um gewisse vergangene Dinge vergessen zu machen, die man bei einem Anderen eben nicht vergessen würde."

Das leuchtete Pergher ein und jetzt begann er ernstlich an eine Gefahr zu glauben. „Was kann ich da thun, Signor Luschan? Sie wissen ja für Alles Rath; lassen Sie doch einen alten Freund nicht im Stiche."

Luschan sah ihn eine geraume Weile an, dann bemerkte er langsam: „Wenn dieser Baron Roenies nicht Carlo Rovella wäre, sich nur fälschlich für denselben ausgäbe, dann freilich stünde die Sache anders. Ein Betrüger, der sich für Jemanden ausgibt, von dessen Tode Beweise vorliegen," fuhr Luschan, jedes Wort betonend, fort, „darf sich mit den Gerichten nicht einlassen."

Pergher fing an, allmählig zu begreifen, wohin Luschan ziele.

„Sie glauben also nicht, daß der Baron Roenies wirklich Carlo Novella ist?" fragte er lebhaft.

„Ich glaube gar nichts, denn ich habe die Person nicht gesehen, kann also nicht urtheilen. Sie aber behaupten, Signor Carlo entdeckt zu haben, und wenn Sie für ihn als Zeuge auftreten, so haben Sie auch die Folgen davon zu tragen."

„Ich werde mich hüten," murmelte Pergher. „Ich bin froh, daß ich noch nicht viel darüber gesprochen habe."

„Es war überhaupt unklug, daß Sie Ihre Schwägerinnen so ganz aus den Augen ließen, besonders Giulia," fuhr Luschan fort. „Wer bürgt dafür, daß sie nicht auf eigene Rechnung Konzerte geben wird?"

Pergher wurde blaß wie eine Wand. „Sie hat ja ihre Stimme verloren!"

„Pah, kann das nicht ein Vorwand sein, um sich von Ihnen loszumachen? Mir erscheint die Sache ein wenig verdächtig; dieser angebliche Signor Carlo, in den sich das Mädchen verliebt; dann der angebliche plötzliche Verlust der Stimme, die Abreise mit der deutschen Dame, die mit jenem Manne in Verbindung steht — ich fürchte, man hat Sie überlistet, theurer Freund!"

„Ueberlistet!" stöhnte Pergher. „Ah, ich will ihnen zeigen, daß ich mich nicht so leicht überlisten lasse. Ich werde Giulia suchen und dann —"

„Das halte ich für vernünftig, reisen Sie ihr nach und lassen Sie das Mädchen nicht aus dem Auge. Treten

Sie aber nicht zu früh hervor, sonst spielt man Ihnen eine neue Komödie vor."

„O, ich werde es schon einzurichten wissen, daß man mich nicht abermals täuschen kann!"

Signor Pergher hatte allen Geschmack an dem alten Isera verloren, es litt ihn nicht länger bei seinem guten Freunde, und er beeilte sich, Abschied zu nehmen mit der Versicherung, daß er gleich am nächsten Tage wieder nach Deutschland reisen werde.

„Der ist mir für einige Zeit vom Halse geschafft," sagte Luschan und lachte lautlos vor sich hin. „Es ist doch merkwürdig, wie die Leute dumm werden, wenn man ihnen Gewinn oder Verlust vor der Nase vorgaukelt! Der Mensch galt als schlau! Der hat Verschwörungen angezettelt und geleitet! Und jetzt läßt er sich auf so plumpe Weise um seinen Verstand bringen! Die Menschen sind dumm, dumm, dumm!"

Höhnisch lachte er vor sich hin.

25.

Beim Statthalter fand eine große Abendgesellschaft statt, das ganze Patriziat, die Schiffsrheder und Handelsbarone der Stadt hatten sich eingefunden, auch der Fürst Eggenberg fehlte nicht. Von feiner, gewinnender Höflichkeit gegen die Männer, die ebenso selbstbewußt waren, wie alter Hofadel, hinreißend liebenswürdig gegenüber den Damen, feierte der Fürst bei solchen Gelegenheiten stets Triumphe, er durfte sich da sagen, er sei in Wahrheit populär.

Auch heute entzückte er alle Welt, hatte für Jeden ein angenehmes Wort und für jede Dame eine geistreiche Schmeichelei. Nur Eine schien er geflissentlich zu meiden: Signora Novella.

Wie eine zürnende Juno, ein Gewitter von Unmuth auf der Stirne, Blitze in den Augen und Verachtung auf den zuckenden Lippen, wandelte sie durch die prächtigen Räume, einsam und auch von Anderen gemieden, denn sie scheuchte Jeden mit ihrem herben Stolze von sich.

Der Fürst hatte während eines Contretanzes im großen Salon sich ein wenig zurückziehen wollen, um sich von den Mühen des „Geistreichseins“ zu erholen; er betrat ein kleines, mit mannshohen Palmen und Kamelienbüschen in eine Art Laube verwandeltes Gemach und stand — vor Signora Novella. Wortlos sich zurückziehen wäre eine Beleidigung gewesen, die selbst ein Eggenberg nicht wagen durfte; er mußte sprechen. Die Dame ließ ihn aber die Phrase, welche er begonnen hatte, nicht vollenden.

„Ich habe Ihre Geschicklichkeit bewundert, Durchlaucht, mit der Sie mir heute ausgewichen sind,“ sagte sie.

Sein Blick begegnete dem ihren, und er fühlte, daß Leugnen ihm nichts helfen würde.

„Ja, meine Gnädigste, ich floh Sie absichtlich, denn ich fürchtete — für mich,“ erwiederte er.

Sie stand auf und wandte sich zur Thür. „Ich glaube Ihnen, denn ich habe bisher noch keinen Mann von Muth gefunden.“

Kalt und verächtlich klangen diese Worte, sie trieben dem Fürsten das Blut in die Wangen. Oder war es der

Eindruck ihrer Schönheit, die so, wie sie hochaufgerichtet vor ihm stand, zur überwältigenden Geltung kam? Er vertrat ihr den Weg zur Portière.

„Sie zweifeln an meinem Muthe?"

„Gestanden Sie doch selbst zu, sich zu fürchten!"

„Wissen Sie aber auch, was ich fürchte?"

„Ich weiß es," sagte sie bestimmt, mit einer Handbewegung ihn unterbrechend. „Sie scheuen den geraden Weg, den ich zu gehen wünsche, und Sie fürchten, daß das Weib auch — Frau sein will."

Betroffen schlug der Fürst den Blick nieder; als er ihn wieder erhob, lag ein Ausdruck von Spott darin. Die Worte der Signora hatten ihn ernüchtert. „Seien Sie versichert, meine Gnädigste, daß ich Ihre Offenheit und Ihren geraden Sinn aufrichtig bewundere. Ihr — wie soll ich nur sagen? vielleicht paßt: Diplomat — hatte mir bereits mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit Ihre Ansprüche bezeichnet, und ich würde mich glücklich schätzen, dieselben erfüllen zu dürfen, wenn ich nur die Gewißheit haben könnte, Sie, meine Gnädigste, damit auch glücklich zu machen. Dagegen bitte ich stets auf meine ergebensten Dienste zu rechnen, wenn Sie irgend welchen entscheidenden Schritt thun wollen, um sich aus Ihrer Lage zu befreien. Ich werde gewiß nichts versäumen, sobald Sie es wünschen, Ihr Scheidungsgesuch betreffenden Orts zu einer günstigen und raschen Erledigung zu empfehlen."

Das war nicht mehr die Sprache des galanten Weltmannes, das war die Redeweise eines Protektors.

Signora Caterina Rovella fühlte die ganze Wucht der

Demüthigung, welche in dieser Behandlung lag; das Benehmen des Fürsten sagte ihr, daß er sie durchschaut habe, daß er wisse, wie sie in maßlosem Stolz den verwegenen Gedanken zu fassen gewagt habe, sich ihm zur Gemahlin aufzudrängen.

Eggenberg hatte die Frauen studirt und irrte sich selten in seinem Urtheile; er hegte in der That keinen Zweifel, daß Signora Caterina Ehre und Pflicht niemals verletzen würde, sondern auf untadelhaft korrektem Wege ihr Ziel erreichen wolle. Der Gedanke daran, daß sie die Schwierigkeiten auf diesem Wege so gänzlich unterschätze, daß sie sich dem Wahne hingeben konnte, er würde ihre Scheidung von dem ungeliebten Gemahl durchsetzen, nur um ihr dann selbst die Hand zu bieten, rief ein Lächeln auf seinen Zügen hervor. Dieses Lächeln war das ätzende Gift in der Wunde, welche seine Worte dem stolzen Weibe geschlagen hatten.

Mit einem Blicke grimmigsten Hasses streifte sie nochmals seine Gestalt und wandte ihm den Rücken. Vor sich sah sie das verzerrte Gesicht des Gatten.

„Ich bitte es zu entschuldigen, daß ich unabsichtlich Zuhörer der interessanten Unterhaltung wurde," stieß mit heiserer Stimme Signor Paolo hervor, indem er bald auf die Gattin, bald auf den Fürsten blickte. „Ein Zufall führte mich her, und man war so vertieft —"

„O bitte," unterbrach ihn ruhig der Fürst, „es bedarf keiner Entschuldigung. Was ich der Dame zu sagen hatte, brauchte kein Geheimniß für den Gemahl zu sein."

Mit einer tadellosen Verbeugung gegen die Signora verließ Fürst Eggenberg das Gemach.

„Nun, Madame, was haben Sie mir zu sagen?“ Paolo faßte mit rohem Griff ihren Arm.

Sie schleuderte ihn von sich, und mit stolzem, festem Gange, hochaufgerichtet schritt sie durch die Gemächer dem großen Saale zu, in welchem eben die letzten Töne der Polonaise verklangen.

Paolo war zu einem Sessel hingetaumelt und schwerfällig darauf niedergefallen; die Aufregung und der starke Wein hatten ihm die Füße gelähmt und den Kopf schwer gemacht. Jetzt suchte er sich zu besinnen, wie das eigentlich so gekommen sei. Wie gewöhnlich hatte er sich mit einigen Genossen zum Spieltisch zurückgezogen gehabt, und da er heute stets gewann, trank er noch mehr als sonst. Da hatte nun Einer Anspielungen zu machen begonnen, die ihm anfangs unverständlich waren, bis er endlich ihren Sinn begriff. Wüthend hätte er sich beinahe an dem Verdächtiger vergriffen, doch die Anderen hatten sich in's Mittel gelegt und es verhindert. Er hatte dann das Spielzimmer verlassen und seine Frau gesucht. Dabei war er Ohrenzeuge der letzten Worte des Fürsten geworden. Wenn er nun auch den ganzen Zusammenhang des Gespräches nicht kannte, so war doch der letzte Satz so deutlich gewesen, daß er über den Sinn desselben keinen Zweifel hegen konnte. Seine Frau trug sich mit dem Gedanken, sich von ihm scheiden zu lassen.

In dumpfem Brüten sah er mit glasigen Augen vor sich hin; sein wüster Kopf konnte keine Antwort finden auf die Frage: warum? Wohl hatte sie ihn schon seit längerer Zeit mit auffallender Kühle, ja verächtlich be-

handelt; er hatte aber in seiner blinden Leidenschaft, die ihm das schöne Weib noch immer einflößte, dies als eine Laune hingenommen.

„Warum?“ brüllte er plötzlich laut auf, so daß er vor dem Klang der eigenen Stimme erschreckt zusammenfuhr. Er war noch immer allein, die ganze Gesellschaft schien sich im großen Saale zusammengefunden zu haben, von woher lautes Summen herüberdrang. Er wollte sich erheben, merkte aber, daß ihm die Füße zitterten, und sank wieder in den Sessel zurück. Er fühlte, wie es ihm langsam zur Kehle emporstieg und ihn zu ersticken drohte, wie es auf der Brust und im Gesichte krampfhaft zuckte, als müsse er laut aufschluchzen. Dieses Weib zu verlieren — das nur zu denken war schon genug, um wahnsinnig zu werden. Nein! Das durfte nicht geschehen! Er gab sie nicht los; nie, nie, nie!

Was aber sollte er thun? Hilflos irrten seine Blicke herum in die Weite, als suche er Einen, der ihm den rettenden Weg zeige.

— — — — — — — — — — — —

„Die stolze Signora Rovella hat doch ein gutes Herz. Sieh nur, wie freundschaftlich sie mit dem häßlichen Commis ihres Mannes spricht! Ob das eine Andere thäte!“

„Du hast Recht, einen so ekelhaften Burschen, der nicht einmal tanzen kann, auf einem Balle anzusprechen, dazu gehört Seelengröße.“

„Corpo di Dio, sie nimmt gar seinen Arm!“

„Wie ich immer sage, sie muß stets Sensation machen! Das ist ein Weib!“

Die zwei Herren, welche in dieser Weise ihre Bemerkungen austauschten, konnten allerdings nicht ahnen, was Signora Rovella mit Luschan zu verhandeln hatte.

Sie war auf ihn zugetreten, der unbeachtet in einem Winkel des Saales lehnte, und hatte ihm kurzweg gesagt: „Es ist zu Ende. Ich verlasse morgen das Haus."

Im ersten Augenblicke brachte Luschan nicht einen Laut über die Lippen, so überraschte ihn diese Botschaft. Endlich brachte er die Frage hervor: „Wohin reisen Sie?"

Sie zuckte mit den Achseln: „Mir ist es gleichgiltig, nur fort, fort! Geben Sie mir einen Rath."

„Seine Durchlaucht der Fürst Eggenberg," begann Luschan mit einem lauernden Blicke, „tritt übermorgen seinen Urlaub an. Er geht, wie ich höre, nach Wien und dann in die böhmischen Bäder."

Ein zorniges Aufleuchten in den Augen, eine heftige Bewegung, und die hastigen Worte: „Dann gehe ich — ich weiß nicht wohin — aber nur, daß mir der den Weg nicht kreuzt!" sagten Luschan, daß Signora Rovella um eine Enttäuschung reicher geworden sei.

„Dann gestatte ich mir Ihnen einen Ort zu empfehlen, wo Sie vergessen werden, was Ihnen widerfuhr, und wo Sie das Glück finden sollen, nach dem Sie schmachten."

Sie sah ihn forschend an. „Was soll das bedeuten?"

„Vertrauen Sie mir, Signora; ich werde meinen Schwur einlösen: die Zeit ist gekommen."

Ein leuchtender Schimmer überflog ihr Antlitz; sie deutete die Worte, wie es ihr Sinn verlangte.

„Ich vertraue Ihnen," erwiederte sie, „fahren Sie mit

mir nach Hause, da können Sie mir Alles sagen, was ich zu thun habe."

Sie nahm seinen Arm, Luschan kostete in diesem Augenblicke das Wonnegefühl eines Feldherrn, der als Sieger heimkehrt.

Eine Stunde später kam auch Signor Paolo nach Hause, er hatte seine Frau vergeblich in der Gesellschaft gesucht und dann zu Fuß den Weg machen müssen. Er fand die Thüren zu den Gemächern seiner Frau fest verschlossen; er pochte, dann versuchte er mit Fußtritten die schweren Thürflügel zu sprengen, endlich besann er sich, befahl dem Diener, der mit ängstlicher Scheu dem Gebahren des Herrn zugesehen hatte, ihm Wein zu bringen, und rückte sich Tisch und Stuhl im Vorzimmer zurecht. Er wollte als Wächter vor der Thüre seiner Gemahlin bleiben; o, sie sollte ihm nicht entschlüpfen! Augen und Kehle brannten ihn; letztere konnte er mit dem Weine netzen, den der Diener gebracht hatte, aber die schmerzenden Augen! Die Lichtstrahlen der flackernden Kerzen wirkten wie Nadelstiche, und wenn er die Lider schloß, war es ihm, als ob blutrother Nebel vor ihm aufsteige. Der that wenigstens nicht so weh, und so hielt er denn die Augen geschlossen, bis dumpfe Betäubung ihn erfaßte und er wie bewußtlos auf seinem Stuhle lag.

Er hörte nicht, wie dann Morgens sich die Thüre öffnete und seine Frau im Reisekleide ihre Gemächer verließ. Sie hielt ihren Schritt nicht an und zuckte nicht, als sie ihren Gatten erblickte, nur einen Blick voll Verachtung warf sie auf den Regungslosen.

Begleitet von ihrem Kammermädchen verließ Signora Rovella das Haus, das sie sich als Palast geträumt hatte und das ihr zu einem Kerker geworden war.

Der Wagen brachte sie rasch nach dem Bahnhofe und dort wartete Luschan auf sie. Er überbrachte ihr das Reisegeld, vorsichtigerweise nur eine kleine Summe, denn er wußte, daß Signora Rovella den Werth des Geldes ebensowenig kannte, wie ein Kind. Er löste die Fahrkarten und gestattete sich, noch einige Rathschläge zu geben, die mit halbem Ohr angehört wurden, bis Alles in Ordnung war und der Zug abging.

Dem diensthabenden Beamten, der ihn beim Weggehen grüßte, warf Luschan leichthin die Worte zu: „Eine Badereise in's Gebirge! Ach, wer es doch auch so gut haben könnte."

26.

„Du hier?" Mit dem Ausdrucke vollster Ueberraschung, aber auch herzlicher Freude begrüßte Karl v. Roenies-Rovella seinen Freund, den Doktor Sendtner. „Woher kommst Du?"

„Rathe 'mal! — Doch wozu Dich lange auf die Folter spannen! Ich bin in einem Zuge von Triest hierher gefahren."

„Von Triest?"

„Von dort; und ich bin gekommen, um mit Dir zu reden."

„Du weißt, daß ich nicht wünsche, an meine Heimath erinnert zu werden —"

„Jawohl, ich weiß das, ich kenne Deine Gründe und habe, wie Du Dich vielleichst erinnerst, Dir vollkommen beigestimmt, als Du erklärtest, für Deine Heimath — ‚todt' bleiben zu wollen. Jetzt aber sind Umstände eingetreten, welche es Dir zur Pflicht machen, wieder ‚lebendig' zu werden, und ich setze voraus, daß Du diese Pflicht erfüllen wirst."

„Welche Umstände wären dies? Ich wüßte wahrlich nicht, was mich bewegen könnte —"

„Nicht so vorschnell, lieber Freund. Ich denke, Du wirst Dich doch entschließen können, Leben und Ehre Deines Vaters zu retten."

„Was sagst Du?" Carlo hatte sich mit einer jähen Bewegung dem Doktor zugewendet.

„Mein Gewährsmann, dessen Brief Du damals auf dem ‚Sunbeam' lasest, hat Recht behalten, die Katastrophe des Hauses Novella ist unvermeidlich geworden. Ich komme, wie gesagt, aus Triest, und weiß genau, wie die Dinge stehen."

„Mein armer Vater!" murmelte Carlo.

„In Deiner Macht steht es, von seinem weißen Haupte abzuwenden, was ihn tödten müßte: die Schmach, daß der Name Novella für ehrlos erklärt wird."

„Ist es schon so weit? Sag' mir Alles, die volle Wahrheit!" —

Doktor Sendtner hatte die volle Wahrheit gesagt, wie er sie selbst erfahren hatte. Mit tiefer Bewegung hatte Carlo die Schilderung angehört, welche der Doktor von den Verhältnissen daheim entworfen hatte, und dann er-

klärt: „Du hast Recht, ich habe eine Pflicht zu erfüllen und werde es thun. Ich reise morgen nach Triest und will versuchen, dem Unheil Einhalt zu thun."

— — — — — — — — — — — —

Knapp vor Abgang des Triester Eilzuges waren Sendtner und Carlo auf dem Bahnhofe in Wien eingetroffen; der Zug war nicht stark besetzt, so daß der Schaffner bereitwillig den Reisenden ein besonderes Coupé anweisen konnte.

„Wir werden ruhig schlafen können," meinte der Doktor, „vorausgesetzt, daß Dich der Regen nicht stört, den es heute Nacht geben wird."

In der That standen schwere Gewitterwolken über dem Horizont, und vom Donauthale her zuckte fahles Wetterleuchten auf.

Sendtner machte es sich bequem und schlief bald so ruhig wie in einem Bette; auch Carlo versank allmählig in einen leichten Schlummer, eingelullt von dem eintönigen Geräusch des Zuges und der an die Wagenfenster klatschenden Regentropfen.

Plötzlich schreckte ihn langanhaltendes schrilles Pfeifen auf, er fühlte das harte Stoßen des Wagens, das auf starkes Bremsen deutete, durch die getrübten Fenster sah er die Lichter eines Bahnhofes schimmern, da — ein gewaltiger Ruck, der ihn heftig in die Ecke schleuderte, die Lampe im Wagen erlosch, und der Körper Sendtner's kollerte von dem Sitze gegenüber auf Carlo.

„Entgleist!" rief Carlo unwillkürlich aus.

Sendtner richtete sich mühsam auf, auch ihm war der Schlaf verflogen.

„Ein Zusammenstoß, sage lieber,“ meinte er. „Bist Du verletzt?“

„Nein, und Du?“ fragte hastig Carlo, der sich bemühte, die Coupéthüre zu öffnen, was etwas schwer ging, da der Wagen in der That entgleist war und schief stand.

„Vielleicht etwas gequetscht, aber die alten Knochen sind heil,“ war die Antwort. „Sieh aber zu, daß wir hinauskommen, Andere werden der Hilfe bedürfen.“

Endlich sprengte Carlo die Thüre auf, und Beide sprangen auf den nassen Schotter des Bahnkörpers. Wenige Schritte vor ihnen thürmte sich im nächtigen Dunkel ein wüstes Chaos auf, ein gewaltiger Trümmerhaufen, aus dem qualmender Rauch und erschütterndes Jammern hervordrang. Der Eilzug war unweit der Station Laibach auf ein falsches Geleise gerathen, welches das eine Hauptgeleise kreuzte, auf dem eben der Gegenzug passirte, und war mitten in diesen hineingefahren. Aus dem Bahnhofe stürzten Leute mit Laternen herbei und vermehrten durch ihr Geschrei den grauenhaften Lärm.

Sendtner und Carlo waren zu dem Trümmerberge geeilt, da schlugen heimathliche Laute an Carlo's Ohr. „O santa Madonna! O Signora!“ hörte er rufen.

Unwillkürlich wandte er sich der Stelle zu, woher diese Rufe kamen, und Sendtner folgte ihm. Es war einer der ersten Wagen des Eilzuges, der knapp hinter der Lokomotive gekoppelt gewesen und nun geborsten und halb zerdrückt, schief aufgerichtet dalag.

Carlo und Sendtner tasteten bei dem unsicheren Lichte der kleinen Laternen, welche die Bahnbediensteten herbei=

gebracht hatten, umher, und fühlten endlich menschliche Körper. Zunächst brachten sie das schreiende Mädchen, das ohne Unterlaß alle Heiligen des Himmels anrief, obwohl es nur einige unbedeutende Quetschungen erlitten hatte, aus dem Wagen heraus; dann erfaßten sie den Körper einer anscheinend leblosen Frau, und diesen trugen sie nun auf ihren Armen nach dem Bahnhofe, begleitet von der Zofe, die ihre Herrin bejammerte.

Ein Theil der Wartesäle war festlich geschmückt, man erwartete nämlich für den nächsten Tag den Monarchen, der auf einer Rundreise hier einen mehrstündigen Aufenthalt nehmen sollte und zu dessen Empfang großartige Vorbereitungen getroffen waren. Der eine Wartesaal war in der That mit fürstlicher Pracht ausgestattet; kostbare Möbel aus dem Schlosse des Kardinalbischofs, exotische Gewächse aus dem Wintergarten des Letzteren und herrliche Gobelins, die der Besitzer einer nahe gelegenen berühmten Teppichfabrik geliefert hatte, gaben dem Raume das Ansehen eines kaiserlichen Prunkgemaches.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Wellengrabe.

Novelle

von

Reinhold Ortmann.

1.

Der britische Dampfer „Neptun", welcher von Yokohama nach England bestimmt war, hatte den bei Weitem größeren Theil seiner langen Reise zurückgelegt, das Seemannsglück war ihm treu geblieben, denn bis zur Einfahrt in das Mittelländische Meer, in welchem er sich jetzt befand, hatte sich nicht der kleinste Unfall ereignet. Man war freilich in der günstigen Jahreszeit, in welcher heftige Stürme zu den Seltenheiten gehören, und der erste Steuermann hatte in seiner geraden, derben Art den wenigen Passagieren gar kein Hehl daraus gemacht, daß man zur Zeit der starken Winde dem „Neptun" nicht ohne Bedenken sein Leben und seine Sicherheit hätte anvertrauen dürfen. Es war ein altes Schiff, das ehedem wohl für besonders schnell und fest gegolten hatte, über das die Jahre aber ebensowenig spurlos dahingegangen waren, als über irgend ein anderes Werk von Menschenhänden. Und seine Eigenthümer hatten denn auch bestimmt, daß diese Reise seine

letzte Fahrt durch die großen Weltmeere sein sollte. Für den Rest seines langen, ehrenvollen Daseins sollte es nur noch im Verkehr an den Küsten Verwendung finden.

Der verhältnißmäßig geringen Größe des Fahrzeuges entsprechend, war auch die Besatzung nur klein. Sie zählte außer dem Kapitän und den beiden Steuerleuten nicht mehr als vierzehn Personen, zu denen sich dann noch die vier Passagiere und zwei für die Bedienung angeworbenen Frauen gesellten. Von den Reisenden hatten sich zwei schon in Yokohama eingeschifft, während die beiden Anderen den „Neptun“ erst in Bombay betreten hatten.

Trotz der Enge des Raumes, auf welchem der Zufall sie zusammengeführt hatte, unterhielten sie nicht viel geselligen Verkehr miteinander. Namentlich der aus Japan kommende Herr, der sich als Percy Warren in die Schiffsliste eingetragen hatte, kam selbst beim schönsten Wetter nur sehr selten aus seiner Kabine herauf auf das Verdeck. Er war ein noch junger Mann, der sein dreißigstes Lebensjahr kaum vollendet haben mochte; aber ein beinahe zwölfjähriger Aufenthalt in der japanischen Hafenstadt war seiner Gesundheit nicht zuträglich gewesen. In leidendem Zustande hatte er das Schiff bestiegen, und die Seereise brachte ihm viel eher eine Verschlimmerung, als eine Linderung seiner Krankheit.

Natürlich hatte er unter solchen Umständen nicht wagen dürfen, die große Fahrt ohne Begleitung und Pflege anzutreten. Der etwa gleichalterige Herr, welcher sich in seiner Gesellschaft befand, schien — was seine Stellung zu Mr. Percy Warren anbetraf — ein Mittelding zwischen

einem Kammerdiener und einem Vertrauten. Er war eine schlanke, hübsche Erscheinung von feinen und einnehmenden Gesichtszügen und von einer eleganten Sicherheit des Auftretens, welche einen seltsamen Widerspruch zu seiner bescheidenen Lebensstellung zu bilden schien. Als sein Name war James Mac Gregor im Schiffsregister verzeichnet, doch machten die beiden deutschen Kaufleute, welche in Indien an Bord gekommen waren, die Erfahrung, daß er sich in der deutschen Sprache ebensogut und gewählt auszudrücken verstand, als in dem heimischen englischen Idiom. Er unterhielt sich zuweilen bei Tische mit ihnen, wenn Mr. Warren, wie es so häufig geschah, durch seinen leidenden Zustand an das Bett gefesselt blieb, und die Reisegenossen ließen sich das um seiner lebhaften, witzigen Art willen als eine willkommene Verkürzung der von solcher Seefahrt unzertrennlichen Langeweile gern gefallen.

Bei einer solchen Gelegenheit erzählte er denn auch, daß Mr. Percy Warren, in dessen Solde er selber nicht als Diener, sondern als Privatsekretär stände, aus Schottland gebürtig und jetzt im Begriff sei, in seine Heimath zurückzukehren. Er sei vor zwölf Jahren ganz mittellos nach Yokohama gekommen, habe sich dort aber ein gewaltiges Vermögen erworben und wolle nun vor Allem im kräftigenden Klima des schottischen Hochlandes seine stark erschütterte Gesundheit wiederherstellen. Von sich selber sprach Mac Gregor nicht weiter, und die deutschen Reisegefährten hatten ebensowenig wie der Kapitän oder die Schiffsoffiziere ein Interesse daran, neugierige Fragen an ihn zu richten.

Man hatte die afrikanische Küste längst wieder aus den Augen verloren, und befand sich abermals wie seit so vielen Tagen inmitten einer unabsehbaren, majestätischen Wasserwüste. Mr. Warren glaubte heute eine kleine Besserung in seinem Befinden zu fühlen, und James, welcher stets mit aufopfernder Sorgfalt um ihn bemüht war, hatte ihn beredet, sich auf das Verdeck führen zu lassen. Da saß der Leidende nun an einem geschützten Platze, in seinen Plaid gehüllt, und trotz des warmen Sonnenscheins ging nur zu häufig ein fieberhaftes Frösteln über seinen abgemagerten Körper. Er empfand seine Schwäche jetzt in noch höherem Maße, als vorhin auf dem Lager, und der düstere Ausdruck seines blassen Gesichtes verrieth zur Genüge, wie trübe seine Gemüthsstimmung sei.

„Ach, mein guter James," sagte er mit einem Seufzer zu dem neben ihm stehenden Mac Gregor, „mir ist, als ob diese Reise für mich niemals ein Ende nehmen, als ob ich meine geliebte Heimath niemals wiedersehen sollte. Ich hätte die Rückkehr nicht gar so lange aufschieben sollen; nun ist es, wie ich fürchte, zu spät."

„Was sind das für Gedanken, Mr. Warren! Es geht Ihnen ja schon ersichtlich besser, und wenn wir nur erst diese verwünschten schwankenden Bretter nicht mehr unter den Füßen haben, werden Sie bald lernen, über Ihre heutigen Todesahnungen zu lachen."

Aber der Kranke ließ sich von dieser Zuversicht nicht anstecken. Wehmüthig schüttelte er den Kopf.

„Es gibt trübe Vorahnungen, über die man sich nicht

Rechenschaft geben und deren man mit aller Willenskraft nicht Herr werden kann," sagte er. „Und Empfindungen dieser Art sind es, unter denen ich leide, seitdem ich hier die Wellen vor meinen Augen auf und nieder tanzen sehe. Jede von ihnen erscheint mir als ein Bild meines eigenen Lebens. Sie brechen zusammen und verrinnen, gerade wenn sie ihre stolzeste Höhe erreicht haben. Auch ich bin viel höher emporgestiegen, als es mich jemals selbst meine kühnsten Träume ahnen ließen. Mein Vermögen ist groß genug, um mir überall in Europa ein glänzendes Leben zu ermöglichen; ich besitze jede Freiheit, meinen Wünschen Folge zu geben, und nun —"

Seine Stimme brach, ehe er den traurigen Nachsatz ausgesprochen hatte. Mit thränennassen Augen starrte er hinaus in die Ferne, wo eine graue Wolkenbank in das Meer einzutauchen schien, und seine bleichen Lippen zuckten wie in mühsam verhaltenem, tiefinnerem Weh.

James sah wohl ein, daß unter solchen Umständen seine Trostgründe wenig Gewicht haben würden, und er zog es darum vor, zu schweigen.

Nach einer Weile wandte Mr. Warren sich ihm wieder zu: „Es ist die Pflicht eines Mannes, sich auf alle Möglichkeiten vorzubereiten, und ich hoffe, daß ich auf Ihre Treue und Ergebenheit zählen darf."

Betheuernd legte James seine Hand auf das Herz. „Sie dürfen es, auch wenn ich mein Leben für Sie einsetzen müßte, Mr. Warren. Ich werde niemals vergessen, was Sie aus lauterer Herzensgüte an mir gethan haben, als ich vor sechs Jahren nach Yokohama kam und nicht

mehr war als ein Bettler. Ich war mittellos, krank und mit den Verhältnissen des fremden Landes vollständig unbekannt. Mein Schicksal wäre unzweifelhaft ein jammervoller Untergang gewesen, wenn ich nicht in Ihnen einen edlen Helfer gefunden hätte. Sie wollten einen Landsmann nicht im Elend versinken lassen und boten mir Ihre rettende Hand. Alles verdanke ich Ihnen, Mr. Warren, wie könnte mein Herz da jemals aufhören, in Treue und Ergebenheit für Sie zu schlagen!"

Ein unbefangener Zuhörer würde vielleicht den Eindruck gehabt haben, daß die Versicherungen Mac Gregor's aufrichtiger und überzeugender geklungen hätten, wenn sie etwas weniger theatralisch gewesen wären. Warren aber war von einer derartigen mißtrauischen Empfindung offenbar weit entfernt. Er reichte dem Anderen vielmehr seine magere Hand und sagte mit wirklicher Rührung: „Sie sind ein wackerer Mensch, James, und Sie haben durch Ihre vortrefflichen Dienste schon längst wieder gut gemacht, was ich damals für Sie thun konnte. Lassen Sie uns nicht weiter davon sprechen! Ich habe keinen Grund, Ihnen mein Vertrauen vorzuenthalten, denn ich betrachte Sie fast als einen Freund. So will ich Ihnen sagen, was mich besonders schmerzlich ergreift bei dem Gedanken, daß diese Reise für mich eine Reise in das Jenseits werden könnte. Hören Sie denn. Ich war kaum achtzehn Jahre alt, als ich die Heimath verließ, aber der Beweggrund meiner Flucht — und es war nichts Anderes, als eine Flucht — lag trotz meiner Jugend nicht in einem wilden Drang nach Abenteuern, sondern in einer hoff-

nungslosen Liebe. Meine Cousine Mary Wilkins war es, der mein Herz gehörte. Sie ist zwei Jahre jünger als ich, und wir waren seit früher Kindheit miteinander aufgewachsen wie Geschwister. Aus der brüderlichen Zuneigung wurde bald eine heiße, leidenschaftliche Liebe, und sie selbst erwiederte meine Gefühle mit nicht geringerer Innigkeit. Aber ich war ein armer, verwaister Knabe, und mein Oheim, der sich aus Barmherzigkeit meiner angenommen hatte, war ein reicher Mann. Als ihn ein Zufall hinter unser schlecht gehütetes Geheimniß kommen ließ, gerieth er vor Zorn fast außer sich und drohte, mich mit Schimpf und Schande aus seinem Hause zu jagen. Ich hatte trotziges Ehrgefühl genug, es darauf nicht erst ankommen zu lassen. Im Einverständniß mit Mary, welche mir mit heiligen Eiden ewige Treue gelobte, faßte ich den Entschluß, in die weite Welt hinauszugehen und mir auf irgend eine Weise jenes Vermögen zu erwerben, das mir in den Augen ihres Vaters zu einem annehmbaren Schwiegersohne fehlte. Mit Hilfe und in Begleitung eines älteren Freundes gelangte ich wirklich nach Hongkong und von da nach Yokohama, wo damals eben die ersten unserer Landsleute sich niederzulassen begannen. Wie es mir in den zwölf Jahren meiner Aufenthaltes dort ergangen, wissen Sie ja. Ich war mit dem festen Entschluß gekommen, ein reicher Mann zu werden — und ich bin es geworden!"

Er machte eine Pause, weil ihn das lange anhaltende Sprechen ebensosehr als die innere Bewegung angegriffen haben mochten.

James Mac Gregor aber, der ihm mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, fragte: „Und Miß Wilkins? Hat sie ihr Gelöbniß gehalten?“

Warren stützte den Kopf in die Hand und blickte vor sich nieder. „Es wird Ihnen seltsam erscheinen, James, wenn ich sage, daß ich es nicht weiß. Es ist in der That während der ganzen Dauer unserer Trennung niemals ein Brief zwischen Mary und mir gewechselt worden. In den ersten Jahren durfte ich nicht wagen, an sie zu schreiben, weil jede Mittheilung doch zuerst in die Hände ihres Vaters gelangt wäre, und später, als wir Beide alt genug geworden wären, um von der hartherzigen Tyrannei meines Oheims nichts mehr fürchten zu müssen, verharrte ich aus einem anderen Grunde in meinem Schweigen. Meine Liebe für Mary war nicht geringer geworden; sie füllte im Gegentheil noch immer all' mein Denken aus, und ihr Besitz war das Ziel meines ganzen Strebens. Aber ich wollte auch einen überzeugenden, unwiderleglichen Beweis dafür haben, daß ihre Treue die Probe ebensowohl bestand. Nur wenn sie in der geduldigen Erwartung meiner Rückkehr allen anderen Versuchungen widerstanden hatte, konnte sie würdig sein, mein Weib zu werden und die Früchte meines sauren Fleißes mit mir zu theilen. Um wie viel herrlicher mußte dann die Ueberraschung werden und um wie viel köstlicher unser Glück! In den glühendsten Farben malte ich mir Tag um Tag die Seligkeit unseres Wiedersehens aus, und ich bemerkte kaum, wie darüber ein Jahr nach dem anderen verstrich. Erst als die Symptome meiner Krankheit immer ernster und bedrohlicher

wurden, faßte ich den Entschluß, den schönen Plänen und Entwürfen nun endlich auch die Ausführung folgen zu lassen. Aber die Liquidation meines Geschäftes hielt mich fast noch ein Jahr lang in Yokohama fest. Und inzwischen machte mein Leiden unaufhaltsame Fortschritte. Der Arzt, welcher mich behandelte, hielt zwar meine Wiedergenesung im europäischen Klima nicht für ausgeschlossen, aber er bereitete mich doch zugleich auf eine andere, schlimmere Möglichkeit vor. Darum verfaßte ich, ehe wir unsere Reise antraten, in Gegenwart mehrerer Zeugen mein Testament. Wenn der Himmel es mir grausam versagt, mich an Mary's Seite des Segens meiner Arbeit zu erfreuen, so soll ihr wenigstens dieser Segen nicht vorenthalten bleiben. Ich habe sie für den Fall meines Todes zur Erbin meines gesammten Vermögens eingesetzt, einige Legate ausgenommen, bei deren Festsetzung ich natürlich auch Ihrer nicht vergessen habe, mein guter James. Diesen letzten Willen und die Ausweise über meinen Besitz führe ich bei mir. Sollte ich nach Gottes Fügung schon hier auf dem Schiffe sterben, und sollte ich vorher nicht mehr über die Fähigkeit verfügen, Ihnen die Papiere selbst auszuhändigen, so müssen Sie gleich nach meinem Hinscheiden die große Brieftasche aus schwarzem Leder, welche Sie unter meinem Kopfkissen finden werden, an sich nehmen und sie bis zu Ihrer Ankunft in England als ein kostbares Kleinod bewahren. Außer verschiedenen anderen, meine Person betreffenden Papieren befinden sich darin Depositenscheine eines Pariser Bankhauses über sechstausend Pfund Sterling, welche in meinem Auftrage dort

eingezahlt wurden, und solche meines vertrauten persönlichen und geschäftlichen Freundes Henry Ashbourne in Glasgow, der bis vor wenigen Jahren selbst in Yokohama war, und bei dem ich den übrigen, erheblich größeren Theil meines Baarvermögens deponirt habe. Alle diese Papiere müssen Sie ebenso wie mein Testament derjenigen Behörde übergeben, bei welcher der Kapitän nach seiner gesetzlichen Verpflichtung die Anzeige von meinem Tode zu erstatten hat. Wollen Sie sich dieser unangenehmen Aufgabe, wenn sie an Sie herantritt, treu und gewissenhaft unterziehen?"

James machte ein sehr betrübtes Gesicht, und es hatte sogar den Anschein, als ob er eine Thräne zwischen den Wimpern zerdrücken müsse.

„Mein theurer Mr. Warren," sagte er, „ich wollte lieber zehn Jahre meines eigenen Daseins dahingeben, als daß ich eine solche Verrichtung erfüllte. Und es ist auch meine feste Ueberzeugung, daß Sie sich ganz ohne Grund mit so schwarzen Gedanken quälen. Sollte aber zu meinem bittersten Schmerze gegen alle Voraussicht der Fall eintreten, von welchem Sie gesprochen haben, so werde ich die Papiere bewahren und hüten, als ob das Heil meiner Seele mit ihnen verbunden wäre."

Bei der treuherzigen Wärme, mit welcher er sprach, war es unmöglich, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Percy Warren drückte ihm noch einmal wie einem Freunde dankbar die Hand und sagte, seine eigene Bewegung mit männlicher Tapferkeit niederkämpfend: „Auch Ihr Schaden wird es nicht sein, mein wackerer James, wenn Sie

dafür Sorge zu tragen wissen, daß die Bestimmungen meines letzten Willens in ihrem ganzen Umfange zur Ausführung gelangen."

Sie mußten das Gespräch abbrechen, denn der zweite Steuermann schritt so nahe an ihnen vorbei, daß er den Sinn ihrer Worte hätte verstehen müssen. Der erfahrene Seemann schaute aufmerksam umher. Die graue Wolkenbank am fernen Horizont war um ein gutes Stück am Himmel hinaufgerückt, und die Wellen gingen merklich höher, als vorhin.

„Nun, Steuermann," fragte Mac Gregor, „es zieht doch nicht etwa ein Unwetter herauf?"

Der Gefragte schob mit der Zunge das mächtige Stück Kautabak, das er im Munde hielt, auf die andere Seite und erwiederte mit einem gelassenen Kopfschütteln: „Ein Unwetter — nein! Wir werden zur Nacht eine steife Brise haben, nichts weiter."

„Wir brauchen uns also noch nicht auf unser letztes Stündlein gefaßt zu machen?" scherzte James, der vielleicht durch das Gespräch mit dem alten Seebären seinen traurigen Gebieter zu zerstreuen gedachte. Aber der Steuermann war zu ungeschickt, um auf seine Absicht einzugehen.

„Ein rechtschaffener Christ ist immer zum Tod bereit," brummte er; „zumal auf der See, wo es den Jüngsten so schnell wegnimmt, wie den Aeltesten."

Er stapfte weiter, und da eben ein ziemlich unsanfter Windstoß über das Verdeck dahinfuhr, äußerte Mr. Warren den Wunsch, in seine Kabine zurückzukehren. Sorgfältig führte ihn James über die steile Kajütentreppe hinab,

war ihm beim Auskleiden behilflich und blieb dann an seinem Lager sitzen, bis die tieferen Athemzüge des Kranken verriethen, daß ein wohlthätiger Schlummer sich auf seine Lider gesenkt habe. Erst als er sich überzeugt hatte, daß seine Anwesenheit wirklich überflüssig geworden sei, begab er sich wieder auf das Verdeck, um die erfrischende Abendluft ein wenig um seine Stirn wehen zu lassen. Sein Gesicht zeigte einen ungewöhnlich nachdenklichen Ausdruck, während er da droben auf und nieder ging, und er vermied geflissentlich die Nähe der beiden deutschen Kaufleute, wie wenn er mit einer anstrengenden geistigen Arbeit beschäftigt sei, in welcher er nicht gerne gestört werden wollte.

Die Voraussage des Steuermanns ging inzwischen vollkommen in Erfüllung. Man konnte den Wind, welcher sich erhoben hatte, nicht gerade einen Sturm nennen, aber er wühlte die dunkle See immerhin zu recht ansehnlichen Wellenbergen auf und heulte fast unheimlich in dem Takelwerk des Schiffes. Der Himmel hatte sich mit zerrissenen, rasch dahinjagenden Wolken überzogen, zwischen denen zuweilen der Mond in voller Klarheit hervortrat, um sein silbernes Licht über das bewegte Meer und seine schaumgekrönten Wogen auszugießen. In solchen Augenblicken vermochte man trotz der abendlichen Dunkelheit auf ziemliche Entfernung hin jeden Gegenstand zu erkennen, und es hatte für den ersten Steuermann, welcher jetzt das Kommando führte, durchaus nichts Besorgnißerregendes, als der Ausguck haltende Matrose plötzlich „Schiff in Sicht!" meldete.

Er selber sah ganz deutlich das weiße Licht des fremden Dampfers auf der linken Seite des „Neptun", dessen Kurs jener offenbar quer durchschneiden wollte. Wenige Minuten später kam bereits das grüne Steuerbordlicht des anderen in Sicht, und der Steuermann war sehr wohl berechtigt, anzunehmen, daß auch das ordnungsmäßig angebrachte rechtsseitige Feuer des „Neptun" von der Wache des heransegelnden Dampfers bemerkt worden sei. Da nach den Verordnungen, welche hier in Betracht kamen, dieser dem britischen Schiffe den Kurs freihalten mußte, so wurde kein Befehl ertheilt, die Fahrgeschwindigkeit des „Neptun" zu mäßigen, hinter dessen Achtersteven nach des Steuermanns Berechnung der andere vorbeigehen mußte. Nach Verlauf mehrerer weiterer Minuten aber gellte plötzlich ein schriller Signalpfiff durch das Heulen des Windes, und in demselben Augenblick tauchte auch das rothe Backbordfeuer des fremden Schiffes zum Entsetzen der an Bord befindlichen Bemannung in unmittelbarer Nähe des „Neptun" aus dem Dunkel auf. Mit wahrhaft verzweifelter Anstrengung versuchte der Steuermann dem Dampfer noch im Moment der höchsten Gefahr eine Wendung zu geben, welche den Zusammenstoß verhindern sollte; aber schon war die Entfernung, welche beide Fahrzeuge trennte, eine zu geringe gewesen — mit furchtbarer Wucht traf der Vordersteven des unbekannten Schiffes auf die Längsseite des „Neptun", und ein entsetzliches Krachen und Knirschen verkündete die verhängnißvolle Zerstörung, welche der gewaltige Anprall angerichtet haben mußte.

Nur für die Dauer von Sekunden blieben beide Schiffe

bei einander. Dann folgte der fremde Dampfer, auf welchem sofort Contredampf gegeben worden war, den Bewegungen seiner Maschine und zog sich mit großer Geschwindigkeit zurück. Auf dem „Neptun" aber entstand jene entsetzliche Aufregung und Verwirrung, welche auch bei einer gut geschulten Mannschaft während der ersten Augenblicke nach solcher Katastrophe unvermeidlich ist.

Der Kapitän und diejenigen Leute der Besatzung, welche sich in den Kajüten aufgehalten hatten, stürzten mit verstörten, schreckensbleichen Gesichtern auf das Verdeck; Angstschreie, Kommandorufe und wilde Verwünschungen gegen den Urheber des unglücklichen Ereignisses gellten in schrecklichem Gewirr durcheinander, und in einem einzigen Knäuel wälzte sich Alles nach dem Hintertheil des Schiffes. Dort befand sich eine kleine, kaum neun Personen fassende Schaluppe, die als das einzige Mittel zur Rettung angesehen werden mußte, nachdem die beiden größeren Boote durch den Zusammenstoß völlig unbrauchbar geworden waren. Und es war vorauszusehen, daß um jeden Platz in diesem winzigen Fahrzeug zwischen den Unglücklichen ein Kampf auf Leben und Tod entbrennen würde.

Da sich nicht sogleich Anzeichen einstellten, welche mit Bestimmtheit auf ein schnelles Sinken des Dampfers schließen ließen, schickte der Kapitän den zweiten Steuermann, der fast als der Einzige seine Kaltblütigkeit bewahrte, in den Innenraum des „Neptun" hinab, um sich über die Größe des angerichteten Schadens und über die Möglichkeit, das Schiff zu halten, durch den Augenschein zu unterrichten. Aber der alte Seemann kehrte sehr rasch

mit finsterer Miene zurück, und noch ehe er im Stande gewesen war, seine Meldung abzustatten, neigte sich der Dampfer plötzlich so stark auf die Seite, daß der Kapitän keiner weiteren Bestätigung mehr für die unmittelbar drohende Gefahr des Unterganges bedurfte. Jetzt erkannte auch er, daß Alle rettungslos verloren sein würden, denen es nicht gelänge, in der Schaluppe unterzukommen, und er stieg von der Kommandobrücke, wo seine Rufe wirkungslos in dem schrecklichen Chaos verhallten, herab, um durch die Einsetzung seiner ganzen Autorität vielleicht dennoch einige Ordnung unter den Verzweifelnden zu schaffen. —

James Mac Gregor war vom Hintertheil des Schiffes aus ein Augenzeuge all' dieser mit furchtbarer Schnelligkeit eingetretenen Ereignisse gewesen. Ja, er hatte sich in so großer Nähe der Stelle befunden, an welcher der fremde Dampfer den „Neptun“ getroffen, daß er durch die jähe Erschütterung zu Boden geschleudert worden war. Aber wenn auch sein Entsetzen und seine Todesangst vielleicht nicht geringer waren, als diejenigen seiner Leidensgefährten, so legte er doch vom ersten Augenblick an eine ungleich größere Besonnenheit und Energie an den Tag als Jene. Mit wenig raschen Sprüngen hatte er die Stelle unterhalb der Kommandobrücke erreicht, wo, wie er wußte, eine Anzahl von Rettungsgürteln aufgehängt war, und er begnügte sich nicht damit, einen derselben um seine Brust zu schnallen, sondern er gürtete auch noch einen zweiten um den Leib. Dann eilte auch er dahin, wo der tobende, fluchende, jammernde Menschenhaufe sich

um die noch in den Seilen hängende Schaluppe drängte. Aber er stürzte sich nicht in das schreckliche Gewühl, denn er hatte mit einem einzigen Blick das Gefährliche und die Aussichtslosigkeit solchen Beginnens erkannt. Und jetzt erst schien er sich seines unglücklichen, kranken Gebieters zu erinnern, denn er eilte nach nur sekundenlangem Zögern der Kabinentreppe zu.

Gewiß bedurfte es einer nicht gewöhnlichen Unerschrockenheit und Todesverachtung, um sich noch in diesen kritischen Augenblicken in das Innere des dem Untergange geweihten Schiffes zu wagen. Wenn es sank, ehe Mac Gregor das Verdeck wieder hatte gewinnen können, so vermochten ihn selbst seine beiden Rettungsgürtel nicht vor dem Ertrinken zu bewahren. Aber auf dem bleichen Gesicht des jungen Mannes war ein Ausdruck jener eisernen Entschlossenheit, die der Gefahr fest in's Auge sieht und den Kampf mit ihr aufnimmt, gleichviel wie gering die Aussichten für das Gelingen desselben seien.

Rasch hatte James die Kabine des Mr. Warren erreicht, und er fand denselben in einem Zustande von Aufregung, welcher ihn fast unzurechnungsfähig machte. Durch das Geräusch und die Wucht des Zusammenstoßes aus tiefstem Schlafe geweckt, war der Leidende aufgesprungen, und lief nun, nothdürftig bekleidet, in der engen Kajüte auf und nieder, weil er in seiner Todesangst entweder den Ausgang derselben nicht zu finden vermochte, oder weil er annahm, daß draußen das Verderben in irgend einer schrecklichen Gestalt auf ihn warte. Die Kissen seines Lagers hatten sich verschoben, und die große, lederne Brief-

tasche, von welcher er vorhin zu James gesprochen, lag offen auf der Decke.

Seltsamerweise hatte der erste Blick des eintretenden Mac Gregor nicht seinem Herrn, sondern der verlassenen Lagerstätte desselben gegolten. Mit einer geschickten Bewegung hatte er sich zwischen diese und den fassungslosen Warren zu bringen gewußt.

„Um's Himmels willen, eilen Sie, auf das Verdeck zu kommen, Mr. Warren," drängte er. „Schon in der nächsten Minute kann das Schiff sinken — hier unten wären wir rettungslos verloren!"

Und da ihn der Kranke statt aller Antwort nur wie ein Irrsinniger anstarrte, umfaßte er ihn mit kräftigem Arm und schob ihn durch die offene Kajütenthür gegen die Treppe hin. Ehe er ihn dann aber vollends auf das Verdeck hinauf führte oder vielmehr trug, nahm er mit schnellem Griff die inhaltsschwere Brieftasche auf und verbarg sie an seinem Körper. Eine Minute später standen sie droben in dem heulenden Winde, der doch noch übertönt wurde durch das Geschrei der unglücklichen, um ihr Dasein kämpfenden Menschen. Den Kapitän hatte der Faustschlag eines vor Angst sinnlos gewordenen, riesenhaften Matrosen niedergestreckt, und damit war auch das letzte Band der Ordnung und Zusammengehörigkeit zerrissen. Der „Neptun" hatte sich jetzt so stark auf die Seite gelegt, daß die Wellen der hochgehenden See über Backbord spülten. Und noch immer war es nicht gelungen, die Schaluppe flott zu machen.

Warren und Mac Gregor hatten sich an einen auf

dem Verdeck befestigten Gegenstand angeklammert, um nur auf den Füßen zu bleiben. Da kam der zweite Steuermann auf die Stelle zu, an welcher sie sich befanden.

„Es hilft doch nichts!" sagte er. „Wenn der verwünschte Franzose, der uns da angerannt, sich aus dem Staube gemacht hat, so sind wir Alle reif für die Fische. Der ‚Neptun' hält sich nicht fünf Minuten mehr über Wasser, und die Schaluppe muß bei solcher Ueberlastung auf der Stelle umschlagen, wenn sie überhaupt noch flott wird. Am besten ist, man gibt sich in Gottes Hand! Vielleicht setzt der Franzose doch Boote aus, um uns aufzufischen."

Es war zwar keineswegs ausgemacht, daß der fremde Dampfer ein französisches Schiff sei, aber seitdem dem Steuermann einmal in einer Schlägerei von französischen Matrosen übel mitgespielt worden war, schien er der Meinung zu sein, daß alles Schlechte nur von dieser Nation ausgehen könne. Doch war in diesem Augenblicke wahrlich Niemand geneigt, sich über seine kleine Schwäche lustig zu machen. Percy Warren umklammerte vielmehr seinen Arm und fragte mit einem Ausdruck namenloser Angst: „Ist es denn wirklich wahr? Müssen wir ohne Gnade sterben?"

Der Steuermann hatte einen Rettungsgürtel umgelegt, und nun sah er, daß Mr. Warren ohne einen solchen war. Rasch schnallte er ihn ab und legte ihn um den Oberkörper des zitternden Passagiers, der sicherlich kaum wußte, was da mit ihm geschah.

„Zum Henker, ich bin ein alter Kerl, an dem nicht

viel verloren ist!“ brummte der wackere Seemann vor sich hin. „Und wenn’s der liebe Herrgott will, bringt er mich auch ohne so ein Ding noch einmal auf das Trockene.“

Er hatte das letzte Wort noch nicht ausgesprochen, als aus zwanzig Kehlen zugleich ein schriller, gräßlicher Schrei des höchsten Entsetzens tönte. Das Hintertheil des „Neptun“ war in die Wogen getaucht und diese hatten die Schaluppe fortgerissen, noch ehe ein Einziger im Stande gewesen war, sie zu besteigen. Damit war das Schicksal der Unglückseligen besiegelt, denn ehe die nächste Minute zu Ende gegangen war, hatte die See den ganzen mächtigen Körper des Schiffes mit Zischen und Brausen hinabgezogen in ihre fürchterliche, ewig verschwiegene Tiefe.

Schäumend und brandend überschlugen sich die Wellen über dem Grabe des „Neptun“. Es schien, als sei bereits alles Lebendige, das sich auf ihm befunden, auf dem Grunde des Meeres gebettet. Aber das Schicksal hatte seinen Opfern diese Barmherzigkeit versagt. Es gefiel sich darin, mit ihnen zu spielen und ihre Todesqual zu verlängern. Hier und da kamen einzelne von den Gegenständen, welche nur lose an Bord gewesen waren, auf der Oberfläche des Wassers zum Vorschein, und zwischen ihnen zeigten sich auch die Köpfe menschlicher Gestalten und verzweiflungsvoll rudernde, ringende Arme.

James Mac Gregor war einer der Ersten gewesen, die von der rückströmenden Gewalt des Strudels nach oben gerissen wurden. Und wenn es ihm schon der doppelte Schwimmgürtel ziemlich leicht machte, sich oben zu erhalten, so war ihm das Glück noch insofern günstig, daß

es ihm gelang, sich einer treibenden Sitzbank vom Verdeck des Neptun zu bemächtigen und an ihr eine Stütze zu gewinnen. Er war bei vollkommen klarer Besinnung, und da es jetzt wieder ganz mondhell geworden war, konnte er hier und da in seiner unmittelbaren Nähe den langen, grausamen Todeskampf von Leidensgenossen beobachten, die minder vorsichtig und minder glücklich gewesen waren als er. Einmal war es ihm sogar, als hätte er auf dem Rücken einer Woge, die sich gegen ihn heranwälzte, das Haupt und das todtenbleiche, verzerrte Antlitz Percy Warren's gesehen; aber das war vielleicht eine Vorspiegelung seiner auf das Aeußerste erregten Phantasie gewesen.

Das nur war unzweifelhafte und greifbare Wirklichkeit, daß sich wenige Augenblicke später zwei halbnackte menschliche Arme um das Brett klammerten, das ihn selber trug. Die doppelte Last aber schien zu schwer für das schwanke und dürftige Bänkchen. Mac Gregor hatte für einen Moment die Empfindung, als solle er noch einmal in die dunkle, schreckliche, erstickende Tiefe hinabgezogen werden, und mit der instinktiven Grausamkeit des Selbsterhaltungstriebes führte er auf die krampfig ineinander geschlossenen Hände des Ertrinkenden mit der geballten Faust einen so wuchtigen Schlag, daß sich die kraftlosen Finger wieder lösten, und die mageren, abgezehrten Arme in den Wellen verschwanden.

Und so wie sie schien allgemach auch alles Andere zu verschwinden, was dem unglücklichen „Neptun" angehört hatte. Von dem anderen Schiffe war weit und breit nichts zu sehen. Vielleicht hatte es das Schicksal des britischen

Dampfers getheilt, denn ohne Beschädigung war auch es sicherlich nicht davongekommen, vielleicht hatte es sich eilig in Sicherheit gebracht, um unerkannt zu bleiben und dadurch der Verantwortung zu entgehen. Es war jedenfalls kein Boot ausgesetzt worden, um die in den Wogen Treibenden aufzufischen, und so mußten in dem erbitterten Verzweiflungskampfe um ihr Leben endlich auch die Stärksten ermatten. Der „Neptun" und seine Bemannung, sie hatten nun in Wahrheit ihre letzte Fahrt durch das große Weltmeer gemacht.

2.

Nur wenige Landhäuser am grünen Rheinstrom durften sich einer schöneren Lage rühmen, als dasjenige des Kommerzienraths Haidenroth, des durch seinen Reichthum weit umher bekannten Weinbergbesitzers und Großindustriellen. In zierlichem Villenstyl erbaut, schaute es von der Höhe eines anmuthigen Hügels herab auf den sagenumwobenen deutschen Fluß und auf seine lieblichen, lachenden Ufer, deren zauberisch anheimelnde Schönheit Keiner vergißt, der sie jemals im vollen Sonnenlichte eines schönen Sommertages gesehen. Den sanft abfallenden Hügelhang bedeckte bis zur unten dahinziehenden Landstraße der zur Villa gehörige, sorgsam gepflegte, parkartige Garten, der ein Gegenstand besonderer Liebhaberei für den Kommerzienrath war. Eine niedrige Mauer von natürlichen Felsstücken schloß ihn gegen die Landstraße ab, und weil sich gerade von hier sehr hübsche Ausblicke auf die drunten

liegende freundliche Ortschaft boten, waren da mehrere Terrassen und offene Kioske angebracht, die von der Straße aus sehr wohl gesehen werden konnten.

Aber es gab dazwischen auch dicht umrankte und bewachsene Ruheplätzchen von gar verschwiegener Art, zu denen weder von draußen noch vom Innern des Gartens her ein neugieriger Blick so leicht zu dringen vermochte. Und an einem dieser traulichen Plätzchen saß in den Vormittagsstunden eines sonnenhellen Junitages eine etwa achtzehnjährige junge Dame in leichtem, sommerlich hellem Gewande. Sie hatte sich bequem gegen die steinerne Wand ihres Sitzes zurückgelehnt und blätterte anscheinend ohne besonderes Interesse in einem Buche. Das dichte Laubwerk, welches sich über ihr zu einem natürlichen Schutzdache wölbte, hinderte einer allzu reichen Lichtfülle den Zutritt; vereinzelte Sonnenstrahlen aber wußten sich doch zwischen die smaragdgrünen Blätter hindurchzustehlen, und sie trieben nun ein gar neckisches Spiel auf dem schönen, lichtblonden Haar und dem reizenden Gesichtchen der Lesenden.

Nun wurde in der Nähe ihres Zufluchtsortes ein fester, männlicher Schritt auf dem Kieswege hörbar, und eine wohlklingende Stimme rief: „Erich, wo bist Du? Es ist Zeit, unseren Spaziergang anzutreten!"

Gleich darauf wurden die Zweige, die den Zugang zu dem lauschigen Winkelchen versperrten, auseinander gebogen und ein hübscher, dunkelbärtiger Männerkopf erschien in der entstandenen Oeffnung. Aber er fuhr mit allen Anzeichen des Erschreckens zurück, als er der jungen Dame ansichtig wurde.

„Ich bitte wegen der ungeschickten Störung um Verzeihung, Fräulein Haidenroth!“ stammelte er. „Ich würde mir diese Freiheit sicherlich nicht genommen haben, wenn ich geahnt hätte, daß ich statt meines Zöglings, den ich suche, Sie hier finden könnte.“

Er war sehr verlegen; das junge Mädchen aber schien ihm durchaus nicht böse zu sein. Ein Lächeln glitt über ihr anmuthiges Gesicht, und mit einem Anflug von Schelmerei, der aus ihrem Munde allerliebst klang, sagte sie: „Der Eifer, mit welchem Sie sich entschuldigen, ist eigentlich recht ungalant, Herr Doktor. Wenn jetzt einer der Herren Offiziere, die uns zuweilen mit ihrem Besuch beehren, an Ihrer Stelle wäre, so würde er sicherlich nicht von einer ungeschickten Störung, sondern von einem außerordentlichen, pyramidalen oder kolossalen Glück sprechen, das ihm zu Theil geworden sei.“

Der junge Mann, welcher schon im Begriff gewesen war, mit einer entschuldigenden Verbeugung seinen Weg fortzusetzen, wurde durch diese liebenswürdige Anklage natürlich daran gehindert. Doch zeigte er wenig Neigung, auf den scherzenden Ton seines anmuthigen Gegenüber einzugehen. Es trat vielmehr ein eigenthümlicher Zug von Bitterkeit auf seinem Gesicht hervor, und indem er es vermied, die junge Dame anzusehen, erwiederte er: „Sie selbst, mein gnädiges Fräulein, würden es ohne Zweifel sehr unschicklich und anstößig finden, wenn der Hauslehrer Ihres Bruders sich herausnehmen wollte, im Verkehr mit Ihnen denselben Ton anzuschlagen, wie die Gäste Ihres Herrn Vaters.“

Nun stieg auch in die Wangen der jungen Dame eine verrätherische Röthe. Sie legte das Buch beiseite und erhob sich rasch von ihrem steinernen Sitz.

„Wodurch habe ich Ihnen jemals Anlaß zu einer solchen Vermuthung gegeben?“ fragte sie, und es war ein leises Beben in ihrer eben noch so unbefangen heiteren Stimme. „Ich erinnere mich wahrlich nicht, bei irgend einer Gelegenheit zwischen Ihnen und anderen Herren aus unserer Gesellschaft einen Unterschied gemacht zu haben.“

Noch immer heftete Doktor Hartung seine Augen beharrlich auf den Boden. Es kostete ihn ersichtlich eine nicht geringe Anstrengung, den höflich gemessenen Ton festzuhalten, in welchem er vorhin gesprochen hatte.

„Sie waren gütig genug, mich meine untergeordnete Stellung niemals fühlen zu lassen,“ sagte er, „aber dadurch wird mir noch kein Recht gegeben, dieselbe zu vergessen. Auch während der kurzen Spanne Zeit, welche ich noch im Hause des Herrn Kommerzienraths zubringen werde, will ich lieber den Anschein erwecken, ungalant zu sein, als daß ich den Vorwurf der Unbescheidenheit und Zudringlichkeit auf mich nehme.“

Das dunkle Roth im Antlitz des jungen Mädchens war einer ebenso tiefen Blässe gewichen. Und vielleicht geschah es gegen ihren Willen, daß all' der Schrecken, welchen ihr seine letzte Bemerkung eingeflößt hatte, sehr verrätherisch in ihren Worten nachzitterte.

„Wie muß ich das verstehen, Herr Doktor?“ fragte sie. „Sie wollen uns verlassen?“

Er neigte bejahend das Haupt. „Nicht ohne Kampf

habe ich mich dazu entschließen können," erwiederte er mit gepreßter Stimme, „aber ich sehe aus einer für mich sehr schmerzlichen Situation keinen anderen Ausweg als diesen."

Ein kurzes Schweigen folgte seiner Erklärung. Auch die junge Dame mußte, wie es schien, einen Kampf in ihrem Herzen bestehen; aber es währte nicht lange, bis die Entscheidung erfolgt war. Sie ging ein wenig näher auf Hartung zu und fragte leise: „Wollen Sie mir auf eine ehrliche Frage eine ehrliche Antwort geben, Herr Doktor? Aber offen und ohne Umschweife, wie es einem Manne geziemt?"

Für einen Moment begegneten sich ihre Blicke, und es mußte wohl eine Bejahung gewesen sein, die sie in dem seinigen gelesen hatte, denn ohne erst seine Erwiederung abzuwarten, fuhr sie fort: „Hat an Ihrem Entschluß, Ihre Stellung aufzugeben, auch meine — meine Person irgend welchen Antheil gehabt?"

Doktor Hartung schwieg ein paar Sekunden lang; dann aber hob er entschlossen das Haupt und sagte: „Ich kann Sie nicht belügen, Fräulein Haidenroth, wenn ich auch der Meinung bin, daß es barmherziger gewesen wäre, diese Frage nicht an mich zu richten. Ja, ich verlasse das Haus Ihres Vaters, weil ich nicht länger die Kraft in mir fühle, Tag für Tag und Stunde um Stunde einen grausamen Kampf gegen mein eigenes Herz zu führen. Ich weiß, daß Sie mir wegen dieses vermessenen Geständnisses zürnen werden, Fräulein Alice, aber Sie selbst waren es, die mich zwang, Ihnen dasselbe zu machen."

Mit gesenktem Köpfchen stand sie vor ihm, ein Bild

der lieblichsten Verwirrung. Als Hartung jetzt abermals eine Bewegung machte, wie wenn er fortgehen wollte, hob sie ihr erglühendes Antlitz zu ihm auf und sagte ganz leise: „Und woher wissen Sie, daß ich Ihnen deshalb zürnen werde? Haben Sie mich denn schon darnach gefragt?"

Der Doktor stand regungslos wie Jemand, der nicht weiß, ob ein herrliches Bild, welches sich plötzlich vor ihm aufthut, Traum oder Wirklichkeit ist, und der durch einen Laut oder eine Bewegung Alles wieder zu zerstören fürchtet.

„Alice!" kam es endlich von seinen Lippen. „Darf ich in Wahrheit hoffen, daß Sie mir wegen meiner Kühnheit nicht böse sind?"

Wenn er noch einen Zweifel gehegt hatte, so mußte ihr sonniges Lächeln denselben verscheuchen.

„Nein," sagte sie mit einem schönen und bei aller Offenheit echt mädchenhaften Freimuth, „ich bin nicht böse; aber ich bin sehr glücklich, mein allzustolzer Herr Doktor!"

Da war nun freilich all' seine Schüchternheit und zagende Zurückhaltung mit einem Mal verweht wie Spreu vor dem Winde.

„Alice, mein geliebtes, theures Mädchen!" jubelte er laut in den hellen Sommertag hinaus. „Wie hätte ich mir solche Seligkeit jemals erträumen können!"

Und die Tochter des reichen Kommerzienraths ließ es willig geschehen, daß der arme Hauslehrer sie mit starkem Arm an seine Brust zog und ihre rothen Lippen küßte.

Da wurde in ihrer unmittelbaren Nähe etwas wie

ein höhnisches Kichern vernehmlich, und Alice machte sich hastig aus der Umarmung des Geliebten los.

„Um Gottes willen, man belauscht uns!“ flüsterte sie. „Der Vater darf jetzt noch nichts von unserem Einverständniß erfahren!“

Rasch trat Doktor Hartung vor den Eingang der Laube hinaus. Aber er spähte vergebens umher, denn nirgends war ein menschliches Wesen zu erblicken. Die schlanke Gestalt des elfjährigen Knaben, der in der That die ganze Unterhaltung belauscht hatte, und der sich jetzt noch tiefer in das Blätterwerk seines Versteckes schmiegte, war zu wohl verborgen, als daß er seiner hätte ansichtig werden können, und so mußten die Liebenden denn wohl annehmen, durch irgend ein anderes zufälliges Geräusch getäuscht worden zu sein.

Aber sie waren dadurch doch genugsam aus ihrer glücklichen Selbstvergessenheit aufgeschreckt worden, um sich zu erinnern, daß dies nicht der rechte Ort sei, traulich verstohlene Zwiesprache zu halten. Nur ein langer, stummberedter Blick und ein inniger Händedruck noch wurde zwischen ihnen getauscht; dann ging Doktor Hartung dem Hause zu, und Alice erstieg die Stufen zu einem der kleinen offenen Kioske auf der Mauer, von dem aus sie seine Gestalt noch hier und da zwischen den dichten, grünen Gebüschen wahrnehmen konnte.

Auch der Knabe kam vorsichtig aus seinem Versteck hervor, sobald er annehmen konnte, vor einer Ueberraschung gesichert zu sein. Mit kindisch triumphirender Miene schaute er seinem Lehrer nach.

„Nun weiß ich auch etwas von ihm," sagte er vor sich hin, „und wenn er mich wieder strafen will, so erzähle ich's dem Vater, damit er fortgejagt wird."

— — — — — — — — — — — —

In süße Träumereien verloren, blieb Alice auf ihrem Platze, auch als Hartung ihren nachschauenden Blicken längst entschwunden war. Der rasche Hufschlag eines Pferdes, welches unten auf der Landstraße näher kam, veranlaßte sie, flüchtig aufzusehen, und die elegante Erscheinung, welche der ihr unbekannte, noch jugendliche Reiter auf seinem ausnehmend schönen Thiere bildete, war immerhin im Stande, ihre Aufmerksamkeit für eine kurze Zeit zu fesseln.

Auch der Herr, welcher dort an der Mauer des Haidenroth'schen Gartens entlang ritt und ziemlich nahe an dem Platze Alicens vorüberkommen mußte, hatte die schlanke junge Dame in den hellen Gewändern und mit dem lichtblonden, im Sonnenschein leuchtenden Haar sehr wohl wahrgenommen. Obwohl sein Pferd eine etwas unruhige Gangart hatte und selbst eines tüchtigen Reiters Aufmerksamkeit ganz in Anspruch nehmen konnte, wendete er doch seine Augen nicht mehr von Alice ab, und als er unterhalb des Kioskes angelangt war, lüftete er mit großer Höflichkeit seinen Hut. Die junge Dame, welche auf einen solchen Gruß nicht vorbereitet gewesen war, erwiederte denselben mit einiger Verwirrung, und der Reiter mochte ihrem leichten Erröthen eine falsche, für ihn selber günstige Deutung gegeben haben, da er sein Pferd plötzlich unter ihren Augen in die Höhe steigen und sich im Kreise drehen

ließ wie Jemand, der sicher ist, sich durch solche Proben seiner Geschicklichkeit und Kraft den Beifall einer Dame zu gewinnen.

Allein er täuschte sich hier. Unwillig über eine derartige Zudringlichkeit stand Alice auf, und sie war eben im Begriff, den Kiosk zu verlassen, als eine jähe Empfindung des Schreckens ihren Fuß hemmte.

Der Reiter hatte entweder seine Kunst und seine Herrschaft über das unruhige Pferd zu hoch angeschlagen, oder das letztere war durch irgend einen fremdartigen, unbekannten Gegenstand in Angst und Aufregung versetzt worden. Es stieg ein paarmal so hoch empor, daß es in Gefahr schien, sich nach hinten zu überschlagen, und machte dann plötzlich einen heftigen und unerwarteten Seitensprung, so daß der Reiter seinen Sitz verlor und in weitem Bogen aus dem Sattel geschleudert wurde.

Wahrscheinlich wäre der kleine Unfall ohne alle üblen Folgen für ihn abgelaufen, wenn er nur in den Sand der Landstraße gefallen wäre. Aber er hatte das Unglück, mit dem Kopfe an die vorspringende Kante eines jener Felsstücke anzuprallen, aus denen die Gartenmauer errichtet war. Ohne auch nur einen Schmerzenslaut auszustoßen, blieb er regungslos liegen, und das Blut, welches in ziemlicher Menge unter seinem röthlichblonden Haar hervorquoll, färbte den Boden.

Alice Haidenroth war keine von den schwachnervigen Damen, welche durch einen derartigen, sich unter ihren Augen vollziehenden Vorfall aller Fähigkeit zu helfendem Eingreifen beraubt werden. Wie aufrichtig auch noch

soeben ihre Entrüstung über das taktlose Benehmen des Unbekannten gewesen sein mochte, jetzt war ihr derselbe doch nichts Anderes als ein Verunglückter, welcher schnellen und thatkräftigen Beistandes bedurfte. Ohne Besinnen und so rasch als ihre Füße sie nur tragen wollten, eilte sie in das Haus, um der Dienerschaft die erforderlichen Befehle zu ertheilen.

Zehn Minuten später hatte man den noch immer bewußtlosen Reiter behutsam auf ein Ruhebett im Erdgeschoß der Villa niedergelegt, während das Pferd, welches ruhig neben seinem gestürzten Herrn stehen geblieben war, in den Stallungen des Kommerzienraths ein vorläufiges Unterkommen gefunden hatte. Herr Haidenroth selbst erschien, sobald er von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt worden war, bei dem Verwundeten, und sorgte, nachdem er einen Boten zum Arzt geschickt hatte, für eine geeignete vorläufige Pflege.

Diese Theilnahme, welche er einem ihm völlig Fremden erwies, entsprach ganz dem menschenfreundlichen und jovialen Wesen, das der Kommerzienrath bei jeder Gelegenheit zeigte. Seine allgemeine Beliebtheit mußte Jedem sofort begreiflich erscheinen, der zum ersten Mal mit ihm in irgend welche Berührung trat. Er war ein rüstiger Fünfziger mit leicht ergrautem Haar und Bart, aber mit beinahe jugendlich frischem, rundem Gesicht, das nur wenige Menschen anders als mit dem Ausdruck eines heiteren und gütigen Lächelns kannten. Diese Wenigen freilich wußten, daß das Antlitz des reichen Mannes statt der freundlich wohlwollenden Züge auch eine eiserne, unerbittliche Härte

zeigen konnte, und daß es in solchen schlimmen Stunden leichter gewesen wäre, die Wasser des Rheinstromes rückwärts fließen zu machen, als seinen einmal ausgesprochenen Willen zu beugen. —

Noch ehe der Arzt angekommen war, kehrte dem Verletzten die Besinnung zurück. Daß die Wunde an und für sich nicht sehr bedeutend war, hatte der alte Diener, welcher dieselbe bisher mit frischem Wasser gekühlt, bereits festgestellt, und so schien in der That mit den ersten Folgen der heftigen Erschütterung jede Gefahr überwunden. Der junge Mann hatte bei seinem Erwachen mit einem verwirrten, ja erschreckten Ausdruck um sich geschaut, einige verbindliche Worte des Kommerzienraths aber hatten ihn rasch über seine Lage aufgeklärt. Und nun zeigte er sich als ein Kavalier von sehr guten Manieren und anscheinend ausgezeichneter Erziehung. Er entschuldigte sich in gewählten Ausdrücken wegen der Aufregungen und Unbequemlichkeiten, die er den Bewohnern der Villa gegen seinen Willen verursacht habe, und dankte zugleich für den hochherzigen Beistand, welchen man ihm geleistet. Er gebrauchte die deutsche Sprache dabei mit einem so wenig fremdländischen Accent, daß der Kommerzienrath etwas erstaunt war, bei der gegenseitigen Vorstellung zu erfahren, sein Gast sei kein Deutscher, sondern ein Engländer Namens Percy Warren.

„So sind Sie vielleicht gar derselbe,“ fragte er, „von dem man mir erzählte, daß er die gräflich Schmettow'sche Villa gekauft habe?“

Der Andere machte eine zustimmende Bewegung. „Ich

habe das Haus allerdings vorläufig nur für ein Jahr gemiethet," erwiederte er, „aber es sagt in seiner äußeren und inneren Einrichtung meinen Wünschen so vollkommen zu, daß ich mir ein Vorkaufsrecht gesichert habe und mit der Absicht umgehe, es noch vor Ablauf des Jahres als mein Eigenthum zu erwerben."

„Ich habe eigentlich Grund, das zu bedauern, denn es war immer eine meiner Lieblingsideen, die Besitzung früher oder später mit der meinigen zu vereinen. Doch ich hoffe, Herr Warren, wir werden trotzdem gute Nachbarschaft miteinander halten, wenn ich auch gewünscht hätte, daß unsere Bekanntschaft unter erfreulicheren Umständen angeknüpft worden wäre, als es die gegenwärtigen sind."

Das Erscheinen des Arztes unterbrach ihre Unterhaltung, und Warren ließ sich lächelnd die umständliche Untersuchung gefallen, wenn er auch von vornherein erklärte, daß er sich ganz wohl fühle und daß die Affaire durchaus nichts zu bedeuten habe. Zu einem ähnlichen Schluß kam denn auch zuletzt mit einigem Mißvergnügen der wackere Jünger Aeskulaps, dem es mit Rücksicht auf seine geringe Praxis allem Anschein nach viel lieber gewesen wäre, wenn ihm der reiche, vornehme Herr einen sehr schweren und langwierigen Fall geliefert hätte.

Unter solchen Umständen war für den Engländer zu einem längeren Verweilen in der Villa ein schicklicher Vorwand nicht mehr vorhanden, und mit wiederholten lebhaften Dankesversicherungen nahm er Haidenroth's Anerbieten, ihn in seiner Equipage nach Hause fahren zu lassen,

an. Während ein Diener damit beschäftigt war, die bestäubten Kleider des Herrn Warren zu säubern, meinte der Hausherr in seiner jovialen Weise: „Es war nur gut, daß sich meine Tochter zufällig unten an der Parkmauer befand, denn auf der Landstraße selbst ist sehr wenig Verkehr, und es hätte Ihnen doch vielleicht geschadet, wenn Sie in der vollen Sonnenhitze da längere Zeit ohne Beistand gelegen hätten."

Der Engländer hatte mit unverkennbarem Interesse aufgehorcht; denn schon vorhin war er nahe daran gewesen, eine auf die schöne junge Dame in dem Kiosk bezügliche Frage zu thun.

„Ihrem Fräulein Tochter also verdanke ich in erster Linie all' diese Güte!" sagte er. „Wie sehr bedaure ich, daß mir mein wenig salonfähiger Aufzug nicht gestattet, ihr meine Erkenntlichkeit in gebührender Weise auszudrücken."

„Sie hätte es allerdings verdient," scherzte der Kommerzienrath, der an seinem Gaste ersichtlich immer mehr Gefallen fand, „denn nachdem sie Augenzeugin Ihres Unfalls gewesen war, wußte sie sogleich das ganze Haus in sehr wirksamer Weise für Sie zu alarmiren. Nun, ich denke, Herr Warren, Sie werden bald Gelegenheit nehmen, dasjenige nachzuholen, was sich heute nicht thun läßt. Es war mir ein Vergnügen, Ihre Bekanntschaft zu machen; aber es soll mir doch noch lieber sein, Sie auf Ihren eigenen Beinen kommen zu sehen, als auf den Schultern meiner Leute."

Mr. Percy Warren versicherte, daß er sich glücklich

schätzen würde, dieser Einladung Folge zu leisten, und es hatte allerdings ganz den Anschein, als ob seine Versicherung sehr aufrichtig gemeint sei. Dann bestieg er, nur leicht auf den Arm eines Dieners gestützt, die draußen harrende Equipage. Aufmerksam schweiften dabei seine scharfen Augen umher; aber die Hoffnung, daß er im Garten oder an einem der Fenster noch einmal das blonde Köpfchen der lieblichen jungen Dame erspähen würde, ging zu seiner Enttäuschung nicht in Erfüllung.

3.

Vor wenig Wochen erst war der elegante junge Mann, auf dessen schön gestochenen Visitenkarten der Name Percy Warren prangte, in dieser Gegend erschienen. Er reiste mit geringem Gepäck und in der Begleitung eines einzigen mürrischen, wortkargen Dieners; aber sein Auftreten war von vornherein dasjenige eines sehr begüterten Mannes gewesen. Nachdem er verschiedene Villen, die zu Kauf oder Miethe ausgeboten waren, besichtigt hatte, war seine Wahl auf das bis dahin von einem Grafen Schmettow bewohnte Landhaus gefallen, das sich schon von außen sehr gefällig präsentirte, und dessen innere Einrichtung eine wahrhaft fürstliche genannt werden konnte. Die von dem neuen Miether angeworbene Dienerschaft rühmte seine Freigebigkeit und die Noblesse, mit welcher er kleine Unregelmäßigkeiten zu übersehen pflegte, aber sie erzählte auch zugleich merkwürdige Dinge von seiner Unnahbarkeit und seiner schweigsamen Zurückhaltung gegen die Personen seiner Umgebung.

Einen geselligen Verkehr mit der Nachbarschaft schien Mr. Warren ebenfalls nicht anknüpfen zu wollen, denn er machte Niemandem einen Besuch, gab nirgends seine Karte ab und vertrieb sich die Zeit mit einsamen Spazierritten und Bootfahrten, die ihm anscheinend um so mehr Vergnügen bereiteten, je stürmischer das Wetter war, bei welchem er sie unternahm.

Das kleine Mißgeschick, welches ihn vor der Parkmauer des Kommerzienraths Haidenroth betroffen hatte, schien nun eine tiefe Wirkung auf Mr. Warren ausgeübt zu haben.

Gleich nach der Heimkehr begab er sich in sein Schlafzimmer, und obwohl es der Dienerschaft ohnedies auf das Strengste untersagt war, dasselbe anders als auf seinen ausdrücklichen Befehl zu betreten, schloß er doch sorgfältig die Thür hinter sich ab. Dann entnahm er seiner Brieftasche eine anscheinend durch die Einwirkung von Feuchtigkeit ziemlich stark verwischte Photographie und ließ sich vor dem hohen Toilettenspiegel nieder, wie wenn er das Porträt in seiner Hand mit demjenigen vergleichen wollte, welches ihm das krystallene Glas von seinem eigenen Antlitz gab.

Und in der That schien auf den ersten Blick eine gewisse Aehnlichkeit zwischen beiden vorhanden zu sein; die Photographie war in Yokohama angefertigt und stellte jenen Percy Warren dar, der sich vor einer Reihe von Monaten in dem japanischen Hafen an Bord des „Neptun" eingeschifft hatte, um auf diesem Schiffe in seine schottische Heimath zurückzukehren. Da sie schon einige Jahre alt

war, zeigte sein Gesicht auf diesem Bilde noch nicht die Spuren des Leidens, die es später entstellten. Die Wangen waren von derselben Fülle, und die Augen blickten fast ebenso hell und scharf als diejenigen des Mannes, der da in einer so merkwürdigen Beschäftigung vor dem hohen Spiegel saß. Trotzdem aber und obwohl namentlich die Form des Bartes eine peinlich genaue Uebereinstimmung zeigte, konnte man bei genauerer Vergleichung nicht lange darüber im Zweifel sein, daß jener Percy Warren, welcher dem Photographen in Yokohama zu diesem Bilde gesessen, und der Percy Warren hier vor dem Spiegel nicht eine und dieselbe Persönlichkeit seien. Wie geschickt auch immer James Mac Gregor Haar und Bart nach der Erinnerung an seinen unglücklichen Herrn und nach dem kleinen Porträt, das er in der geretteten Brieftasche desselben gefunden, gefärbt und zurechtgestutzt haben mochte; wie eifrig er auch bemüht war, selbst seinen Gesichtszügen einen Jenem ähnlichen Ausdruck zu geben, er konnte damit die Verschiedenheit dieser Züge doch nicht aus der Welt schaffen, und er hätte sicherlich Keinen zu täuschen vermocht, der während der letzten Jahre in einem näheren Verkehr mit dem wirklichen Percy Warren gestanden.

Aber auf eine solche Täuschung war es auch gar nicht abgesehen; denn jene Freunde des Ertrunkenen waren ja viele, viele hundert Meilen vom grünen Rhein entfernt, und hier hatte Niemand den Knaben gekannt, der vor zwölf Jahren in die Welt hinaus geflüchtet war, um sein Glück zu versuchen. Daß aber die Metamorphose, welche Mac Gregor mit seinem Aeußeren vorgenommen, aus-

reichend war, um das Signalement auf Warren's Paß und in seinen übrigen Legitimationspapieren zu einem auf ihn passenden zu machen, hatte er zu seiner Beruhigung schon bei zahlreichen Gelegenheiten erproben können. Von dem Augenblick an, wo er — vierzehn Stunden nach dem Untergange des „Neptun" — an Bord eines italienischen Dampfers wieder zum Bewußtsein gekommen war, bis zu dieser Stunde hatte er, auf den bedeutsamen Inhalt der geborgenen Brieftasche gestützt, seine Rolle spielen können, ohne irgend welchem Mißtrauen oder einer anderen ernsten Schwierigkeit zu begegnen. Er hatte vor den Behörden der Hafenstadt, in welche der italienische Dampfer eingelaufen war, als Percy Warren seine Aussagen über die Katastrophe zu Protokoll gegeben, und sein Name war damals als derjenige des einzigen Ueberlebenden mit einer romantischen Erzählung seiner Rettung durch alle Zeitungen gegangen. Dann hatte er sich nach Paris begeben, und ohne jede Weigerung oder Bedenklichkeit hatte ihm dort das Bankhaus von Salange & Brucicault auf Grund der vorgelegten Depositenscheine und Legitimationspapiere das Guthaben des Mr. Percy Warren in der Höhe von sechstausend Pfund Sterling ausgezahlt.

Nun wäre es freilich das Nächstliegende für ihn gewesen, nach Glasgow zu gehen und auch den dort befindlichen größeren Theil des Vermögens zu erheben; aber James Mac Gregor war zu klug, sich in eine Gefahr zu begeben, in welcher er umkommen konnte. Wußte er doch aus seines Gebieters eigenem Munde, daß der Bankier Henry Ashbourne sein vertrauter persönlicher Freund ge-

wesen sei. Wie hätte der Abenteurer hoffen dürfen, das Auge eines solchen Mannes zu täuschen! Zwar gab Mac Gregor jenes große, in Glasgow deponirte Kapital noch keineswegs verloren; aber er war entschlossen, einen Zeitpunkt abzuwarten, an welchem er sich desselben würde bemächtigen können, ohne dabei seine Sicherheit leichtfertig auf das Spiel zu setzen. Vorderhand war er ja reich genug, um behaglich zu leben, und die Möglichkeit einer Entdeckung schien so vollständig ausgeschlossen, daß sich Percy Warren selber kaum hätte sicherer fühlen können, als er.

Wenn Mac Gregor trotzdem heute seine vergleichenden Studien an dem kleinen, verwischten Bilde abermals aufnahm, so mußte er dazu wohl ganz besondere und triftige Gründe haben. Und in der That regten sich in seinem Innern widerstreitende Empfindungen, wie sie ihm bis dahin ganz fremd gewesen waren. Gerade bei der Klugheit und Vorsicht, welche er aufwandte, um seine Rolle durchzuführen, hatte er auch ein mögliches Mißlingen in's Auge zu fassen nicht versäumt. Sein Geld lag in Gold und Kassenscheinen für eine etwa plötzlich nothwendig werdende Flucht bereit, und außerdem unterhielt er nach mehreren Hafenstädten hin Verbindungen, welche ihm an jedem beliebigen Tage die Möglichkeit der Einschiffung nach einem anderen Erdtheil sichern sollten. Daran, daß sein ganzes Leben fortan in Ruhe und Behagen an diesem oder einem anderen schönen Erdenfleckchen dahinfließen könnte, hatte er selber kaum im Ernst geglaubt, und doch erfüllte ihn jetzt, seit seiner Heimkehr aus dem Hause des

Kommerzienraths, kein glühenderer Wunsch als der, sich ein solches Dasein zu sichern. Für die Dauer weniger Minuten nur hatte er Alicens liebreizendes Gesicht und ihre anmuthige Gestalt gesehen, aber diese kurze Zeit hatte hingereicht, ein leidenschaftliches Verlangen nach dem Besitz des schönen Mädchens in ihm aufflammen zu lassen. Zuerst war ihm dieser Gedanke freilich wie eine thörichte Vermessenheit erschienen; aber Mac Gregor war nicht der Mann, sich dadurch ohne Weiteres zurückschrecken zu lassen, und je gewaltiger ihm auf den ersten Blick die entgegenstehenden Schwierigkeiten dünkten, desto stärker empfand er auch den Reiz, ihre Ueberwindung zu versuchen.

„Warum sollte es unmöglich sein!" sagte er endlich mit trotziger Entschlossenheit vor sich hin, indem er die Photographie wieder an ihren vorigen Platz brachte. „Kann ich nicht zu jeder Stunde den Beweis führen, daß mir in Glasgow noch ein großes Vermögen zur Verfügung steht? — Und kann ein Todter jemals lebendig werden, um Zeugniß abzulegen gegen mich?"

Er war sehr bleich geworden, während er diesem letzten Gedanken halb unbewußt Worte geliehen, denn deutlicher als sonst stand dabei jenes Bild vor seiner Seele, welches ihn fast niemals ganz verließ und welches ihn nur zu oft selbst bis in seine nächtlichen Träume verfolgte. Es war das Bild des todtenbleichen, verzerrten Antlitzes, das er nach dem Untergange des „Neptun" auf dem Kamm einer Woge zu sehen geglaubt, und der beiden hageren, abgezehrten Arme, die sich in der Angst des Todes um das rettende Brett geklammert, bis sein unbarmherziger Faust-

schlag sie gezwungen hatte, dasselbe fahren zu lassen. Er hatte in jenen Augenblicken, da ihn selber der Tod umdrohte, wahrlich nicht mehr daran gedacht, daß er Percy Warren's Vermögen und seinen Namen in der Tasche trug; er hatte nur um sein eigenes Leben gekämpft, und er sagte sich immer wieder, daß wahrscheinlich hundert Andere ebenso gehandelt haben würden wie er. Aber das schreckliche Bild wollte sich darum doch nicht verwischen lassen, und zuweilen sah er alle jene entsetzlichen Dinge mit so greifbarer Deutlichkeit vor sich, daß er Mühe hatte, sein Grauen und seine Erregung vor der Dienerschaft zu verbergen.

Auch jetzt ging er mit starken Schritten in seinem Schlafzimmer auf und nieder, die Augen mit der Hand bedeckend und mühsam nach Fassung ringend.

„Nein, auch das muß ein Ende nehmen," sagte er zuletzt, indem er an das Fenster trat und beide Flügel desselben aufstieß. „Ich muß einen Menschen um mich haben, der mir ganz angehört, ein Wesen, bei dem ich Trost und Zuflucht suchen kann vor diesen Gespenstern! Mag es biegen oder brechen — ich werde sie mir erringen!"

— — — — — — — — — — — —

Schon zwei Tage später machte Mr. Percy Warren seinem liebenswürdigen Nachbar den versprochenen Besuch. Diesmal kam der Engländer nicht im Reitanzuge, sondern in der elegantesten Gesellschaftstoilette, und die schmale schwarzseidene Binde, welche sich schräg über die Stirne zog, erhöhte eher das Interessante seines Aussehens, als daß sie ihn entstellte.

Der Kommerzienrath empfing den Gast mit einer herzlichen Vertraulichkeit, welche besser als langathmige Versicherungen bewies, daß ihm der Besuch ein hoch willkommener sei. Er bewirthete ihn mit einer Flasche seines vortrefflichsten Jahrganges, und als Warren nach einer Viertelstunde lebhaft heiterer Unterhaltung den Wunsch zu erkennen gab, nun auch der Tochter des Hauses seinen Dank aussprechen zu dürfen, schickte er sehr bereitwillig einen Diener fort, welcher Alice um ihr Erscheinen bitten sollte.

Die junge Dame hatte keinen Grund, der Aufforderung ihres Vaters den Gehorsam zu verweigern und war zu wohlerzogen, den Fremden jetzt, wo er ihr als Gast des Hauses gegenüberstand, fühlen zu lassen, wie wenig ihr seine ritterlichen Huldigungen gefallen hatten. Sie lehnte seine Danksagungen freundlich ab und erkundigte sich nach seinem Befinden, ohne dabei den feurigen, verzehrenden Blick zu bemerken, welchen er fast unausgesetzt auf ihr Antlitz gerichtet hielt. Wenn der Engländer aber gehofft hatte, sich ihrer Gesellschaft lange zu erfreuen, so sah er sich darin unangenehm enttäuscht; denn nach kurzem Verweilen schützte Alice einen unaufschiebbaren Besuch bei einer Freundin vor, um sich wieder zurückziehen zu können. Der Fremde folgte ihr mit den Augen, bis die Portière vor dem Eingang des Zimmers sich hinter ihr geschlossen hatte, und die Antworten, welche er dann auf die Fragen und Bemerkungen des Hausherrn gab, waren so einsilbig und zerstreut, daß der Kommerzienrath wahrlich ein sehr schlechter Menschenkenner gewesen wäre, wenn er

die Ursachen dieses merkwürdigen Benehmens nicht zu einem guten Theile errathen hätte.

Aber ob dies nun der Fall sein mochte oder nicht, jedenfalls zeigte er sich von unveränderter Liebenswürdigkeit gegen seinen Gast, und nur ganz unmerklich änderte er den Gegenstand seiner Unterhaltung dahin, daß er ohne jedes Zeichen von Neugier auf die persönlichen Verhältnisse des Mr. Warren und auf seine Pläne für die Zukunft zu sprechen kam. Und Mac Gregor war klug genug, diese diplomatischen Schachzüge in ebenso feiner Weise zu erwiedern. Scheinbar ohne jede Absichtlichkeit und weit davon entfernt, in einen prahlerischen Ton zu verfallen, erzählte er von seinem Aufenthalt in Japan und von der Leichtigkeit, mit welcher man dort noch vor wenig Jahren ein großes Vermögen habe erwerben können. Seine Andeutungen waren durchsichtig genug, um verstanden zu werden, um so mehr, als er schließlich auch von seinen warmen Sympathien für deutsches Land und deutsche Frauen, sowie von seinem Wunsche sprach, sich hier statt der Junggesellenwirthschaft, die er gegenwärtig führe, in Wahrheit einen trauten häuslichen Herd zu erbauen.

Diese Anspielungen und Sondirungen mußten für einen ersten Besuch genügen. Daß beide Theile miteinander zufrieden waren, bewies die herzliche Art, in welcher sie von einander Abschied nahmen, und die mehrfach wiederholte dringende Einladung des Kommerzienraths zu einer baldigen Wiederkehr des Besuches.

Als James Mac Gregor in seine Villa zurückkehrte, war er fester als zuvor entschlossen, daß Alice sein Weib

werden müsse; Haidenroth aber setzte sich unverzüglich an seinen Schreibtisch und beauftragte einen Berliner Geschäftsfreund, der, wie er wußte, vielfache Handelsverbindungen mit Japan unterhielt, sich nach einem Mr. Percy Warren, der lange in Yokohama gelebt haben sollte, und nach seinen Vermögensverhältnissen des Näheren zu erkundigen.

4.

Etwa vierzehn Tage waren seit jenem sonnigen Vormittag vergangen, in welchem sich in dem lauschigen Winkel an der Parkmauer zwei junge, liebeerfüllte Herzen zu einander gefunden hatten. Doktor Hartung hatte seine Absicht, das Haus zu verlassen, natürlich längst aufgegeben, und der Kommerzienrath ahnte nicht einmal, daß diese Absicht jemals bestanden habe. Er war mit den Fortschritten, welche sein etwas verzogenes und schwer zu leitendes Söhnchen seit einem halben Jahre bei dem neuen Hauslehrer machte, vollkommen zufrieden, und der zurückhaltende junge Mann, welcher sich seiner bescheidenen Stellung anscheinend jederzeit bewußt blieb, gefiel ihm besser, als irgend einer seiner zahlreichen Vorgänger.

Eben war Herr Haidenroth damit beschäftigt, die zuletzt eingegangenen Briefe zu durchfliegen, als ziemlich ungestüm an die Thür seines Arbeitskabinets geklopft wurde, und als sich, noch ehe er eine Aufforderung dazu ausgesprochen, die Gestalt seines Sohnes Erich über die Schwelle schob.

„Was gibt es?“ fragte der Kommerzienrath streng,

„habe ich Dir nicht ein= für allemal verboten, mich um diese Stunde zu stören? Ist jetzt nicht die Zeit Deines Spazierganges mit dem Herrn Doktor?"

Trotzig hatte der Knabe die vorwurfsvolle Begrüßung angehört. „O, Doktor Hartung hat Besseres zu thun," sagte er mit verbissenem Ingrimm. „Es ist viel bequemer für ihn, wenn er mir Stubenarrest gibt."

Erstaunt blickte der Kommerzienrath auf seinen Sohn. „Wie kannst Du Dich unterstehen, in solchem Tone von Deinem Lehrer zu sprechen! Wenn der Herr Doktor eine Strafe über Dich verhängt hat, so wirst Du sie unzweifelhaft auch verdient haben. Ich verbiete Dir ein= für allemal, Dich darüber bei mir zu beklagen."

„Aber ich habe es nicht verdient!" beharrte Erich. „Der Doktor gibt mir den Stubenarrest nur, damit er mit Alice spazieren gehen und sie heimlich küssen kann."

Keine andere Enthüllung hätte den Kommerzienrath so unvorbereitet treffen können, als diese. Er fuhr sehr hastig auf seinem Schreibsessel herum und faßte den Knaben scharf in's Auge.

„Was für ein Geschwätz ist das!" fragte er mit großer Strenge. „Willst Du mir etwa gar mit erlogenen Geschichten kommen?"

„Ich lüge nicht, Papa! Ich habe es ganz deutlich gesehen."

„Was hast Du gesehen?"

„Daß sie sich geküßt haben. Und ich weiß auch noch jedes Wort, das sie miteinander gesprochen haben."

Herr Haidenroth stand auf. Er war sehr erregt; aber

er bemühte sich doch, es vor den neugierigen Blicken des Knaben zu verbergen. Indem er sich noch immer den Anschein gab, als ob er ihm keinen Glauben schenke, ließ er sich Einiges von den näheren Umständen jener angeblichen Beobachtung berichten, und dann schickte er den höchlichst enttäuschten und unbefriedigten Erich mit der ernsten Mahnung, sich um derartige Dinge nicht zu kümmern und den Anordnungen des Hauslehrers unweigerlich zu gehorchen, auf sein Zimmer.

Nach der Entfernung des Knaben ging er eine gute Weile nachdenklich auf und nieder. Er zweifelte keinen Augenblick, daß Erich nichts Anderes als die vollständige Wahrheit berichtet habe, und er glaubte sich jetzt auch aus seinen eigenen Wahrnehmungen verschiedener verdächtiger Umstände und Anzeichen zu erinnern, die seinen Argwohn sogleich hätten erregen müssen, wenn er minder vertrauensselig gewesen wäre. Und ebensowenig war er darüber im Zweifel, daß diesem Liebesverhältnisse ein Ende gemacht werden müsse um jeden Preis. Nur über den geeigneten Weg, der zur raschen und vollständigen Erreichung dieses Zieles eingeschlagen werden könnte, schien er sich geraume Zeit im Ungewissen zu befinden.

Doch der Kommerzienrath Haidenroth war nicht der Mann, vor einer so geringfügigen Aufgabe den Kopf zu verlieren. Er wartete ruhig, bis sich die erste zornige Aufwallung seines Blutes ganz gesänftigt hatte, und nachdem er sich dann eine frische Cigarre angezündet hatte, befahl er einem Diener, den Herrn Doktor Hartung gleich nach seiner Rückkehr vom Spaziergange hierher zu bitten.

Ehe die nächste Viertelstunde zu Ende ging, trat der junge Philologe in ruhiger Haltung über die Schwelle des vornehm ausgestatteten Arbeitskabinets. Der Kommerzienrath begrüßte ihn mit vollkommener Höflichkeit, und sein Gesicht hatte ganz den gewöhnlichen, gütig wohlwollenden Ausdruck, als er ihn einlud, sich niederzusetzen.

„Sie werden erstaunt sein, Herr Doktor," sagte er, „daß ich zu einer ungewöhnlichen Stunde um Ihren Besuch gebeten habe, aber ich glaube damit trotzdem nur Ihren eigenen Wünschen zuvorgekommen zu sein. Ich bin weit davon entfernt, anzunehmen, daß Sie als ehrenwerther Mann ein Vertrauen, welches Ihnen rückhaltlos entgegengebracht wird, schnöde mißbrauchen könnten, und ehe ich Ihnen meine Eröffnungen mache, erwarte ich darum, daß Sie mit den Ihrigen beginnen werden."

Sicherlich wäre kaum eine andere Einleitung so wohl geeignet gewesen, Hartung von vornherein in Verwirrung zu setzen und ihm das Bewußtsein begangenen Unrechtes schwer auf die Seele fallen zu lassen, als gerade diese mit mildem Ernst gesprochenen Worte. Er konnte sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß der Vater des geliebten Mädchens im Besitz seines Geheimnisses sei, und unter diesen Umständen war ein offenes Bekenntniß natürlich der einzige Weg, welchen er noch einschlagen konnte.

„Es war in der That niemals meine Absicht, Ihr Vertrauen zu mißbrauchen, Herr Kommerzienrath," sagte er, „wenn ich auch vielleicht besser daran gethan hätte, mich Ihnen schon vor einer Reihe von Tagen zu erklären. Aber es handelt sich hier um nichts Geringeres, als um

das Glück meines ganzen künftigen Lebens, und Sie werden es darum begreiflich finden, daß ich nicht ohne Zagen an diese Erklärung dachte. Ja, ich habe Ihnen eine Eröffnung zu machen, die nämlich, daß ich Ihre Tochter Alice von ganzem Herzen liebe, daß meine Liebe erwiedert wird, und daß wir von Ihrer Güte die Erfüllung unserer sehnlichsten Wünsche erhoffen."

Seine anfänglich beklommene Stimme war allgemach immer fester und sicherer geworden. Er hatte sich erhoben und erwartete die Antwort des Hausherrn in ruhiger, aufrechter Haltung.

Der Kommerzienrath zeigte sich weder erstaunt noch entrüstet über die freimüthige Sprache des jungen Mannes. Auch der vornehmste Bewerber hätte wahrlich keine rücksichtsvollere Aufnahmen seines Antrages erwarten dürfen.

„Sie werden zugeben, mein werther junger Freund," erwiederte er, „daß eine Angelegenheit von solcher Bedeutung nicht kurzweg mit einem Ja oder Nein zu entscheiden ist. Ich bin keiner von den grausamen Vätern aus dem Trauerspiel, denen es Vergnügen macht, die Herzen ihrer Kinder brechen zu sehen; aber ich fühle darum nicht weniger die heilige Verpflichtung, auch den Forderungen der Vernunft Gehör zu leihen. Ehe ich Sie als Erzieher für meinen Erich engagirte, zog ich natürlich einige Erkundigungen über Sie ein, und ich brachte bezüglich Ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten nur das Allergünstigste in Erfahrung. Ihre persönlichen Verhältnisse interessirten mich damals nicht weiter, und ich bin über dieselben darum ganz und gar nicht unterrichtet. Jetzt

aber, wo Sie von mir verlangen, daß ich Ihnen meine Tochter für alle Zukunft anvertraue, ist es mir wohl gestattet, Sie auch nach diesen zu befragen."

So gütig und herablassend auch dies Alles klang, es war doch nichts Ermuthigendes darin, und Hartung bemühte sich vergebens, gegen eine Befangenheit anzukämpfen, welche gerade dies unerwartete Benehmen Haidenroth's von Neuem in ihm erzeugte.

„Ich halte es für meine Pflicht, ohne Rückhalt zu erklären, daß ich kein Vermögen besitze," sagte er. „Alle meine Aussichten für die Zukunft sind in jenen Kenntnissen und Fähigkeiten begründet, von denen Sie eben sprachen."

Ueber das wohlwollende Antlitz des Kommerzienraths glitt ein Ausdruck des Bedauerns.

„Diese Offenheit macht Ihnen Ehre, Herr Doktor, aber es ist wenig erfreulich, was Sie mir da sagen. Sie erwarten also, daß lediglich die Mitgift meiner Tochter Sie in den Stand setzen werde, ein glänzendes Leben zu führen?"

Die Wangen des Doktors färbten sich höher. „Niemals habe ich mit einer solchen Mitgift gerechnet, Herr Kommerzienrath! Ich liebe Alice um ihrer selbst, nicht um ihres Vermögens willen."

„Das glaube ich Ihnen sehr gern, mein lieber Herr, und ich dachte auch gar nicht daran, Sie durch meine Frage zu beleidigen. Aber mir scheint, Sie haben sich die Situation nicht recht klar gemacht, und das ist für uns Alle sehr bedauerlich. Meine Tochter ist in Wohl-

habenheit und Ueberfluß aufgewachsen; sie kennt die Noth und die Sorgen des Lebens kaum dem Namen nach, und selbst das Vorhandensein der heißesten Liebe würde darum nicht verhindern können, daß sie sehr unglücklich wäre, sobald diese Sorgen jemals in irgend einer Gestalt an sie heranträten. Glauben Sie mir das, mein junger Freund! Meine Kenntniß des menschlichen Herzens ist älter als die Ihrige und darum auch wohl gründlicher. An dem bescheidenen Herde, den Sie nach Ablauf einer gewissen Zeit sich aus eigener Kraft vielleicht erbauen könnten, würde das Glück meines Kindes nur zu rasch verwelken."

So sanft und so voll herzlicher Theilnahme war jedes seiner Worte, daß sie nicht ohne tiefen Eindruck auf Hartung bleiben konnten. Es schien ihm jetzt selber, als habe er in gewissenloser Selbstsucht viel weniger an das Glück der Geliebten, als an sein eigenes gedacht. Und die Augen des Kommerzienraths waren scharf genug, diese Wirkung zu erkennen.

„Wenn ich Ihnen meine Einwilligung geben wollte," fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort, „so müßte ich Ihnen nothwendig auch die Mittel gewähren, meiner Tochter die gewohnte Umgebung des Reichthums zu erhalten, und ich glaube mich in der Beurtheilung Ihres Charakters nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß dies Ihren eigenen Wünschen nicht einmal entspräche."

„Sie täuschen sich in der That nicht, Herr Kommerzienrath! Ich würde mich niemals dazu verstehen können, von den Wohlthaten eines Anderen zu leben. Aber vielleicht denken Sie zu gering von Ihrem Kinde. Alice

weiß, daß an meiner Seite nur ein bescheidenes Leben ihrer wartet, und sie hat sich dennoch bereit erklärt, mir in dasselbe zu folgen."

„Das wundert mich nicht, und es ändert nichts an meiner vorhin geäußerten Ansicht. Sie weiß von der Armuth so wenig, wie ein Kind von dem Tode. Und sie ist nicht einmal im Stande, zu beurtheilen, auf wie viele Freuden und Genüsse sie in dem Augenblick Verzicht leistet, wo sie Ihre Gattin wird. Das Leben der großen Welt ist ihr noch unbekannt; den nächsten Winter erst gedachte ich mit ihr in Berlin zuzubringen, um sie in die Gesellschaft einzuführen. Würden Sie selbst es nicht für eine Sünde halten, aus ihrer Unerfahrenheit und Unkenntniß Nutzen zu ziehen?"

Mit gesenktem Haupt hörte ihm Hartung zu. Gegen eine schroffe Abweisung würden sich sein Stolz und seine Liebe wahrscheinlich mannhaft empört haben; diese gütige Ueberredung aber entwaffnete ihn immer mehr.

„Ich weiß nicht, woher ich die Gründe nehmen soll, Ihnen zu widersprechen, Herr Kommerzienrath," sagte er endlich, „aber sollte denn nicht auch für das Weib das Glück einer wahren und innigen Liebe köstlicher sein, als alle diese schnell vergänglichen Freuden?"

Haidenroth machte eine Bewegung, welche fast wie Zustimmung aussah.

„Es ist sehr wahrscheinlich, daß Alice früher oder später zu dieser Erkenntniß kommen wird," sagte er freundlich, „man darf ihr dieselbe nur nicht gewaltsam aufdrängen wollen. Und nun lassen Sie mich Ihnen einen

Vorschlag machen, Herr Doktor, einen wohlgemeinten, väterlichen Vorschlag, den Sie als ein Mann von Ehre nicht zurückweisen werden: Geben Sie meinem Kinde Zeit, zu sich selbst zu kommen! Verzichten Sie darauf, eine Situation auszubeuten, welche Ihnen günstig scheint! Ich verlange gar nicht, daß Sie alle Hoffnung begraben, obwohl es mir ja ein Leichtes wäre, ein solches Machtwort auszusprechen. Was ich erbitte, ist im Grunde nur eine Probe, auf welche wir die Liebe meiner Tochter stellen wollen. Daß Sie in meinem Hause nicht länger bleiben können, wird auch Ihnen unzweifelhaft bereits klar geworden sein. Wenn Sie jetzt aber einen rührenden Abschied von Alice nehmen und vielleicht gar feierliche Schwüre ewiger Liebe und Treue mit ihr austauschen wollten, so würden Sie damit sehr wenig edelmüthig handeln. Rechtfertigen Sie vielmehr das Vertrauen, welches ich in Sie setze, und überlassen Sie es mir, meinem Kinde gegenüber einen schicklichen Vorwand für Ihre plötzliche Abreise zu finden. Ist ihre Liebe wirklich so stark und beständig, als Sie es jetzt annehmen, so wird sie ja trotzdem an Ihnen festhalten, und ich werde nicht so grausam sein, eine Vereinigung zu hindern, wenn ich nach einer längeren und gewissenhaften Prüfung die Ueberzeugung gewonnen habe, daß meine Tochter wirklich nur in ihr das Glück ihres Lebens finden würde. Die Zeit und die Möglichkeit aber zu solcher Prüfung müssen Sie mir gewähren. Ich verlange Ihr Ehrenwort, daß Sie vor Ihrer Abreise mit meiner Tochter weder sprechen noch an sie schreiben werden, und daß Sie vor Ablauf eines Jahres auch aus der Ferne

keinen Versuch einer Annäherung machen. Nur unter dieser Bedingung gebe ich Ihnen das Recht, nach Ablauf des Jahres Ihre Werbung zu wiederholen."

Wäre ihm Zeit zu ruhiger Ueberlegung gegeben worden, so hätte Hartung wohl niemals ein derartiges Gelöbniß abgelegt, dessen Erfüllung ihn in den Augen der Geliebten zu einem Treulosen und — was vielleicht schlimmer war — zu einem Feigling machen mußte. Aber der Kommerzienrath hatte mit so feinem diplomatischen Geschick an sein Ehrgefühl zu appelliren verstanden, daß er es in diesen Augenblicken hochgradiger seelischer Erregung wirklich für eine unabweisbare Pflicht männlicher Rechtschaffenheit hielt, jenem seltsamen Verlangen zu willfahren. Es bedurfte keiner besonderen Beredtsamkeit von Seiten des Herrn Haidenroth mehr, um ihn vollends zu gewinnen. Mit zuckenden Lippen gab Hartung das geforderte Versprechen, und die Hand, welche er zur Bekräftigung des verpfändeten Ehrenworts in die warme, weiche Rechte des Kommerzienraths legte, war kalt wie Eis.

Der liebenswürdige Herr versicherte dem Doktor auf das Eifrigste, daß er seinen ganzen persönlichen Einfluß und seine weitreichenden Verbindungen aufbieten werde, um ihm in seinem Fortkommen behilflich zu sein; aber der junge Mann lehnte dies Alles mit einem traurigen Kopfschütteln ab.

„Ich bin mir über meine Zukunftspläne selber noch nicht ganz im Klaren," sagte er ausweichend, „und ich denke, es wird am besten sein, wenn ich mich auch fernerhin nur auf meine eigenen Kräfte verlasse."

In müder Haltung und als ein fast gebrochener Mann verließ er das elegante Kabinet. Der Kommerzienrath aber athmete wie in großer Erleichterung auf, als sich die Thür hinter dem Hauslehrer seines Sohnes geschlossen hatte, und statt des gütigen Lächelns, das er bisher so beharrlich festgehalten, erschien jener Zug von unerbittlicher, unbeugsamer Härte auf seinem Gesicht, welchen Alle fürchteten, die seine Bedeutung jemals zu ihrem Schaden kennen gelernt hatten.

„Er wird sein Versprechen halten!" sagte er vor sich hin. „Es ist zum Glück nicht schwer, mit Leuten dieser Gattung fertig zu werden!"

— — — — — — — — — — — —

Alice sah sehr bestürzt aus, als beim Mittagessen der Platz des Doktor Hartung leer blieb. Der Kommerzienrath, welcher sich den Anschein gab, als ob er den veränderten Ausdruck ihres sonst so heiteren Gesichtes gar nicht bemerkte, erwähnte leichthin, der Doktor habe sich auf einige Tage beurlaubt, weil ihn persönliche Angelegenheiten nach Norddeutschland riefen. Gleichsam als ob er verhindern wolle, daß seine Tochter eine weitere Frage über diesen Gegenstand an ihn richte, fügte er in demselben Athem hinzu, Alice möge sich gleich nach dem Essen zu einer Spazierfahrt umkleiden, bei welcher er ein längst gegebenes Versprechen einlösen und seinem englischen Nachbar, Herrn Percy Warren, einen kurzen Besuch abstatten wolle. Alice hörte ihm nur mit halbem Ohr zu, denn wenn auch des Vaters Erklärung über Hartung's Abwesenheit an und für sich nichts Beunruhigendes hatte, so vermochte sie doch

nicht zu begreifen, weshalb sie die Mittheilung seiner bevorstehenden Abreise nicht aus des Doktors eigenem Munde vernommen habe, und es legte sich schwer wie eine Vorahnung kommenden Unheils auf ihre Seele.

In der Begleitung der würdigen Matrone, welche seit dem Tode der Frau Haidenroth dem Hauswesen des Kommerzienraths vorstand, wurde dann die Spazierfahrt und der beabsichtigte Besuch unternommen. Mr. Warren war, wie es schien, auf denselben vorbereitet gewesen, denn er bereitete seinen Gästen eine wahrhaft festliche Aufnahme, und bestimmte sie, auch das Abendessen in seinem Hause einzunehmen. Dabei war er von einer so liebenswürdigen Bescheidenheit und wußte zugleich so lebendig und interessant von seinen mannigfachen Erlebnissen in Japan zu erzählen, daß selbst Alice ihre Sorgen für eine kurze Zeit vergaß, und die Abneigung, welche sie bisher gegen den Engländer gehegt, ein wenig gemindert fühlte.

Da dem heißen Tag ein prächtiger, linder, mondheller Abend gefolgt war, bat Warren um die Erlaubniß, seine Gäste noch eine kleine Weile in dem zierlichen Segelboot spazieren fahren zu dürfen, das er sich, wie er sagte, von einem berühmten Schiffsbauer in England hatte kommen lassen. Da Alice es sonst ausnehmend liebte, sich auf den Wellen des schönen Stromes zu schaukeln, so beeilte sich der Kommerzienrath, seine Zustimmung zu ertheilen, und wenige Minuten später glitt das elegante Fahrzeug, von einem leichten Winde getrieben und von dem jungen Engländer mit meisterlichem Geschick gelenkt, sanft auf der Oberfläche des mondbeglänzten Flusses dahin.

Alice verharrte in träumerischem Schweigen, während der Kommerzienrath in seiner lebhaft heiteren Art die Unterhaltung mit Mr. Warren führte. Plötzlich gab die Hand des Letzteren der Segelleine einen so heftigen Ruck, daß das Boot in fast besorgnißerregender Weise schwankte, und Haidenroth, welcher erstaunt zu ihm aufsah, bemerkte mit nicht geringem Befremden, daß das Gesicht des Engländers eine leichenhaft fahle Färbung angenommen hatte, und daß er mit weit geöffneten, entsetzten Augen unverwandt auf einen einzigen Punkt hinstarrte.

„Was ist Ihnen, Herr Warren?" fragte der Kommerzienrath mit einiger Besorgniß, da er hier, inmitten der Strömung des Flusses, ein wenig für seine und seiner Tochter Sicherheit zu fürchten begann. „Haben Sie irgend etwas Verdächtiges bemerkt?"

Aber er mußte seine Frage wiederholen, ehe er eine Antwort erhielt. Dann deutete der Engländer mit der ausgestreckten Linken auf einen kleinen dunklen Gegenstand, welcher in geringer Entfernung von dem Boote auf dem Wasser sichtbar wurde.

„Sehen Sie nicht dort," kam es beinahe tonlos von seinen Lippen, „jene beiden menschlichen Arme, die sich an irgend einen rettenden Gegenstand anklammern wollen? — Es ist ein Ertrinkender — gewiß ein Ertrinkender!"

Ein gewaltiger Schrecken war dem Kommerzienrath bei diesen unheimlichen Worten in die Glieder gefahren. Er wagte gar nicht, nach der bezeichneten Richtung zu blicken. Alice aber war muthiger als er, und wenn ihre eigene

Bestürzung auch soeben noch kaum eine geringere gewesen war, so konnte sie sich doch eines Lächelns nicht enthalten, da sie erkannte, daß der angebliche Ertrinkende nichts Anderes war, als ein im Wasser treibender dürrer Zweig. Auch der Kommerzienrath zeigte sich nunmehr höchlichst belustigt über den drolligen Irrthum, Mr. Warren aber bemühte sich vergebens, seinen verstörten Mienen die vorige Unbefangenheit wiederzugeben.

Er hatte die Spitze des Fahrzeuges dem Ufer zugewendet und während der kurzen Zeit, welche noch bis zur Landung verging, blieb die Stimmung der kleinen Gesellschaft eine ziemlich schweigsame und gedrückte. Man trennte sich vor der Schmettow'schen Villa mit wenigen raschen Abschiedsworten, und zum ersten Mal hatte der Kommerzienrath die Empfindung, daß er in Bezug auf seinen englischen Nachbar doch vielleicht von einer gar zu günstigen Voreingenommenheit befangen gewesen sei.

5.

Vergebens hatte Alice auf Doktor Hartung's Rückkehr geharrt oder auf einen Brief, der ihr die Erklärung gebracht hätte für sein unbegreifliches Verhalten. Anfänglich war sie nur von der bangen Sorge erfüllt gewesen, daß er erkrankt sei, und Tag für Tag hatte sie mit dem Entschluß gerungen, eine Aufklärung von dem Vater zu verlangen, selbst auf die Gefahr hin, das Geheimniß zu verrathen, welches sie noch immer wohl behütet glaubte. Dann aber hatte eines Tages der Kommerzienrath selbst

sie dieser Nothwendigkeit überhoben, indem er zugleich all' ihren Hoffnungen und dem süßen, beseligenden Traum ihrer jungen Liebe scheinbar ahnungslos und doch mit klug berechneter Absichtlichkeit ein jähes Ende bereitete. Ganz beiläufig theilte er ihr mit, daß er zu seinem Bedauern genöthigt sein werde, einen neuen Hauslehrer für Erich zu suchen, und als sie darauf mit einem Blick voll des tödtlichsten Schreckens zu ihm aufgesehen, ergänzte er seine erste Bemerkung dahin, daß ihn Doktor Hartung soeben brieflich von dem Entschluß in Kenntniß gesetzt habe, die Stellung in seinem Hause endgiltig aufzugeben.

„Es hat ganz den Anschein," schloß der Kommerzienrath scherzend, „daß dem Herrn Doktor irgend ein unerwartetes Glück widerfahren sei. Er spricht sich in seinem Briefe zwar nicht näher darüber aus, aber ich glaube doch zwischen den Zeilen zu lesen, daß er da irgendwo im Norden sein Herz verloren hat. Schon beim Abschied machte er mir allerlei Andeutungen dieser Art."

Es konnte ihm nicht entgehen, eine wie furchtbare, niederschmetternde Wirkung diese leicht hingeworfenen Worte auf Alice hervorbrachten; aber zu seiner lebhaften Befriedigung beugte die Anmeldung eines Besuches, welche in diesem Augenblick erfolgte, allen unbehaglichen Schmerzausbrüchen und Fragen vor. Die junge Dame mußte ihr zuckendes Herz bezwingen und die theilnehmenden Erkundigungen der Gäste nach der Ursache ihres angegriffenen Aussehens durch die erlogene Vorgabe eines körperlichen Unwohlseins beantworten.

Bei dem nächsten Alleinsein mit ihrem Vater aber,

dem der Kommerzienrath nicht ohne ein gewisses Bangen entgegen gesehen hatte, richtete sie keine Frage mehr an ihn, welche auf Hartung Bezug gehabt hätte. Herr Haidenroth sah mit innerlichem Vergnügen, daß der von ihm eingeschlagene Weg unzweifelhaft der einfachste und richtigste gewesen war, dem thörichten Liebesverhältniß ohne alle dramatischen Scenen und Störungen seines häuslichen Friedens ein Ende zu machen. Daß seine Tochter all' ihre Heiterkeit und Frische eingebüßt hatte, und daß ihre müde blickenden Augen die Spuren heimlich vergossener Thränen zeigten, bemerkte er sehr wohl; aber er tröstete sich damit, daß Frühlingsgewitter rasch vorüberziehen und daß es mit dem Herzeleid eines schönen, vielumworbenen jungen Mädchens nicht gar zu viel auf sich haben könne. Er rechnete auf den Stolz seines Kindes, und es schien, daß er sich in dieser Berechnung nicht betrogen habe. War Alice auch nicht im Stande, jene tiefe und innige Liebe, in welcher sie so unaussprechlich glücklich gewesen war, über Nacht aus ihrem Herzen zu reißen, so bot sie doch all' ihre Willenskraft auf, um sich zu überreden, daß diese Liebe einem Unwürdigen gehört hatte, und daß sie sich vor sich selbst erniedrigte mit dem Kummer um seinen Verlust.

Sie verschloß den Gram, welchen ihr die erste herbe Enttäuschung ihres jungen Lebens bereitet, in die verborgensten Tiefen ihrer Brust, und wenn auch das sonnige Lächeln sorgloser Heiterkeit nicht auf ihr Antlitz zurückkehrte, so gewann sie es doch allgemach über sich, äußerlich wieder ruhig und unbefangen zu erscheinen.

— — — — — — — — — — — —

Der Nachbar aus der Villa Schmettow war inzwischen ein regelmäßiger Besucher im Hause des Kommerzienraths geworden. Es war ihm durch seine einschmeichelnde Liebenswürdigkeit gelungen, den unangenehmen Eindruck, welchen sein Benehmen auf jener abendlichen Bootfahrt hinterlassen, vollständig zu verwischen, und wenn auch Alice im Verkehr mit ihm eine immer gleiche, im Grunde wenig ermuthigende Zurückhaltung beobachtete, so entschädigte ihn dafür das Verhalten des Hausherrn, der von Freundlichkeit überfloß, seitdem die Antwort auf seine Anfrage über Percy Warren eine überaus günstige gewesen war. Ueber die Absichten des Engländers war vielleicht Niemand mehr im Ungewissen, ausgenommen Diejenige, auf welche sich diese Absichten richteten. Doch auch Alice sollte bald genug volle Aufklärung darüber erhalten.

Sie saß in der Abenddämmerung eines der letzten Julitage auf der Veranda der väterlichen Villa. Mr. Warren, der heute zu einer etwas ungewöhnlichen Stunde des Nachmittags gekommen war, hatte sich nach einer beinahe einstündigen Unterredung mit dem Kommerzienrath wieder entfernt, ohne, wie es sonst seine Gewohnheit war, auch die Damen des Hauses aufzusuchen. Alice hatte diesem Umstand indessen nicht die geringste Bedeutung beigelegt, da der junge Engländer überhaupt kaum einen Platz in ihren Gedanken einnahm. Nun sah sie ihren Vater auf die Veranda treten, und es fiel ihr auf, daß sein Gruß einen ungewöhnlich liebevollen und zärtlichen Klang hatte.

„Es freut mich, daß ich Dich zufällig allein finde,

liebe Alice," sagte er, „denn ich habe Dir eine wichtige Mittheilung zu machen, welche zunächst ausschließlich für Dich bestimmt ist. Hoffentlich erwirbt mir meine gute Neuigkeit einen Anspruch auf Deinen Dank."

Er ließ sich an ihrer Seite nieder und legte seinen Arm um ihre Schulter. Mit einem Erstaunen, das nicht ganz frei von Besorgniß war, sah Alice zu ihm auf.

„Eine Neuigkeit — für mich, Papa? Hast Du etwa einen überraschenden Reiseplan entworfen?"

„O nein, es handelt sich um ganz andere Dinge. Mr. Percy Warren hat mir an diesem Nachmittag einen sehr feierlichen Besuch gemacht."

„Ich sah ihn, als er das Haus verließ. Doch was hat das mit Deiner Mittheilung zu schaffen?"

„Ist es so schwer, das zu errathen, mein Liebling? Ich für meine Person war längst darauf vorbereitet, daß dieser Sohn Albions eines Tages Miene machen würde, mir mein köstlichstes Besitzthum zu entführen."

Aus dem blassen Gesicht des jungen Mädchens schien auch der letzte Blutstropfen zu entweichen.

„Verstehe ich Dich recht, Papa? Mr. Warren hätte —"

„Er hat um Deine Hand angehalten — jawohl, mein theures Kind!" ergänzte der Kommerzienrath. „Und ich leugne nicht, daß er mir damit eine große und aufrichtige Freude bereitet hat. Unter den jungen Herren unserer Bekanntschaft ist keiner, dem ich Deine Zukunft lieber anvertrauen möchte, als ihm!"

Alice war so überrascht und bestürzt, daß sie kaum ein Wort der Erwiederung fand.

„Und Du hast ihm eine Zusage gemacht?“ kam es endlich mit Anstrengung von ihren bebenden Lippen.

„Ich durfte mich dazu wohl berechtigt halten!“ sagte der Kommerzienrath in seinem sanftesten und mildesten Tone. „Auch bei sorgfältiger Prüfung aller Verhältnisse vermag ich nichts zu entdecken, das Dich bestimmen könnte, seine Werbung abzulehnen. Warren ist elegant, liebenswürdig, von guter Herkunft und von einem Aeußeren, das selbst unsere hübschesten Offiziere in den Schatten stellt.“

Der erfahrene Menschenkenner bediente sich seines oft erprobten Kunstgriffes. Je herzlicher und gütiger seine Worte klangen, desto schwerer wurde es, ihm zu widersprechen. Und Alice liebte ihn so aufrichtig, daß sie nicht den Muth fand, ihn durch ein rasches, unumwundenes Nein zu betrüben.

„Ich bestreite ihm keinen dieser Vorzüge,“ erwiederte sie, „aber Du selbst müßtest mich für sehr oberflächlich halten, Papa, wenn ich mich nur durch solche Dinge bestimmen lassen wollte, meinen künftigen Gatten zu wählen.“

Der Kommerzienrath nickte zustimmend. „Ich weiß sehr wohl, daß auch noch mancherlei Anderes in Betracht kommt, und ich müßte ein wenig gewissenhafter Vater sein, wenn ich daran nicht rechtzeitig gedacht hätte. Was zunächst die äußeren Verhältnisse anbetrifft, so wird es ganz in Deiner Hand liegen, Deine Lebensstellung an Warren's Seite zu einer glücklichen und glänzenden zu machen. Er hat mir die Ausweise über den Besitz eines Vermögens vorgelegt, welches groß genug ist, ihm die Befriedigung all' Deiner Wünsche zu ermöglichen.“

Alice schüttelte mit einem trüben Lächeln das Köpfchen. „Nicht daran dachte ich, Papa! Ich entbehre hier unter Deiner Obhut nichts von alledem, was mir Herr Warren mit seinem Reichthum gewähren könnte."

„Freilich! Der Reichthum allein kann das Glück einer Ehe nicht begründen. Dazu bedarf es besserer Bürgschaften, und zu meiner Freude sind auch diese vorhanden. Ich habe nicht nur über die Vermögensumstände, sondern auch über die Vergangenheit und den Charakter des jungen Mannes, dessen Absichten ich ja längst durchschaute, sorgfältige Erkundigungen eingezogen, und man theilte mir übereinstimmend mit, daß seine Ehrenhaftigkeit, Rechtschaffenheit und Herzensgüte über jeden Zweifel erhaben seien. Du wirst ihn von ganzem Herzen lieben lernen, auch wenn Dich vielleicht in diesem Augenblick eine romantische Grille verhindert, ihn nach seinem vollen Werthe zu würdigen."

Diese letzte, mit eigenthümlicher Betonung ausgesprochene Anspielung traf Alice so schmerzlich, daß ihre bis dahin mühsam behauptete Selbstbeherrschung zusammenbrach. Sie ließ das Haupt an die Schulter des Vaters sinken und unter Thränen flüsterte sie: „Habe Mitleid mit mir, Papa! Du kannst ja nicht ahnen, wie unglücklich ich bin."

Zärtlich streichelte der Kommerzienrath ihr weiches, lichtblondes Haar. „Vielleicht ist mir die Ursache Deiner Betrübniß dennoch nicht ganz unbekannt, mein Kind," sagte er. „Das Auge eines liebevollen Vaters blickt schärfer als Du meinst. Aber willst Du einem Manne, der Dich verschmähte, auch noch die Genugthuung gönnen,

dermaleinst zu sehen, daß ihm Dein ganzes Leben geopfert worden ist?"

Wie ein Dolchstich traf sie das Wort, welches er mit fein berechneter Absicht gewählt hatte. Alice fragte in diesem Augenblick nicht darnach, wie ihr Vater zur Kenntniß des ängstlich bewahrten Geheimnisses gelangt sein könne; sie dachte nicht an die Möglichkeit, daß er sie hinterginge, sondern sie fühlte nur den heftigen Schmerz, welchen jenes verhängnißvolle Wort ihr bereitet hatte. Ja, sie war verschmäht worden, verschmäht von einem Manne, dem sie in Verleugnung aller mädchenhafter Schüchternheit ihre Liebe selbst verrathen hatte, und es erschien in der That wie eine lindernde Genugthuung für ihren tödtlich verletzten Stolz, wenn sie ihm jetzt durch eine unzweideutige Handlung beweisen konnte, daß auch sie sein Bild für immer aus ihrem Herzen gerissen habe. Sie erhob sich rasch, und während die Züge ihres lieblichen Gesichtes eine eigenthümliche Starrheit annahmen, fragte sie: „Welche Antwort hat Mr. Warren von Dir erhalten, Papa?"

„Ich sagte ihm, daß ich eurer Vereinigung von ganzem Herzen meinen Segen geben würde, daß aber die letzte Entscheidung nur Dir zustände, und daß ich niemals irgend welchen Zwang gegen Dich ausüben würde. Weil ich Dir Zeit zu reiflicher Ueberlegung gewähren wollte, bat ich ihn, sich erst morgen Deine Antwort zu holen, und trotz seiner brennenden Ungeduld fügte er sich dieser Bedingung."

„Nun wohl, Papa! Ich mache von der Bedenkzeit,

die Du mir eingeräumt hast, Gebrauch. Aber ich hoffe, Du wirst auch diesmal mit Deinem Kinde zufrieden sein."

Sie entfernte sich mit raschen Schritten, und der Kommerzienrath machte keinen Versuch, sie zurückzuhalten.

Er durfte wohl mit stiller Genugthuung vor sich hin lächeln; wußte er doch, daß sein diplomatisches Geschick jetzt auch diese Schwierigkeit, die ernsteste und bedenklichste von allen, glücklich überwunden habe.

6.

Im Wartesaal des Bahnhofes zu Frankfurt am Main saß Doktor Bernhard Hartung, um die Abfahrtszeit des nach dem Süden gehenden Schnellzuges zu erwarten. Der verhältnißmäßig kleine Raum war von Menschen fast überfüllt, und auch an dem kleinen Tische in einem halbdunklen Winkel hinter dem Buffet, welchen Hartung als den einzigen noch verfügbaren Platz aufgesucht hatte, saß bereits eine Dame. Er war nicht gerade in der Stimmung, sich viel um Andere zu kümmern, und sein Blick hatte darum die Nachbarin, während er sie stumm begrüßte, nur flüchtig gestreift. Sie war von hoher, etwas hagerer Gestalt, ganz in dunkle Farben wie in tiefe Trauer gekleidet, und hatte auch das Gesicht durch einen dichten, schwarzen Schleier verhüllt. Allem Anschein nach hatte sie bis vor Kurzem in einem Zeitungsblatt gelesen, welches vor ihr auf dem Tische lag. Nun saß sie steif und unbeweglich da wie eine Statue, so daß selbst einem aben-

teuerlustigeren jungen Manne, als es Doktor Hartung war, wohl schwerlich die Neigung gekommen wäre, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen.

Um sich die Zeit des Wartens zu verkürzen, griff auch er jetzt halb mechanisch nach jenem Blatte. Es war die Beilage einer bereits vor längerer Zeit erschienenen rheinischen Zeitung, und sie enthielt nichs Anderes als Inserate. Schon war Hartung deshalb im Begriff, sie wieder aus der Hand zu legen, als sein Auge auf eine große, auffällig umränderte Anzeige fiel, deren Inhalt wohl geeignet war, seine Theilnahme im allerhöchsten Maße zu erregen. Da war in fetten Buchstaben zu lesen:

„Die Verlobung meiner Tochter Alice mit Herrn Percy Warren aus Grangemouth in Schottland beehrt sich Freunden und Bekannten ganz ergebenst anzuzeigen

Haidenroth, k. Kommerzienrath."

Wie von einem Faustschlage getroffen zuckte Hartung zusammen. Seine Hand zitterte, so daß sich das Blatt knisternd bewegte; aus seinen Wangen und seinen Lippen entwich alles Blut. Er vergaß seine Umgebung und seine Absicht, innerhalb weniger Minuten abzureisen; ihm war, als ob seine Pulse stockten, als ob er in Gefahr sei, zu ersticken; die Decke des niedrigen Wartesaals drohte ihn zu zermalmen und es trieb ihn unwiderstehlich hinaus in's Freie. Das entsetzliche Blatt aber, den unwiderleglichen Beweis, daß die treulose Geliebte innerhalb eines Zeitraums von wenig Wochen ihr Herz hatte einem anderen Manne zuwenden können — dies armselige Stück Papier, das all' seine Träume und Hoffnungen vernichtet hatte,

wollte er mit sich nehmen, damit er durch seinen Anblick fortan davor bewahrt bleibe, an die Treue eines menschlichen Herzens und an die Wahrhaftigkeit menschlicher Schwüre zu glauben.

In dem Augenblick aber, da er die zerknitterte Zeitung in einer Tasche seines Rockes bergen wollte, legte sich die Hand der schwarz gekleideten Dame auf seinen Arm.

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte sie mit der Aussprache einer deutsch sprechenden Engländerin, „dieses Blatt ist mein Eigenthum!"

Hartung stammelte eine Entschuldigung und legte die Zeitung wieder auf den Tisch. Sein verstörtes Benehmen konnte der Dame unmöglich entgehen, und sie glaubte ihm wohl eine Freundschaft zu erweisen, als sie fortfuhr: „Es interessirt mich darin übrigens nur eine einzige Stelle, und wenn Sie mir gestatten, dieselbe auszuschneiden, stelle ich Ihnen das Uebrige gern zur Verfügung."

Ohne seine Antwort abzuwarten, zog sie ein kleines, scharfes Messer aus der Tasche, und Hartung sah mit Erstaunen, daß sie sich anschickte, gerade die Anzeige des Kommerzienraths auszutrennen.

„Ist es dieses Verlöbniß, welches auch Sie interessirt?" fragte er, in seiner Aufregung kaum daran denkend, daß es eine Fremde sei, zu der er sprach. „Sind Sie denn mit Fräulein Alice Haidenroth bekannt oder befreundet?"

Die Unbekannte erhob mit einer raschen Bewegung das Haupt, und der Doktor sah zwei lebhafte, feurige Augen durch das Gewebe des Schleiers blitzen.

„Nein!" lautete die mit scharfer Bestimmtheit gegebene

Erwiederung. „Ich wünsche erst jetzt, ihre Bekanntschaft zu machen, aber ich zweifle, daß es mir bei dieser Gelegenheit gelingen werde, ihre Freundschaft zu erwerben.“

„Sie zweifeln daran? Haben Sie denn die Absicht, ihr ein Leid zuzufügen?“

Hartung hätte sich selber kaum Rechenschaft darüber geben können, wie er gerade auf diese Vermuthung kam. Vielleicht waren es nur die seltsamen, fast unheimlich glänzenden Augen der Fremden, welche die Schuld daran trugen.

Ein leises Lachen, das indessen sicherlich nicht ein Ausdruck der Heiterkeit war, begleitete ihre Antwort.

„Ihr selber mag es wohl als ein Leid erscheinen, obgleich es in Wahrheit vielleicht eine Wohlthat ist, die ich ihr zu erweisen gedenke. Ich bin viele Meilen weit gereist, mein Herr, aus keinem anderen Grunde, als um zu verhindern, daß diesem Verlöbniß jemals eine Hochzeit folge.“

Unter allen anderen Umständen würden solche Aeußerungen in dem jungen Manne den Verdacht erweckt haben, daß er es mit einer Geisteskranken zu thun habe, jetzt aber, wo er selber sich in einem Zustande der höchsten seelischen Erregung befand, erblickte er in dem zufälligen Zusammentreffen mit dieser Frau eine wunderbare Fügung des Himmels, die zu mißachten fast ein Verbrechen gewesen wäre.

„Ich weiß nicht, inwieweit ich Ihre Worte ernsthaft zu nehmen habe,“ sagte er mit bebender Stimme, „denn ich kenne nicht einmal Ihren Namen, um wie viel weniger

Ihre Beweggründe für ein solches Vorhaben. Aber Sie dürfen mir glauben, daß nur wenige Menschen daran einen so aufrichtigen Antheil nehmen können, als ich. Obwohl auch ich Ihnen ein Fremder bin, bitte ich Sie doch um Ihr Vertrauen."

War ihre Unterhaltung auch nur mit gedämpfter Stimme geführt worden, so fingen die Umsitzenden doch bereits an, aufmerksam auf sie zu werden, und der verschleierten Dame schien dies unerwünschte Interesse nicht zu entgehen.

„Es ist hier nicht der Ort, von so ernsten Dingen zu sprechen," sagte sie, indem sie sich erhob. „Haben wir wirklich ein gemeinsames Ziel, wie Ihre Worte mich vermuthen lassen, so mögen Sie mir eine Viertelstunde zu einem Spaziergang im Freien schenken. Ich werde darüber meinen Zug nicht versäumen."

Hartung sah auf seine Uhr. Ihm stand keine Viertelstunde mehr zur Verfügung, denn für den Eilzug, der ihn nach Basel bringen sollte, wurde eben zum ersten Mal abgeläutet. Aber sein unentschlossenes Zögern war trotzdem nur von kurzer Dauer. Er hatte eine Lehrerstellung in der schweizerischen Stadt angenommen, und man erwartete heute sein Eintreffen; doch selbst wenn er darüber in Gefahr gewesen wäre, jene Stellung zu verlieren, würde er es nicht über sich vermocht haben, das Anerbieten der Fremden, deren Schicksal doch so eng mit dem seinigen verknüpft schien, zurückzuweisen. Er folgte ihr, und sie traten aus der Halle. Sie hatten in der That keinen Lauscher zu fürchten; denn der feine Regen, welcher un-

aufhörlich vom Himmel herniederrieselte, machte den Aufenthalt im Freien für müßige Spaziergänger zu einem sehr wenig behaglichen.

Die Fremde schlug ihren Schleier zurück, und Hartung sah mit einigem Erstaunen, daß seine Begleiterin viel jünger war, als ihre nonnenhaft einfache dunkle Tracht es ihn hatte vermuthen lassen. Sie zählte wohl kaum mehr als achtundzwanzig oder neunundzwanzig Jahre, wenn auch einige herbe Linien um Mund und Augen sie älter erscheinen ließen, sobald sie die Lippen zum Sprechen öffnete. Ihr Gesicht wäre schön gewesen, wenn nicht eine eigenthümliche Strenge des Ausdrucks und der stechende Glanz der scharfen, dunklen Augen den günstigen Eindruck abgeschwächt hätten, welchen die Regelmäßigkeit der Züge hervorbrachte.

Ein paar Dutzend Schritte waren sie schweigend nebeneinander her gegangen, dann wandte sich die Dame plötzlich gegen Hartung und sagte, indem sie ihn fest ansah: „Sie selbst lieben Percy Warren's Braut, und Sie hatten sich Hoffnung darauf gemacht, sie zu besitzen?"

Dem jungen Manne stieg eine verrätherische Hitze in die Wangen. Er begriff nicht, wie es dieser Fremden möglich gewesen war, sein intimstes Geheimniß zu errathen, und die rücksichtslose Form ihrer Frage machte ihn betroffen. Aber sein Schweigen im Verein mit seiner unverkennbaren Verlegenheit mochten ihr als Bestätigung ebenso vollkommen genügen, wie eine ausdrückliche Versicherung.

„Wenn es so ist," fuhr sie mit schonungsloser Gerad-

heit fort, „warum haben Sie es denn geschehen lassen? Wenn Sie bessere Rechte hatten, warum haben Sie dieselben nicht geltend gemacht? Ein Weib, das unglücklich liebt, mag zu beklagen sein, ein Mann ist in solchem Falle einfach lächerlich. Hat Ihnen Percy Warren Ihr Liebchen gestohlen oder hat er sich's etwa erkauft mit dem ungeheuren Reichthum, den er angeblich besitzt?"

Hartung fühlte eine mit jeder Sekunde wachsende Abneigung gegen seine neue Bekannte. Es war ihm unerträglich, in solcher Weise von Alice sprechen zu hören.

„Sie befinden sich in einem Irrthum, mein Fräulein," sagte er kühl abweisend. „Ich würde erst anfangen, lächerlich zu werden, wenn ich Rechte geltend machen wollte, die mir niemals zugestanden haben. Als Fräulein Haidenroth jenem Manne ihr Jawort gab, war sie unzweifelhaft die freie Herrin ihres Willens."

„Es wäre also ein Herzensbündniß aus wirklicher Liebe? Nun, um so schlimmer für sie, denn sie wird ihn niemals besitzen! Mögen Andere, wenn sie betrogen werden, ihren Schmerz in Thränen und Seufzern ausströmen lassen, ich gehöre nicht zu diesen weichmüthigen Naturen! Ich werde mein Recht vertheidigen, und müßten auch Unschuldige darüber zu Grunde gehen!"

„So haben Sie selbst ein Recht auf den Verlobten des Fräulein Haidenroth?"

„Ein unanfechtbares Recht, gegründet auf einen feierlichen Schwur und geheiligt durch ein treues, geduldiges Harren von mehr als zwölf langen Jahren! Wissen Sie, mein Herr, was es für die Zukunft eines sechzehnjährigen

Mädchens bedeutet, wenn es einem Manne gelobt, muthig und standhaft seiner zu warten, wie lang auch immer die Zeit sein möge, welche darüber vergeht? Ich war nicht mehr als ein Kind, da Percy Warren mich verließ, um in die Welt hinauszuziehen; aber ich war alt genug, um mit vollem und klarem Bewußtsein mein Gelöbniß abzulegen. Und ehrlich, wie ich es gegeben, habe ich es auch gehalten. Nie wieder seit dem Tage, da er aus meines Vaters Hause floh, habe ich ein Lebenszeichen von ihm empfangen. Niemand hätte den Vorwurf der Treulosigkeit gegen mich erheben können, wenn ich mich dadurch meines Wortes ledig gefühlt hätte — Niemand, als ich selbst! Ich aber hatte ihm ja Treue gelobt nicht nur bis an den Tod, sondern Treue auch über den Tod hinaus, und mein Lieben gehörte ihm allein, gleichviel ob er wiederkehren würde oder nicht, gleichviel, ob er sich ebenfalls in Sehnsucht nach mir verzehrte oder ob er längst den tiefen Schlummer des Todes in irgend einer fernen Erde schlief. In vielen schönen und verlockenden Gestalten trat die Versuchung an mich heran. Ehrenhafte und liebenswerthe Männer bewarben sich um meine Hand, Männer, deren Zuneigung die Besten meines Geschlechtes mir neideten. Meine Angehörigen bestürmten mich mit Bitten und Vorstellungen, man zeigte mir die Zukunft in den herrlichsten Farben, und ich blieb trotz alledem standhaft in der Erfüllung meines Gelübdes. Dann kamen auf die Zeiten des Wohllebens und des Ueberflusses, an die ich von früher Kindheit her gewöhnt war, die Tage der Armuth und der bitteren Noth. Mein Vater, der bis

dahin für einen reichen Mann gegolten hatte, sah sich eines Tages durch unglückliche Umstände genöthigt, seine Zahlungen einzustellen. Er hatte sein ganzes Vermögen verloren, und er war nicht mehr jung und elastisch genug, um sich noch einmal aus der Tiefe empor zu arbeiten, in welche dieser Schlag des Schicksals ihn geschleudert hatte. An seiner Seite lernte ich nun das Elend in seiner schlimmsten Gestalt kennen, denn wie ich meines Vaters Ueberfluß getheilt hatte, wollte ich jetzt auch seine Entbehrungen theilen. Und die schwerste aller Versuchungen war es, welche ich jetzt zu bestehen hatte. Ein ehrlicher Mann mit einem Herzen, das treu und rein war wie lauteres Gold, verschmähte es nicht, zu mir in die Tiefe hinabzusteigen, und mir sein Herz, seine Hand, seine Habe als ein demüthig Bittender zu Füßen zu legen. Es kostete mich nur ein einziges Wort, mich und die Meinigen von dem zermalmenden Joch der Armuth zu befreien, unter dem wir beinahe erlagen. Aber dieses eine Wort, es wäre ein Bruch meines heiligen Gelöbnisses, ein Verrath an der Treue gewesen, welche ich einem Anderen schuldete! Und darum allein blieb das erlösende Wort ungesprochen, darum allein mußten wir in unserem namenlosen Elend verharren, während Derjenige, für welchen ich litt, fern von mir vielleicht im Ueberfluß schwelgte."

Einen so harten und unbewegten Klang anfänglich auch die Stimme der Fremden gehabt hatte, allmählig gewann die Bewegung, welche sie mit der Erinnerung an alle die hinter ihr liegenden Leiden überkam, doch eine merkliche Herrschaft über sie, und sie mußte innehalten,

weil ihre Worte in Thränen zu ersticken drohten. Auch Hartung sah nicht mehr wie vorhin mit einem Gefühl des Widerwillens und der Abneigung, sondern mit einer Theilnahme, welche nicht ohne Bewunderung war, auf das blasse Gesicht. Wie bittere Empfindungen mußte die Schilderung einer so heroischen Standhaftigkeit in ihm erwecken, gerade jetzt, wo er noch mit Leib und Seele unter dem Eindruck der an ihm selber verübten Treulosigkeit stand! Er begriff den Schmerz dieses armen, betrogenen Weibes viel zu gut, als daß er einen ohnmächtigen Versuch gemacht hätte, sie zu trösten. In rücksichtsvollem Schweigen wartete er, bis sie die Kraft gefunden haben würde, ihre Erzählung zu beenden.

Und erst nach Verlauf von Minuten fuhr die Engländerin fort: „Ich will Sie nicht langweilen, mein Herr; denn dies Alles hat für Sie wahrscheinlich nur geringes Interesse. Es war ja auch nur ein ganz alltägliches Menschenschicksal, das da seinen Fortgang nahm. Mein Vater starb, ohne daß ihm noch einmal bessere Tage angebrochen wären; meine Geschwister mußte ich dem Verderben und der Sünde entgegentaumeln sehen, ohne daß meine schwachen Arme im Stande gewesen wären, sie zu halten. Und ich wartete noch immer, wartete auf die Stunde, die den Lebenden in meine Arme zurückführen, oder auf den Tod, der mich mit dem Gestorbenen vereinigen sollte. Es machte mir wenig Freude, als mir eines Tages durch das Ableben eines entfernten Verwandten eine Erbschaft zufiel, die meinen Sorgen um das tägliche Brod ein Ende machte. Das Geld hatte keinen

Werth mehr für mich, jetzt, wo es zu spät war, einem meiner unglücklichen Angehörigen damit zu helfen. Ich stellte keine Forderungen mehr an das Leben, mein Warten war ohne Ungeduld und ohne Leidenschaft, bis zu dem Tage, da ich den ersten, unzweideutigen Beweis empfing, daß Percy noch unter den Lebenden sei. Auch damals war es ein Zeitungsblatt, welches mir jene Kunde brachte. Ich las einen Bericht über den Untergang des Dampfers „Neptun", der von einem anderen Schiffe in den Grund gebohrt worden war. Alle, die sich auf ihm befunden hatten, waren ein Opfer der Wellen geworden, Alle bis auf Einen, und dieser Eine war Percy Warren aus Grangemouth in Schottland, war der Mann, den ich liebte und auf den ich in Treuen gewartet hatte seit zwölf langen Jahren. Ich hatte es in dieser langen Zeit fast verlernt, zu beten, an jenem Tage aber falteten sich meine Hände zu der heißesten und innigsten Danksagung, die wohl jemals zu dem Throne des Allmächtigen emporgestiegen ist. Nun sollte ja meine Treue und meine Beharrlichkeit köstlich belohnt werden, denn ich zweifelte nicht, daß ich nach Ablauf weniger Tage in den Armen des Geliebten ruhen würde! Und wenn ich zwölf Jahre lang gefaßt und geduldig gewesen war, so wollte mir jetzt vor Ungeduld das Herz beinahe zerspringen. Voll glückseliger Hoffnung begrüßte ich jeden neuen Morgen, und voll bitterster Enttäuschung sah ich am Abend die letzten Sonnenstrahlen in mein einsames Stübchen fallen. Die Tage reihten sich zu Wochen und die Wochen zu Monaten, ohne

daß die Stunde des jubelnden Wiedersehens gekommen wäre. Da erlosch die hoch aufflammende Freude in meinem Herzen, und zum ersten Male seit dem Tage, an welchem er von mir Abschied genommen, kam mir die niederschmetternde Vermuthung, daß mir Percy die Treue gebrochen, daß er mich vergessen haben könne. Selbst als ich meinen unglücklichen Vater vor mir auf der Todtenbahre liegen sah, hatte ich nicht die leiseste Anwandlung der Reue empfunden über mein scheinbar so unkindliches Verhalten; jetzt aber brachte mich der Gedanke, daß ich dies Alles, meine Jugend, mein Glück, das Schicksal der Meinigen, einem Elenden, einem Meineidigen zum Opfer gebracht hatte, der Verzweiflung und dem Wahnsinn nahe. Solchen Zustand für eine lange, unbestimmte Zeit zu ertragen, ging über meine Kraft. Mich verlangte nach Gewißheit, und — wenn diese Gewißheit meinen schrecklichen Verdacht bestätigte — nach Rache! Und zwar nach einer Rache, die dem Ehrlosen hundertfach Alles heimzahlen sollte, was ich um seinetwillen gelitten; nach einer Rache, wie sie furchtbarer niemals von einem betrogenen Weib ausgeübt worden war. Ich begann meine Nachforschungen nach ihm anzustellen, und wenn es auch war, als ob die Erde ihn verschlungen habe, wenn auch lange Zeit jede mühsam aufgefundene Fährte spurlos im Sande zu verlaufen schien, so ließ ich mich dadurch doch nicht muthlos machen. Ich scheute vor keiner Mühe und vor keinem Geldopfer zurück, bis ich endlich in Erfahrung gebracht hatte, wo er sich aufhielt. Und ich dachte nicht etwa daran, ihn jetzt durch einen sentimentalen, rührenden

Brief an seine Gelöbnisse zu mahnen. Ich wußte ja, daß er mir für ewig verloren sei, und daß es keine andere Genugthuung mehr für mich gab, als die Rache. Wie aber der vernichtende Schlag gegen ihn am wirksamsten zu führen sei, ließ sich aus der Ferne nicht errathen. Und er mußte ja auch zuvor aus meinem eigenen Munde sein Urtheil vernehmen. Darum raffte ich Alles zusammen, was ich an baarem Gelde besaß, und verkaufte für einen Spottpreis auch das kleine Besitzthum, das mir als ein Theil jener Erbschaft zugefallen war. Ich konnte ja nicht wissen, inwieweit ich nicht des Geldes als einer Waffe gegen ihn bedürfen würde.

Vierundzwanzig Stunden, bevor ich meine Reise antrat, erhielt ich durch einen der Agenten, welche ich mit den Nachforschungen nach Percy Warren betraut hatte, das Zeitungsblatt mit der Anzeige seiner Verlobung. Die Neuigkeit konnte meinen Schmerz so wenig erhöhen, als sie meinen Haß vermehren konnte. Ja, es war viel eher ein Gefühl der Befriedigung, das ich Angesichts dieses überzeugenden Beweises seiner Treulosigkeit empfand. Jetzt war nicht nur der letzte meiner Zweifel besiegt, sondern es war mir zugleich der Weg gezeigt, welchen meine Rache zu nehmen hatte. Wenn er dies andere Weib wirklich liebte, so wußte ich nunmehr, wo ich ihn am empfindlichsten treffen, wo ich ihn am schwersten verwunden würde. Und ich werde ihn nicht schonen, bei Gott, ich werde es nicht, mag auch das Herz jenes Weibes darüber zertreten werden, wie das meinige zertreten worden ist!"

Die vorübergehende Weichheit, welche sie vorhin gezeigt

hatte, war längst wieder aus ihrem Wesen verschwunden, Sie hatte mit ihren dunklen, leidenschaftlichen, sprühenden Augen, mit ihrem harten, wie in Stein gemeißelten Zügen jetzt ganz das Aussehen einer unerbittlichen Göttin der Rache. Hartung hatte ihr zugehört, ohne sie zu unterbrechen, von den verschiedenartigsten, widerstreitenden Empfindungen bewegt. Er selbst war eben erst durch jene unerwartete Kunde so tief und so schmerzlich getroffen worden, daß ihm der Gedanke, das von Alice so treulos eingegangene neue Herzensbündniß auf irgend eine gewaltsame Weise zerrissen zu sehen, zuerst fast ein Gefühl der Befriedigung erregt hatte. Aber seine Natur war zu edel und zu vornehm, als daß diese Regung niedriger Selbstsucht den ersten, sinnverwirrenden Eindruck eines wilden Schmerzes hätte überdauern können. Je echter und überzeugender die Töne einer schonungslosen, leidenschaftlichen Rachbegierde aus dem Munde seiner Begleiterin klangen, desto lebhafter wurde in seinem eigenen Herzen die Sorge um das Schicksal des Mädchens, das zu lieben es trotz alledem niemals aufhören konnte. Hatte die Engländerin es doch unbedenklich ausgesprochen, daß ihr jedes Mittel recht sein würde für die Befriedigung ihres heißen Verlangens, und brauchte er ihr doch nur in's Gesicht zu sehen, um die Gewißheit zu erlangen, daß es ihr nur zu bitterer Ernst war mit jedem ihrer Worte.

„Ich schulde Ihnen Dank für das Vertrauen, das Sie einem Fremden durch die Mittheilung Ihrer Lebensgeschichte erwiesen haben,“ sagte er, „und ich hoffe, daß dies Vertrauen mir auch das Recht gibt, Ihnen eine

Warnung, oder — wenn Sie es so nennen wollen — eine Bitte auszusprechen."

Sie sah mit einem raschen, mißtrauischen Blick zu ihm auf. „Lassen Sie hören!" erwiederte sie dann mit einer Schroffheit, die ihn wenig ermuthigen konnte.

„Verschieben Sie die Ausführung Ihrer Absichten noch um einige Zeit. Warten Sie wenigstens, bis Sie ruhiger geworden sind, damit Sie nicht von der Erregung zu irgend einer Handlung hingerissen werden, welche Sie später bereuen müssen. Ich will das Unrecht nicht beschönigen, welches jener Warren unzweifelhaft an Ihnen verübt hat; aber Sie selbst werden vielleicht binnen Kurzem zu der Ueberzeugung gelangen, daß großmüthiges Verzeihen bessere Befriedigung gewährt, als eine unedle Rache."

Das Mißtrauen auf dem Grunde ihrer Augen hatte sich in hell auflodernden Zorn verwandelt, während er sprach.

„Wenn ich hätte vermuthen können, daß Sie mir mit den Phrasen eines Moralpredigers antworten wollen, so würde ich mir diese Erzählung freilich gespart haben! Aber ich war so thöricht, Sie für einen Bundesgenossen zu halten."

„Ihre Vermuthung war berechtigt, soweit sie sich auf eine gewisse Aehnlichkeit unseres Schicksals gründete. Die Gesetze der Ehre verbieten es mir, Ihnen das meinige mit derselben Offenheit darzulegen, aber es war allerdings ein Irrthum, wenn Sie annahmen, daß ich Ihnen zu einer Schlechtigkeit behilflich sein würde, weil auch mir das traurige Loos beschieden war, in meinem heiligsten Vertrauen getäuscht und betrogen zu werden."

„Ah, Sie gehören also zu Denen, die in ihr Kämmerlein gehen, um sich auszuweinen," höhnte die Fremde. „Nun, das ist eine Angelegenheit des Geschmacks und vielleicht auch des persönlichen Muthes, über welche nicht weiter gestritten werden kann. Ich aber, mein Herr, muß es auf das Entschiedenste ablehnen, Ihre Warnungen und guten Rathschläge zu empfangen."

Sie neigte mit einer sehr stolzen Bewegung den Kopf und wandte sich von ihm ab. Hartung aber vertrat ihr noch einmal den Weg.

„Um Ihrer selbst willen, mein Fräulein, bedenken Sie, was Sie da thun wollen! Vor dem Gesetze der Menschen hat Percy Warren keinerlei Verpflichtung gegen Sie, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Ihr Versuch, sich an ihm und vollends an einer völlig Unschuldigen zu rächen, nur mit einer Demüthigung für Sie selber enden wird. Sicherlich aber wird das Glück und die Ruhe Ihrer Zukunft auch dann nicht gefördert werden, wenn es Ihnen wirklich gelingt, ihn und seine Braut, die Ihnen doch niemals ein Leid zugefügt hat, um die erhoffte Vereinigung zu betrügen."

Gebieterisch streckte die Engländerin die Hand aus, damit er ihr den Weg freigebe. „Genug!" sagte sie in einem herrischen Ton, der jede weitere Entgegnung abschneiden mußte. „Ich habe Ihnen meines Wissens nicht die Befugniß eingeräumt, um mich und meine Zukunft besorgt zu sein. Wenn Ihnen aber das Schicksal jener Anderen so sehr am Herzen liegt, so mögen Sie meinetwegen hingehen, sie und Ihren glücklichen Rivalen vor

mir zu warnen. Sie wissen ja jetzt zur Genüge, in welcher Absicht ich Percy Warren aufzusuchen gedenke!"

In steifer, hochmüthiger Haltung, das Gesicht Hartung's mit einem kalten Blick der Geringschätzung streifend, ging sie an ihm vorüber, dem Portal des Bahnhofsgebäudes zu. Unschlüssig und zögernd folgte ihr der Doktor nach. Kaum je zuvor hatte er sich in solcher Ungewißheit über seine nächsten Pflichten befunden, als in diesem Augenblick. Seine Vernunft sagte ihm, daß er kein Recht habe, die Einmischung in diese Angelegenheit noch weiter zu treiben, daß er es vielmehr dem Kommerzienrath und seinem künftigen Schwiegersohne allein überlassen müsse, Alice vor den Rachegelüsten dieses im Zorn über sein zerstörtes Leben fast unzurechnungsfähigen Weibes zu schützen. Zugleich aber war da eine Stimme in seinem Herzen, die ihn mahnte, jene unselige Fremde nicht mehr aus den Augen zu lassen, damit er im Stande sei, eine verhängnißvolle That der Verzweiflung zu hindern, deren er sie nach dem eben Erlebten sehr wohl fähig hielt.

Und diese Stimme wurde immer stärker und dringender, sie behielt zuletzt den Sieg über alle anderen Erwägungen und Bedenken.

Rasch eilte er auf das Telegraphenamt, um dem Schuldirektor in Basel mitzutheilen, daß er durch ein unvorhergesehenes Ereigniß wahrscheinlich noch für mehrere Tage ferngehalten sein werde. Aber in wie fliegender Hast er auch diese unvermeidliche Obliegenheit erfüllt hatte, er hatte darüber dennoch die Abfahrt des Zuges versäumt, welchen Mary Wilkins benutzte.

In dem Augenblick, da er den Perron betrat, verschwand die weiße Rauchsäule der Lokomotive in der Ferne, und die Engländerin hatte damit einen Vorsprung von sechs Stunden genommen, den sie, wie Hartung mit banger Sorge ahnte, nur all' zu eifrig und rücksichtslos auszubeuten wissen würde.

7.

Alice Haidenroth war eine gar stille und verschlossene Braut. Wie es ihr Vater vorausgesehen, hatte sie nach Ablauf der kurzen Bedenkzeit ohne jeden weiteren Einwand ihre Zustimmung gegeben; aber der Kommerzienrath begann ein wenig an seiner viel gerühmten Menschenkenntniß irre zu werden, als er wahrnehmen mußte, daß auch in der Folgezeit die frühere Farbe nicht in ihre bleichen Wangen und der vorige Glanz nicht in ihre müde blickenden Augen zurückkehrte. Er suchte sich selber einzureden, daß die Ursache in einer vorübergehenden körperlichen Indisposition liegen müsse, und als Alice sah, daß er in dieser Annahme eine gewisse Beruhigung fand, bemühte sie sich nicht, ihn von der Irrigkeit derselben zu überzeugen.

Sie ließ sich die ärztliche Behandlung gefallen, die ihr der Kommerzienrath beinahe aufgezwungen hatte, und folgte willig in ihrer stillen, schweigsamen Weise den Anordnungen, welche zur Wiederherstellung ihrer angeblich erschütterten Gesundheit führen sollten. Daß sie im Verkehr mit ihrem Verlobten schweigsam und von einer Zurückhaltung war, welche man recht wohl als Gleichgiltig-

keit und Kälte bezeichnen konnte, mußte nicht nur Percy Warren selbst, sondern allgemach auch ihrer ganzen Umgebung auffallen.

Aber dies Benehmen ließ sich am Ende auch einer übergroßen mädchenhaften Schüchternheit zuschreiben, und es war viel eher darnach angethan, die leidenschaftliche Gluth im Herzen des Engländers immer von Neuem zu schüren, als sie zu dämpfen. Die zum Theil sehr kostbaren Geschenke, mit denen er seine schöne Braut überhäufte, machten Alice ersichtlich wenig Freude, und es war unter ihnen nur ein einziges, welchem sie dauernd ein lebhaftes Interesse zuwandte.

Schon früher war es eine ihrer Lieblingsunterhaltungen gewesen, sich von den grünen Wellen des Rheines tragen zu lassen; aber sie hatte sich bei ihren Wasserfahrten nur eines kleinen Ruderbootes bedient, dessen Handhabung sie bei der starken Strömung des Flusses zumeist rasch ermüdete. Nun hatte Warren sie in der Kunst des Segelns unterwiesen, die er selber meisterlich zu üben verstand, und deren Besonderheiten sich Alice bald angeeignet hatte. Es war wie ein Ausdruck wirklicher Freude über ihr Gesicht geglitten, als er ihr sein schlankes Segelboot „Ellida" zum Geschenk machte, und sie hatte von diesem Augenblick an täglich mehrere Stunden ganz allein auf dem Wasser zugebracht. Da sie bei diesen Ausfahrten ebensowenig wie Percy Warren selbst nach Wind und Wetter zu fragen pflegte, so war der Kommerzienrath, der immer ein Unglück fürchtete, von dem neuen Sport nicht eben sonderlich entzückt; aber er gab seine Vorstellungen bald als vollkommen

nutzlos auf und tröstete sich mit der Wahrnehmung, daß diese Ausflüge wenigstens für kurze Zeit ein frisches Roth auf ihre Wangen zu zaubern vermochten.

Für seinen künftigen Schwiegersohn empfand er noch immer dieselben lebhaften Sympathien, wenn es auch jetzt, wo der Verkehr naturgemäß ein viel innigerer wurde, mancherlei Befremdliches an ihm zu bemerken glaubte. In der That befand sich der glückliche Bräutigam seit dem Tage seiner Verlobung in einer beständigen Aufregung, deren er vergebens Herr zu werden suchte. Er liebte Alice mit einer Leidenschaft, deren Stärke und Wildheit sie erschreckt haben würde, wenn er nicht ängstlich bemüht gewesen wäre, sich in ihrer Gegenwart zu beherrschen. Der Gedanke, daß er sie verlieren könnte, erschien ihm als ein Ungeheuerliches, das ihn bis zur Raserei aufstacheln mußte, und doch verfolgte ihn dieser peinigende Gedanke bei Tag und bei Nacht, in ihrer Nähe ebenso, wie wenn er von ihr entfernt war.

Er hatte den kühnen Betrug bis auf die äußerste Spitze getrieben, und nun verließ ihn die Empfindung nicht mehr, daß er am Rande eines schwindelnden Abgrundes stehe, und daß ein geringfügiger Anstoß hinreichen müsse, ihn in die Tiefe zu schleudern. Oefter und ängstlicher als zuvor betrachtete er das Bild des unglücklichen Percy, dessen Namen er gestohlen hatte, und von dessen Gelde er lebte; heftiger als sonst schrak er zusammen, wenn Jemand raschen Schrittes auf ihn zukam oder wenn ihm irgend ein unbekannter Besuch angemeldet wurde. Wäre nicht diese Leidenschaft gewesen, die von

seinem ganzen Wesen Besitz ergriffen hatte und als deren willenlosen Sklaven er sich fühlte, so würde er unzweifelhaft längst in einen anderen Winkel der Erde geflüchtet sein, wo ihm vielleicht auf eine kurze Zeit das Gefühl der Sicherheit wiedergekehrt wäre, das er hier zu seiner eigenen Qual mehr und mehr verlor.

Aber selbst in muthlosen Augenblicken, wo er vor der Entdeckung zitterte, als ob sie ihm bereits unmittelbar bevorstände, wies er den Gedanken an eine solche Flucht weit von sich ab. Nichts von alledem, was ihn selbst im schlimmsten Falle erwarten konnte, erschien ihm so schrecklich als der Verlust der Geliebten, und er wollte den Kampf gegen das Schicksal lieber bis zum letzten Blutstropfen führen, als daß er sie aufgegeben hätte wie ein Feigling.

Daß er in solchem Gemüthszustande nicht zu einem reinen Genusse seines so rasch gewonnenen Glückes gelangen konnte, war nur natürlich. Es war immer etwas Unstetes und Unruhiges in seinem Benehmen, und er konnte mitten in der lautesten Heiterkeit plötzlich erbleichen und verstummen wie Jemand, dem eine schreckliche Erinnerung oder eine herzbeklemmende Furcht die Freude vergällt hat. Hätte man sich nicht in Deutschland daran gewöhnt, einem Engländer — und namentlich einem solchen, der zwölf Jahre lang in Japan gelebt hat — allerlei Sonderbarkeiten zugute zu halten, so würde man in diesen auffälligen Eigenheiten des reichen jungen Mannes vielleicht gar etwas Verdachterweckendes gefunden haben; so aber begnügte man sich damit, ihn für äußerst interessant zu halten, und der Einzige, den dies Alles doch zuweilen ein

wenig beunruhigte — der Kommerzienrath Haidenroth nämlich — behielt seine Gedanken darüber ebenso vollständig für sich, wie die Entdeckung, daß hinter den eleganten Umgangsformen seines künftigen Eidams ein recht befremdlicher Mangel an wirklicher Bildung verborgen sei.

Er hatte nichts dagegen einzuwenden gehabt, daß auf das Drängen des Bräutigams die Hochzeit dem Verlöbniß schon nach Verlauf von kaum zwei Monaten folgen sollte, und wenn Alice auch zuerst sichtlich erschrocken war, als man ihr einen so nahe gerückten Termin nannte, hatte sie nach einigem Zögern schließlich doch dazu, wie zu allem Anderen, ihre Einwilligung gegeben. Nun war die kurze Frist nahezu verstrichen, und im Hause des Kommerzienraths wurden umfassende Vorbereitungen zu der glänzenden Vermählungsfeier getroffen, die in drei Tagen stattfinden sollte.

— — — — — — — — — — — —

Eben war der Bewohner der Villa Schmettow im Begriff, sich zum Besuche seiner Braut, die er zu einer Segelfahrt abholen wollte, zu rüsten, als ihm sein Diener die Meldung brachte, es sei eine Dame gekommen, welche Mr. Warren zu sprechen wünsche.

„Ihr Name?" fragte er, da sein Mißtrauen — das Mißtrauen eines Betrügers — immer sofort erregt war.

„Miß Margot Henderson!" lautete die Antwort. „Sie benimmt sich sehr bescheiden, und mir scheint, daß es eine Bittstellerin sei."

„Nun, so laß sie meinetwegen eintreten! Ich hoffe, daß sie mich nicht lange aufhalten wird."

Er stand vor seinem Schreibtisch im vollsten Sonnenlicht, als die Gemeldete eintrat. Sie war von hochgewachsener, etwas hagerer Gestalt, ganz in Schwarz gekleidet und mit dicht verschleiertem Gesicht. Sie machte von der Thür aus erst ein paar rasche Schritte auf ihn zu, dann aber blieb sie plötzlich wie festgebannt mitten im Zimmer stehen.

„Mr. Percy Warren?" kam es mit leiser, fast tonloser Stimme von ihren Lippen.

Er bejahte mit einer etwas ungeduldigen Bewegung.

„Das ist mein Name! Womit, mein Fräulein, kann ich Ihnen dienen?"

Die Fremde stand noch immer regungslos wie eine Bildsäule vor ihm.

„Mr. Percy Warren aus Grangemouth in Schottland?" wiederholte sie nach einem kurzen Schweigen. „Der vor etwa dreizehn Jahren seine Heimath verließ, um sich nach Japan zu begeben?"

„Allerdings! Dieser Percy Warren steht vor Ihnen! Aber ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß meine Zeit gemessen ist. Man erwartet meinen Besuch."

Die sonderbare Besucherin schlug ihren Schleier zurück; James Mac Gregor sah in ein todtenbleiches, ihm völlig unbekanntes Gesicht, aus welchem zwei funkelnde Augen mit durchbohrender Schärfe auf ihn gerichtet waren.

„Sie sollten mir immerhin einige Minuten schenken, mein Herr," sagte sie, „denn ich bin beauftragt, Ihnen ein Vermächtniß zu überbringen. Kannten Sie jemals eine Dame, welche Mary Wilkins hieß?"

Der Andere hatte längst bereut, die Fremde empfangen

zu haben. Es wurde ihm unbehaglich in ihrer Nähe; sein Mißtrauen wuchs, und ihre Fragen wie ihre durchdringenden Blicke setzten ihn in Verwirrung.

„Stammt das Vermächtniß, welches Sie mir — wie Sie sagen — zu überbringen haben, etwa von ihr?"

„Sie kannten diese Dame also, Mr. Watren?"

Er fühlte, daß sein Herz in rascheren Schlägen klopfte, aber es überkam ihn zugleich wie eine Aufwallung trotzigen Zornes. Er erinnerte sich des Namens, welchen die Fremde da nannte, gut genug, des Namens jener Frau, der nach Percy Warren's Testament sein gesammter Nachlaß zufallen sollte. Und er raffte seine ganze Energie zusammen, um auch während dieses kritischen Augenblicks in seiner Rolle zu bleiben.

„Wie sollte ich sie nicht gekannt haben," sagte er kurz, „da sie doch meine leibliche Cousine war?"

„Nur Ihre Cousine, Mr. Warren?"

Seine Hand, welche sich auf die Lehne des Schreibsessels stützte, zitterte nervös. Er hatte zu vernehmen geglaubt, daß sie einen eigenthümlich spöttischen Nachdruck auf seinen Namen legte.

„Ehe wir in diesem Verhör fortfahren, mein Fräulein," sagte er, „ist es auch mir vielleicht gestattet, Sie um eine kurze und bündige Mittheilung über Ihre Person und den Zweck Ihres Hierseins zu ersuchen."

„Ich heiße Margot Henderson, und Mary Wilkins war meine beste, meine einzige Freundin."

„So ist sie gestorben? Sie kommen, um mich von ihrem Ableben zu unterrichten?"

Die Erleichterung, welche für ihn in dieser Vorstellung lag, war eine so gewaltige, daß sie auch in dem Ton seiner Frage zum Ausdruck kommen mußte. Um die Lippen der schwarzgekleideten Frau zuckte es wie ein leises, rasch verschwindendes Lächeln.

„Ja, sie ist gestorben!“ bestätigte sie. „Und vor ihrem Ende hat sie mich zur Vertrauten ihres Geheimnisses gemacht. Sie werden begreifen, Mr. Warren, welches Geheimniß ich darunter verstehe.“

Seine Befürchtungen begannen sich zu verringern. Von einer Todten hatte er ja keine Gefahr zu besorgen, und diese Margot Henderson zählte offenbar nicht zu denjenigen, welche den wirklichen Percy Warren gekannt hatten. Es gelang ihm jetzt sogar, sein Gesicht zu einem Lächeln zu zwingen.

„Es würde mir unter solchen Umständen wenig nützen, mich unwissend zu stellen,“ sagte er. „Ich kann nicht leugnen, daß allerdings vor meiner Abreise nach Japan zwischen meiner Cousine Mary und mir gewisse zärtlichere Beziehungen bestanden. Wir waren eben damals Beide noch halbe Kinder.“

Die Brust der angeblichen Margot Henderson hob sich in raschen Athemzügen. Es war, als ob sie irgend einen schweren Kampf mit sich selber zu bestehen habe. Ihr durchdringender Blick hing unverwandt an den Zügen des vor ihr stehenden Mannes. Dieser aber gab ihrem Benehmen jetzt eine andere Deutung als vorhin.

„Sie sehen mich strafend an, Miß Henderson,“ fuhr er in leichtem Tone fort, da sie ihm die Antwort schuldig

blieb, „aber ich hoffe, auch meine gute Mary wird dies kindliche Verhältniß nicht ernster genommen haben als ich. Wohin sollte es führen, wenn ein Mann sich an jedes thörichte Wort gebunden glaubte, das er in jugendlicher Unüberlegtheit gegeben! Doch ich bitte um Verzeihung — ich ersuchte Sie noch nicht einmal, Platz zu nehmen.“

Er wünschte im Stillen, daß sie der Einladung nicht Folge leisten möge, aber er sah sich in dieser Hoffnung getäuscht. Mit einem kleinen Neigen des Hauptes ließ sich die Dame an dem Tische nieder, welcher inmitten des Zimmers stand.

„Meine arme Freundin sah ihre Jugendliebe freilich nicht ganz so leichtherzig an,“ sagte sie. „Als alle ihre Angehörigen vor ihr in das Grab gesunken waren, und als sie ganz vereinsamt zurückblieb, war die Erinnerung an das Glück dieser Liebe ihre letzte Freude und ihr einziger Trost. Sie hat mich so oft davon unterhalten, daß mir beinahe ist, als müßte ich dies Alles selbst erlebt haben. Ach, und wie deutlich sehe ich sie vor mir, meine liebe, unglückliche Mary! Wie leuchteten ihre schönen blauen Augen, wenn sie von Ihnen sprach! Sie erinnern sich doch dieser Augen, Mr. Warren?“

„Gewiß — wie könnte ich sie vergessen! Sie hatten das lichte Blau des Frühlingshimmels. Es waren in der That ausnehmend schöne Augen!“

„Und wie weich klang ihre Stimme, wenn sie der seligen Stunden gedachte, welche sie mit Ihnen in dem großen Garten verlebte, der an ihres Vaters Haus stieß.

Da war vor Allem eine Laube von Jasmin, auch Sie werden diese Laube nicht vergessen haben, Mr. Warren."

„Nein, nein, ich erinnere mich derselben so deutlich, als wenn sie hier vor mir stände. Ein trauliches, verschwiegenes Plätzchen. Aber Sie werden begreifen, mein Fräulein, daß ich —"

Miß Margot Henderson schien seinen Versuch, das Gespräch von diesen Erinnerungen abzulenken, gar nicht zu bemerken.

„Da Ihnen alle diese Dinge so gut im Gedächtniß geblieben sind, mein Herr, werden Sie, wie ich hoffe, auch die unglückliche Mary Wilkins in freundlichem Andenken behalten. Das war die Zuversicht, welche sie mir aussprach, da sie mich an ihr Sterbebett rufen ließ und mir diesen Ring übergab, Sie kennen denselben doch, Mr. Warren?"

Sie hatte den Handschuh abgestreift und einen schmalen, mit einem einzigen Türkis verzierten Goldreif vom Finger gezogen, den sie ihm jetzt entgegen hielt.

„Ich glaube allerdings, mich dunkel zu erinnern," stammelte er in neuer Verlegenheit, „aber es ist eine so lange Zeit vergangen, seitdem —"

Miß Henderson schien zum Glück seine Verwirrung gar nicht zu bemerken.

„Es ist der Ring, welchen Sie der armen Mary beim Abschied als Unterpfand Ihrer Treue gaben," fuhr sie mit einer Rührung fort, die er wohl für aufrichtig halten mußte. „Es war ihr heiligstes Kleinod und ihr höchster Schatz. Ich mußte der Sterbenden feierlich geloben, daß

ich nicht eher rasten würde, als bis ich ihn in Ihre Hände zurückgelegt — und dies Vermächtniß sei hiermit erfüllt."

Er zögerte nicht länger, den an und für sich fast werthlosen Reif anzunehmen, und jetzt, wo er über die Bedeutung desselben aufgeklärt war, war er auch wieder ganz in seiner Rolle. Indem er den Ring mit einer theatralischen Geste an seine Lippen führte, sagte er scheinbar tief ergriffen: „Ja, mein Fräulein, ich erinnere mich jetzt nur zu wohl dieses Kleinods und der Stunde, da ich es ihr gab. Das Schicksal hat es nicht gewollt, daß die Träume und Hoffnungen in Erfüllung gingen, welche damals unsere Herzen bewegten; aber ich werde den Ring nichtsdestoweniger bis zur Stunde meines Todes als ein Gedächtnißzeichen für die hingebende Treue der armen Mary tragen."

Er schob den Reif an den kleinen Finger seiner linken Hand, und die Besucherin schickte sich an, ihn zu verlassen. Unter wiederholten eifrigen Danksagungen für die Gewissenhaftigkeit, mit welcher sie sich der Erfüllung ihrer pietätvollen Aufgabe unterzogen habe, geleitete der Engländer sie zur Thür.

Als sie bereits auf der Schwelle stand, kehrte sich Margot Henderson noch einmal nach ihm um.

„Das Schiff, auf welchem Sie Ihre Heimfahrt machten, wurde das Opfer einer Katastrophe?"

„Ja! Es wurde mitten im Ocean von einem anderen Fahrzeug angerannt und versank."

„Und Keiner von Allen, die darauf waren, kam mit dem Leben davon, als Sie allein?"

„So ist es, mein Fräulein! Ich wurde von einem Dampfer aufgefischt, nachdem ich viele Stunden lang hilflos auf den Wellen getrieben. Leider war der Zufall keinem meiner unglücklichen Leidensgenossen in gleicher Weise günstig."

„Wie gut, daß Sie Ihr Vermögen nicht bei sich auf dem Schiffe führten! Sie hätten sonst mit einem Schlage zu einem armen Manne werden können."

James Mac Gregor, dessen Mißtrauen jetzt vollständig geschwunden war, lächelte überlegen.

„Ein Kaufmann ist vorsichtig genug, sich auf solche Eventualitäten vorzubereiten, mein Fräulein. Mein irdischer Besitz war bei verschiedenen europäischen Bankhäusern deponirt, und ich konnte die zur Erhebung desselben und zu meiner Legitimation erforderlichen Ausweise bequem in einer mäßigen Brieftasche bei mir tragen."

„Ah — sehr vorsichtig — in der That! Der Inhalt dieser Brieftasche also ist es, welcher überall genügt, Sie als Percy Warren zu legitimiren?"

Wieder wollte sich der Argwohn in ihm regen und er sah mit einem scheuen, forschenden Blick in ihr Gesicht. Aber der dichte Schleier machte es ihm unmöglich, den Ausdruck desselben zu erkennen, und nur die dunklen Augen leuchteten mit unheimlicher Gluth durch die Maschen des Gewebes.

„Ja!" sagte er kurz, indem er mit einer Verbeugung in das Zimmer zurücktrat. „Ich habe die Ehre, mein Fräulein, mich Ihnen zu empfehlen."

Noch für die Dauer einiger Sekunden blieb sie stehen,

ihn unverwandt ansehend. Es war, als ob sie noch etwas Unausgesprochenes auf dem Herzen habe, denn ihr Athem ging schwer. Aber ihre Mittheilungen waren dennoch zu Ende.

„Auf Wiedersehen, Mister Warren!" sagte sie nach kurzem Schweigen. „Nachdem ich das Vergnügen gehabt habe, Sie zu sehen, bin ich ganz gewiß, daß Sie Ihr Leben lang an die arme Mary Wilkins denken werden."

Raschen Schrittes ging sie durch das Vorzimmer und entschwand seinen nachschauenden Blicken.

James Mac Gregor athmete tief auf und strich sich das Haar aus der Stirn.

„Eine unangenehme Person!" murmelte er. „Nun, Gott sei Dank, in drei Tagen bin ich mit Alice auf dem Wege nach dem Süden, und ich will doch sehen, ob mir die Gespenster auch da noch beikommen können!"

8.

In dem bescheidensten und am wenigsten besuchten Gasthause des kleinen Städtchens hatte Doktor Hartung nach seiner Ankunft Wohnung genommen, denn es war ihm vor Allem darum zu thun, während seines kurzen Aufenthaltes unbemerkt und ungesehen zu bleiben. Zwar hatte er sich selber hundertmal wiederholt, daß seine Reise jetzt, wo es ihm durch die Zugversäumniß unmöglich geworden war, der Engländerin zuvorzukommen, kaum noch von irgend welchem Nutzen sein könne; aber er hatte die Stimme in seiner Brust, welche ihn anfeuerte, zum Schutze

der noch immer heiß Geliebten in ihre Nähe zu eilen, mit solchen vernünftigen Erwägungen nicht zum Schweigen zu bringen vermocht.

Daß er die Qualen seines eigenen Herzens mit dieser Wiederkehr nur vermehren würde, hatte er sich trotzdem nicht verhehlt. Und gleich die erste Stunde brachte ihm einen schmerzlichen Beweis für die Richtigkeit solcher Befürchtung. Der geschwätzige Wirth, der wohl nur selten Gelegenheit hatte, einem anscheinend den höheren Ständen angehörenden Herrn Quartier zu gewähren, glaubte sich für die ihm widerfahrene Ehre nach Kräften erkenntlich zeigen zu müssen, indem er seinen ganzen Vorrath an Neuigkeiten auskramte, während Hartung hastig den bestellten Imbiß zu sich nahm.

„Hoffentlich bleibt der Herr noch ein paar Tage hier," plauderte er, „denn wenn es auch in gewöhnlichen Zeiten bei uns nicht allzuviel zu sehen gibt, so werden wir doch am Donnerstag ein ganz außergewöhnliches Ereigniß haben. Der Kommerzienrath Haidenroth, der reichste Mann in der ganzen Provinz, verheirathet seine einzige Tochter mit einem spleenigen englischen Millionär, der vor ein paar Monaten die Villa Schmettow gekauft hat. Es sollen ein paar hundert Personen zur Hochzeit eingeladen sein, und beim Einbruch der Dunkelheit wird im Haidenroth-schen Park und auf dem Rhein ein Riesenfeuerwerk abgebrannt werden, wie es hier noch Niemand gesehen hat. Wenn Sie es nicht gerade sehr eilig haben, weiter zu kommen, mein Herr, so sollten Sie das nicht versäumen."

In peinlichster Verlegenheit erwiederte Hartung einige

nichtssagende, kaum verständliche Worte, und erhob sich, ohne seine einfache Mahlzeit zu beenden. Nur ein Glas Wein stürzte er rasch hinab, um sich dann zur Verwunderung des Wirthes mit kurzem Gruße zu entfernen.

Dahin also war es gekommen, daß ein wildfremder Mensch ihn auffordern konnte, der Hochzeitsfeier des geliebten Mädchens inmitten einer Schaar von Neugierigen wie irgend einer anderen interessanten Veranstaltung von ferne zuzuschauen! Und er selber war obendrein unter Gefährdung seiner ganzen künftigen Berufscarrière hierher geeilt, um zu verhindern, daß diese Feier durch die Verzweiflungsthat eines rachsüchtigen Weibes unliebsame Störungen erleide. Wahrhaftig, mit grausamerer Ironie konnte das Schicksal seine Fügungen nicht ersinnen, als es in Bezug auf ihn der Fall gewesen war.

Aber nachdem er einmal den ersten Schritt auf diesem martervollen Wege der Selbstaufopferung gethan, durfte Hartung nicht zögern, auch den Rest desselben zurückzulegen. Er mußte vor Allem Mary Wilkins wiederfinden und sich so gut als möglich über ihre nächsten Absichten und Pläne unterrichten. Aber dies Unterfangen erwies sich viel schwieriger, als er es erwartet hatte. Er kannte sämmtliche Hotels und Gasthöfe des kleinen Ortes, und in jedem von ihnen hielt er Nachfrage nach der Engländerin; nirgends aber erhielt er die Auskunft, nach der ihn verlangte. Sie mußte entweder noch unmittelbar vor dem Ziel ihre Reise aufgegeben haben, oder sie mußte in einem Privathause abgestiegen sein, um aus der Verborgenheit desto sicherer ihre vergifteten Pfeile schleudern

zu können. In diesem letzteren Falle blieb ein Aufspüren ihres Schlupfwinkels natürlich ganz dem Zufall überlassen, und nachdem er ein paar Stunden lang planlos und erfolglos in den abendlich dunkelnden Straßen des Städtchens und in der Nähe der Villa Schmettow umhergewandert war, kehrte Hartung müde und entmuthigt in seine bescheidene Herberge zurück.

Er ahnte nicht, daß ihm die mit so fieberhaftem Eifer Gesuchte einmal bereits sehr nahe gewesen war. In demselben Augenblick nämlich, wo er das Gebäude des Telegraphenamtes passirt hatte, war Mary Wilkins aus dem Inneren desselben herausgetreten. Aber ihre scharfen, dunklen Augen hatten den Doktor zuerst erblickt, und nach flüchtigem Zaudern war sie wieder im Halbdunkel der schlecht beleuchteten Vorhalle verschwunden.

„Er ist mir also wirklich gefolgt," murmelte sie, und dabei glitt ein mitleidiges Lächeln um ihre Lippen. „Wie innig muß er das Mädchen lieben, da er sich selbst eine solche Marter auferlegt! Vielleicht würde er jetzt eher bereit sein, mir beizustehen; aber ich brauche zum Glück seine Bundesgenossenschaft nicht mehr, und wer weiß auch, ob er mir nicht in seinem überschwänglichen Edelmuth dennoch im letzten Augenblick Alles verdürbe!"

Sie ließ es geschehen, daß Hartung vorüberging ohne ihrer ansichtig zu werden, und erst als sein Schritt in der Ferne verhallt war, trat auch sie auf die Straße hinaus. Ihr Gang war elastischer als am Morgen und ihr Haupt stolzer, ja beinahe freudig erhoben. Sie hatte das Aussehen Jemandes, der sich einem lange erstrebten

Ziele nahe sieht oder dem eine schwere Last vom Herzen genommen wurde.

— — — — — — — — — — — —

Auch am folgenden Tage setzte der Doktor seine Nachforschungen vergeblich fort. Wohl zwei Stunden lang nahm er gleich einem Geheimpolizisten an einem versteckten Plätzchen nahe der Villa Schmettow Aufstellung, um Alle, die dort ein und aus gingen, genau zu beobachten. Mary Wilkins war nicht unter ihnen gewesen; aber er selber wurde schließlich doch von einem Dienstboten bemerkt und konnte, wenn er sich nicht mißtrauischer Neugier und Zudringlichkeit aussetzen wollte, seinen Posten darum nicht länger behaupten. Er schalt sich einen Narren, der thörichten Hirngespinnsten nachjage, und er war entschlossen, in der Frühe des folgenden Tages abzureisen.

In die Nähe des Haidenroth'schen Hauses wagte er sich nicht, denn er war nicht nur vor seinem eigenen Gewissen durch das Ehrenwort gebunden, welches er dem Kommerzienrath verpfändet hatte, sondern er hegte auch um seiner selbst willen den Wunsch, jeder Möglichkeit einer Begegnung mit Alice auszuweichen.

Nachdem er sich für eine Weile vor dem unermüdlichen Geschwätz des Wirthes in sein Zimmer geflüchtet hatte, wurde ihm die Enge desselben doch unerträglich, und er ging an den Rhein hinab, um einen einsamen Spaziergang zu machen.

Ein sonnverbrannter Schiffer, der eben mit seinem kleinen Nachen landete, grüßte ihn freundlich. Er kannte

Hartung gut genug, denn dieser hatte ihm oft sein Fahrzeug zu Ruderfahrten abgemiethet.

„Guten Tag, Herr Doktor," sagte er. „Ich habe Sie seit so langer Zeit nicht gesehen, daß ich schon fürchtete, Sie möchten krank geworden sein. Haben Sie nicht Lust, ein wenig zu rudern?"

Die Aussicht, in einer tüchtigen körperlichen Anstrengung seinen Gram und die innere Unruhe, welche ihn peinigte, vielleicht auf eine kurze Zeit zu vergessen, hatte für Hartung so viel Verlockendes, daß er das Anerbieten des Schiffers ohne weiteres Besinnen annahm. Er stieg in das Boot und trieb es mit kräftigen Ruderschlägen stromaufwärts. Er kam an der Haidenroth'schen Besitzung vorüber und sah die Villa des Kommerzienraths auf der grünen Höhe liegen. Auch die Gestalten der Arbeiter konnte er erkennen, welche wohl damit beschäftigt waren, das Haus für die bevorstehende Feier mit Guirlanden und anderem festlichen Zierrath zu schmücken.

Tief aufathmend verdoppelte er seine Anstrengungen, um der Nähe jenes Ortes zu entfliehen, an welchem er für wenige kurze Sommertage so unaussprechlich glücklich gewesen war. Die reißende Strömung des Flusses erschwerte ihm das Vorwärtskommen, aber es war ihm eben recht, daß er seine Muskelkraft aufbieten mußte, bis ihm der Schweiß in hellen Tropfen auf der Stirne perlte. Der frische Wind, der ihm entgegenblies, that ihm wohl, und in seinem fieberhaften Verlangen, sich zu ermüden, achtete er kaum auf den Lauf der Viertelstunden.

Die freundlichen Häuser des kleinen Städtchens waren

seinen Blicken längst hinter vorspringenden Höhen des Ufers verschwunden. Da gewahrte er, sich umschauend, ein schlankes Boot, das mit geschwelltem Segel vor dem Winde pfeilgeschwind stromabwärts glitt und ihm mit jeder Sekunde eine beträchtliche Strecke näher kam. Hartung durfte seine Aufmerksamkeit nicht mehr von diesem Fahrzeug abwenden, wenn er sich nicht der Gefahr eines unliebsamen Zusammenstoßes aussetzen wollte. Trotz der Breite des Flusses war das eigentliche Fahrwasser hier ziemlich schmal, denn in der Nähe der Ufer befanden sich zahlreiche, vom Wasser kaum oberflächlich überspülte Riffe, deren Nichtbeachtung schon manchem Schiffer empfindlichen Schaden gebracht hatte. Sie zu vermeiden mußte für den Führer des mit dem Winde segelnden Bootes noch wichtiger sein, als für den Doktor in seinem leichten, langsam stromauf dringenden Kahn.

Aber ob nun eine Nachlässigkeit in der Handhabung des Steuers, oder ob der Wunsch, dem entgegenkommenden Nachen so weit als möglich auszuweichen, die Schuld daran tragen mochte, genug, das Segelboot wandte sich plötzlich ohne eine ersichtliche Ursache aus der Mitte des Stromes scharf nach rechts, und noch ehe Doktor Hartung seine Stimme in warnendem Zurufe erheben konnte, verkündete ein knirschendes Geräusch und ein angstvoller Aufschrei aus weiblichem Munde, daß sich der Unfall, der nach der Lage der Umstände zu fürchten gewesen war, bereits ereignet habe, und daß das Schiff auf eines der im Flußbett liegenden Hindernisse aufgefahren sei.

Der junge Mann war natürlich keinen Augenblick

darüber im Zweifel, was er hier zu thun habe. So schnell, als es ihm nur immer möglich war, ruderte er der Stelle zu, an welcher das andere Boot — sehr bedenklich zur Seite geneigt — festsaß, und schon nach Verlauf weniger Minuten war er demselben nahe genug gekommen, um zu erkennen, daß es nur eine einzige Insassin, und zwar eine anscheinend noch sehr junge Dame hatte.

„Fürchten Sie nichts, mein Fräulein!“ rief er hinüber. „Sie werden sich sogleich außer aller Gefahr befinden!“

Er erhielt keine Antwort, und als er nun nach einem Dutzend weiterer Ruderschläge mit der Spitze seines Nachens die Planken des anderen Fahrzeuges streifte, erkannte er auch, warum sein ermuthigender Zuruf ohne Erwiederung geblieben war. Die junge Dame, welche todtenbleichen Antlitzes aufrecht in dem seitwärts geneigten Schifflein stand, mit dem rechten Arm den schwankenden Mast umklammernd, während sie mit der linken Hand bemüht war, so gut wie möglich die Schläge des flatternden Segels abzuwehren, war keine Andere, als Diejenige, vor der er eben hatte entfliehen wollen — als Alice Haidenroth.

„Alice!“ rief Hartung in unwillkürlichem Erschrecken, und auch aus seinen eben noch von der Anstrengung und Erregung gerötheten Wangen wich das Blut. Aber die klare Erkenntniß der Situation kam ihm zurück, noch ehe ein weiteres unvorsichtiges Wort seinen Lippen entschlüpft war, und ob er sein Herz auch pochen fühlte, als wenn es zerspringen wolle, gelang es ihm doch, seine volle Selbstbeherrschung zu bewahren.

„Es wird unmöglich sein, Ihr Fahrzeug sofort wieder flott zu machen, Fräulein Haidenroth," sagte er, seine Ruder einziehend, mit einem so höflich kühlen Ausdruck, als wäre niemals etwas zwischen ihnen geschehen. „Wir müssen es vorläufig seinem Schicksal überlassen, während ich Sie in meinem Boote an das Ufer rudere."

Mit weitgeöffneten glänzenden Augen sah sie ihn an, als hielte sie sein plötzliches Erscheinen in ihrer Bedrängniß für ein Wunder, oder als sei sie außer Stande, die Kälte und Gleichgiltigkeit zu begreifen, mit welcher er bei einem Wiedersehen, das unter solchen Umständen erfolgte, zu ihr zu sprechen vermochte. Sie regte sich nicht und schien nicht Willens, seiner Aufforderung zu folgen. Da fühlte sie, wie sich etwas eisig Kaltes um ihre Füße legte, und niederschauend gewahrte sie mit Entsetzen, daß sich ihr Boot von unten her sehr schnell mit Wasser zu füllen begann.

Angesichts der Gefahr, vielleicht schon im nächsten Augenblick mit dem sinkenden Boot in die Tiefe gezogen zu werden, siegte in Alicens jungem Herzen das Verlangen zu leben, über jede andere Empfindung. Mit halb geschlossenen Augen stützte sie sich auf den starken Mannesarm, welcher zu ihr herüber gestreckt wurde, und wenn auch die beiden gebrechlichen Fahrzeuge unter ihnen heftig schwankten, so gelang es doch der Kraft und Geschicklichkeit Hartung's, das junge Mädchen glücklich in seinen Nachen zu bringen.

Halb ohnmächtig sank Alice auf eine der Ruderbänke nieder; sie wagte nicht, zu ihrem Retter aufzusehen, der

die Ruder bereits wieder ergriffen hatte und auf das Ufer zuhielt. Es wurde kein Wort zwischen ihnen gesprochen, während der Kiel des leichten Kahnes die leise aufrauschenden Wellen durchschnitt, und erst, als sie nur noch eine kurze Strecke vom Gestade entfernt waren, fragte Hartung in seinem vorigen, höflich gemessenen Tone: „Befehlen Sie, daß ich Sie bis an die Besitzung Ihres Herrn Vaters fahre, oder wünschen Sie schon hier auszusteigen, gnädiges Fräulein?“

„Ich möchte hier aussteigen,“ erwiederte sie leise, denn obwohl sie die Empfindung hatte, daß ihre Füße sie auf dem Heimwege kaum würden tragen können, schien es ihr doch unmöglich, ihm noch länger in diesem entsetzlichen Schweigen gegenüberzusitzen.

Und zwei Minuten später fuhr das Boot mit leisem Knirschen auf den Sand des Ufers auf. Hartung sprang zuerst hinaus und reichte, wie vorhin, Alice seine Hand, um ihr beim Aussteigen eine Stütze zu gewähren. Diesmal aber nahm sie diese Hand nicht an, obgleich es sie sichtlich Mühe kostete, den Sprung auf das Trockene ohne Hilfe zu machen.

Nun standen sie nebeneinander, und Jedes von ihnen hatte die Empfindung, daß doch ein Wort gesprochen werden müsse, ehe sie wieder Abschied nahmen, der diesmal sicherlich ein Abschied für immer war.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor,“ flüsterte Alice mit niedergeschlagenen Augen, „Ihre Dazwischenkunft hat mir vielleicht das Leben gerettet.“

„Ich fürchte im Gegentheil, daß ich die Veranlassung

zu dem Unfall war, der Ihnen widerfuhr," entgegnete er, sein rebellisches Herz tapfer bezwingend. „Jedenfalls schulden Sie mir für meine geringfügige Hilfeleistung keinen Dank, und ich möchte Sie vielmehr bitten, dieselbe so vollständig als möglich aus Ihrem Gedächtniß auszutilgen."

Alice empfand die herbe Zurückweisung wie einen heftigen körperlichen Schmerz. Woher nahm dieser Mann, der sich einer so schimpflichen Treulosigkeit gegen sie schuldig gemacht, den Muth, ihr jetzt mit der Strenge und stolzen Unnahbarkeit eines Richters gegenüberzutreten?

„Es bedarf nicht erst der Versicherung, Herr Doktor," sagte sie, sich nun ebenfalls zu stolzerer Haltung aufraffend, „daß Ihnen diese Begegnung ebenso unerwünscht als unerwartet war. Ich habe Sie nicht einen Augenblick im Verdacht gehabt, daß Sie mir absichtlich gefolgt seien."

Der Doktor machte ihr mit zuckenden Lippen eine kurze Verbeugung. „Dies offene Zugeständniß, mein Fräulein, ist mir um so werthvoller, als ich dadurch der Nothwendigkeit überhoben werde, mich gegen den Verdacht zu vertheidigen, meinem verpfändeten Ehrenworte untreu geworden zu sein."

In unverhehltem Erstaunen schlug Alice jetzt ihre schönen Augen voll zu ihm auf. „Einem verpfändeten Ehrenwort?" fragte sie. „Wie soll ich das verstehen?"

Bernhard Hartung fühlte, daß er nicht lange mehr im Stande sein würde, bei einem solchen Gespräch seine feste Haltung zu bewahren. Es drängte ihn darum, demselben ein Ende zu machen

„Vielleicht ist es für Jeden von uns am besten, davon nicht weiter zu sprechen," sagte er, ihren Blick vermeidend. „Die Erinnerung an das Vergangene kann für Sie ebensowenig Erfreuliches haben, als für mich, zumal jetzt, wo nur noch eine so kurze Zeit Sie von — dem neuen Glücke trennt. Ich wünsche, wie gesagt, nicht, daß Sie sich meiner künftig erinnern mögen, aber ich will nicht unterlassen, Ihnen jetzt, da wir uns voraussichtlich für ewig trennen, meine besten Wünsche für Ihre — für Ihr Ehebündniß auszusprechen."

Wie tapfer er auch seine ganze Kraft zusammengenommen, hatte er doch nicht hindern können, daß seine Stimme bei den letzten Worten merklich bebte. Und Alice hatte ihren Blick noch immer auf sein Antlitz gerichtet; wie eine halb angstvolle und halb hoffnungsreiche Frage leuchtete es auf dem Grunde ihrer Augen. Hartung's Benehmen konnte ihr wahrlich nicht wie das Gebahren eines Schuldigen erscheinen, und trotz des vermeintlichen Verraths, den er an ihr begangen, hielt sie ihn keiner niedrigen schauspielerischen Künste fähig.

„Ich gebe Ihnen den Glückwunsch zurück," sagte sie, nun auch ihrerseits mit Mühe den kühlen, gesellschaftlichen Konversationston festhaltend. „Wie ich hörte, erscheint er auch bei Ihnen wohl angebracht."

Die Reihe, zu erstaunen, war an ihm. Nur noch eines einzigen weiteren, aufklärenden Wortes hätte es in diesem Augenblick bedurft, um den mit so feinem diplomatischen Geschick angelegten Plan des Kommerzienraths von Grund aus zu zerstören. Aber wie die armen kurz-

sichtigen Menschenkinder so oft in thörichtem Eigensinn ihr eigenes Glück wie ein werthloses Nichts von sich weisen und zertrümmern, so blieb auch hier dieses einzige erlösende Wort unausgesprochen. So wenig Grund er auch immer für diese Annahme haben mochte, hielt Hartung doch Alicens Erwiederung für eine Aeußerung des Spottes, und sein Mannesstolz verbot ihm, sich solcher vermeintlichen Verhöhnung noch weiter preiszugeben.

„Man hat Sie falsch berichtet, gnädiges Fräulein," sagte er, sich nochmals verbeugend. „Aber es ist überflüssig, des Näheren darauf einzugehen. Sie sind durchnäßt und müssen sich beeilen, nach Hause zurückzukehren, wenn Sie einer Erkältung vorbeugen wollen. Leben Sie wohl!"

Noch ehe er ausgesprochen hatte, stand er bereits wieder in seinem Boote, und wenige rasche Ruderschläge hatten genügt, ihn weit vom Ufer zu entfernen.

Minutenlang noch verharrte Alice an der nämlichen Stelle, ehe sie sich langsam zum Gehen wandte. Wohl war sie durchnäßt, aber sie achtete darauf ebensowenig, als auf die schwere Mattigkeit, die in ihren Gliedern lag. Ein einziger Gedanke nahm all' ihr Sinnen und Empfinden in Anspruch, und je näher sie dem väterlichen Hause kam, desto fester wurde ihre Haltung und desto mehr beschleunigten sich ihre Schritte.

Sie erreichte das Portal gerade in dem Augenblick, als der Kommerzienrath mit allen Anzeichen großer Hast seinen Landauer bestieg.

„Ich habe eine Frage an Dich, Vater," sagte sie, und

wenn Herr Haidenroth nicht gar so eilig und von einer wichtigen Angelegenheit in Anspruch genommen gewesen wäre, so hätte er den ernsten Ausdruck ihres Gesichtes ebensowohl bemerken müssen, als den veränderten, fast gebietenden Klang ihrer Stimme.

„Nur heraus damit, mein Kind!“ rief er ihr lachend zu, „aber schnell damit, wenn ich bitten darf, sonst versäume ich den Zug.“

„Ich muß Dich dazu unter vier Augen sprechen, Vater. Und ich glaube nicht, daß es sich in wenig Minuten abthun läßt.“

„Dann mußt Du schon bis zu meiner Rückkehr damit warten, liebstes Herzchen! Es thut mir leid, aber ich kann Dir nicht helfen; der Feuerwerker ist krank geworden und verschiedene andere Dummheiten sind mir in den Weg gekommen. Ich muß mich beeilen, Alles wieder in's rechte Geleise zu bringen, damit ich nicht an Deinem Ehrentag als Festarrangeur ein großartiges Fiasko erlebe. Morgen Nachmittag spätestens bin ich wieder da, und dann stehe ich Dir für all' Deine Fragen geduldig wie ein Konversationslexion zur Verfügung. — Fahren Sie zu, Johann, und schonen Sie die Pferde nicht. Adieu, mein Kind, adieu!“

Er warf ihr eine Kußhand zu, und die glänzende Equipage rollte davon. Alice aber begab sich auf ihr Zimmer, um mit Hilfe der Zofe, die über die nassen Kleider höchlichst erschrocken war, die Toilette zu wechseln. Sie war sehr blaß und das Mädchen bemerkte mit Besorgniß, daß sie ein wenig fiebere.

Trotzdem wurde ihr Anerbieten, den Arzt zu holen, von der jungen Herrin mit Bestimmtheit abgelehnt.

„Es ist nur eine unbedeutende Erkältung oder vielleicht auch ein Anfall von Migräne," sagte Alice. „Ich brauche nichts als Ruhe, und Sie müssen dafür sorgen, daß mir diese gewährt werde. Ich bin für Niemand zu sprechen — hören Sie? — für Niemand ohne jede Ausnahme!"

„Wenn nun Mr. Warren —"

Aber Alice schüttelte mit Entschiedenheit den Kopf.

„Auch für ihn nicht!" sagte sie. „Und ich mache Sie dafür verantwortlich, daß Niemand Gelegenheit finde, hier einzudringen. Ich werde heute und morgen auch auf meinem Zimmer speisen, und ich wünsche nur, sofort davon benachrichtigt zu werden, wenn mein Vater zurückgekehrt ist."

9.

„Was muß ich hören, mein Goldkind?" rief der Kommerzienrath, als er am folgenden Nachmittag in das Zimmer seiner Tochter trat. „Was in aller Welt sind das für dumme Geschichten! Wie kann man sich's einfallen lassen, am Vorabend seiner Hochzeit krank zu sein! Ich hoffe doch, daß es wirklich nichts Anderes ist, als ein Schnupfen."

„Es ist nichts Anderes, Vater!" sagte Alice, sich von ihrem Ruhebett aufrichtend. „Du brauchst Dir darum keine Sorge zu machen. Aber ich bin herzlich froh, daß Du endlich wieder da bist. Die Frage, welche ich an Dich zu richten habe, ließ mir keine Stunde Ruhe."

„Immer noch diese fürchterliche, geheimnißvolle Frage!“ versuchte Haidenroth zu scherzen, obwohl ihm vor dem ernsten Gesicht seiner Tochter und vor ihrem klaren, forschenden Augen gar nicht sehr wohl zu Muth war. „Es wird doch hoffentlich ohne peinliches Kreuzverhör und Folterinstrumente abgehen?“

Alice beachtete die spaßhafte Wendung nicht, sondern fuhr, ihn fest und unverwandt ansehend, fort: „Hat Doktor Hartung Dir sein Ehrenwort geben müssen, mich nie wieder aufzusuchen?“

Das war ein Schlag, auf den der Kommerzienrath doch nicht vorbereitet gewesen war und dem er darum trotz seines diplomatischen Geschicks nicht sogleich zu begegnen wußte. Seine erste Empfindung war die eines gewaltigen Zornes über den vermeintlichen Wortbruch des Doktors.

„Auf diese Weise also hält der ehrenwerthe Herr seine Versprechungen?“ polterte er. „Ich habe ihm, wie es scheint, dennoch zu viel Ehre angethan, als ich ihm vertraute.“

Alice ließ die erregten Mienen ihres Vaters nicht aus den Augen, obwohl Haidenroth aufgestanden war und mit hastigen Schritten das Zimmer durchmaß.

„Es ist demnach die Wahrheit, daß er sein Wort verpfänden mußte?“ beharrte sie.

„Natürlich ist es die Wahrheit! Welches andere Mittel hatte ich denn, um mich und Dich gegen die Wiederholung aller möglichen Dummheiten zu schützen? Ich hoffe, mein Kind, Du wirst mir heute Dank wissen für diese väterliche Fürsorge!“

„Du machtest Dich einer Unwahrhaftigkeit schuldig, als Du mir damals erzähltest, Hartung habe nur um einen Urlaub gebeten. Es war vielmehr zwischen euch von seiner Liebe zu mir die Rede gewesen.“

Der Kommerzienrath kämpfte eine kleine Weile, ob er es wieder mit einer geschickten Nothlüge versuchen solle, oder ob er es bei der gegenwärtigen Lage der Dinge wagen dürfe, Alles einzugestehen. Da er nicht zu beurtheilen vermochte, wie weit Hartung in seiner schnöden Verrätherei bereits gegangen sei, entschied er sich indessen nach kurzem Zaudern für das Letztere. Indem er die liebevollste und väterlichste Miene annahm, über welche sein wohlwollendes Antlitz verfügte, ließ er sich wieder neben dem Ruhebett nieder und ergriff zärtlich liebkosend die kühle Hand seiner Tochter.

„Ja, so war es, mein gutes Kind,“ sagte er sanft. „Erich hatte euch belauscht und hatte mir über das, was er gesehen und was seinem kindlichen Gemüth als ein Unrecht erscheinen mußte, pflichtschuldig Bericht erstattet. Ich stellte den Doktor daraufhin natürlich zur Rede, und er wird nicht leugnen können, daß ich ihn mit beinahe väterlicher Milde behandelte, obwohl ich alsbald erkannte, daß es ihm bei seiner gänzlichen Mittellosigkeit viel mehr um Deine Mitgift und Deine Erbschaft, als um Deine Person zu thun war. Meine Einwilligung zu einem so thörichten Bündniß, in welchem Du nothwendig hättest unglücklich werden müssen, vermochte ich freilich nicht zu geben, und er selber schien das auf meine Vorstellungen hin vollständig einzusehen, da er selbst auf eine Erfüllung

seiner vermessenen Wünsche verzichtete und mir bereitwillig jenes Versprechen gab, dessen Du eben mit soviel Pathos erwähntest. Ich raubte ihm nicht einmal alle und jede Hoffnung, denn es war mir, da ich lediglich das Glück meines Lieblingskindes im Auge hatte, nur darum zu thun, daß Dir Gelegenheit gegeben werde, Dein eigenes Herz ohne alle fremde Beeinflussung zu prüfen. Die Folgezeit hat ja gelehrt, einer wie richtigen Eingebung ich damit folgte. Ohne daß ich einen Zwang ausgeübt hätte, hast Du eine Wahl getroffen, welche Dir ungleich mehr Ehre macht, als jene thörichte Mädchentändelei, und an der Seite eines vornehmen, ehrenwerthen Mannes, der Dir eine glänzende Zukunft bereiten wird —"

Alice ließ ihn nicht ausreden. Der Schwall seiner gütigen Worte war offenbar ohne jeden Eindruck auf sie geblieben, denn ihr bleiches Gesicht zeigte sich unverändert ernst, und zwischen ihren Augenbrauen lag eine strenge Falte, die dem Kommerzienrath durchaus nicht gefiel.

„Eine Lüge war es also auch, eine mit vollem Bewußtsein ausgesprochene Lüge, als Du mir sagtest, Bernhard Hartung habe mich verschmäht und er habe irgendwo in der Heimath sein Herz verloren?"

Herr Haidenroth hielt es für nöthig, solchen unkindlichen Worten gegenüber einige Entrüstung an den Tag zu legen.

„Du bedienst Dich einer Ausdrucksweise, liebe Alice, welche mich ernstlich beleidigen sollte. Wenn ich bemüht war, Dir nach Kräften über eine immerhin schmerzliche Enttäuschung hinwegzuhelfen, so habe ich damit viel mehr

Anspruch auf Deine Dankbarkeit, als auf Deine Vorwürfe erworben. Jedenfalls ist diese Unterhaltung und die Miene, mit welcher Du sie führst, am Vorabend Deiner Hochzeit — gelinde ausgedrückt — eine überaus befremdliche."

Alice erhob sich aus ihrer sitzenden Stellung und stand dem Kommerzienrath stolz aufgerichtet gegenüber.

„Du bist im Irrthum, Vater, wenn Du glaubst, daß ich am Vorabend meiner Hochzeit stände. Ich werde Percy Warren nicht zum Altar folgen — weder morgen noch an irgend einem anderen Tage."

Das war ernsthaft und nachdrücklich genug gesprochen, um jeden Gedanken an einen Scherz auszuschließen. Haidenroth aber wußte nichtsdestoweniger seiner ersten Ueberraschung auf keine andere Weise, als durch ein lautes Auflachen Luft zu machen.

„Sollen wir den fünften Akt eines bürgerlichen Trauerspiels miteinander aufführen, mein Schatz? Auf der Bühne würde sich eine Erklärung, wie ich sie soeben von Dir vernehmen mußte, möglicherweise ganz hübsch ausnehmen, im praktischen Leben aber — und darauf möchte ich Dich doch recht nachdrücklich aufmerksam machen — ist sie einfach nichts weiter als eine Thorheit, eine Lächerlichkeit, ein kindischer Unsinn! Wenn dieser Hungerleider und Glücksjäger, der sich in gute Häuser einzuschleichen weiß, um auf die wohlfeilste und angenehmste Art zu einem Vermögen zu kommen, noch einmal den Muth hat, sich im Bereich meines Hauses sehen zu lassen, so werde ich ihm zu begegnen wissen, dessen darfst Du Dich versichert

halten. Ich werde ihm sein gemeingefährliches Handwerk legen und werde ihm auf eine sehr deutliche Art beweisen, daß man mit solchen plumpen Intriguen einen alten Mann nicht im Handumdrehen zu einem willfährigen Narren macht und zu einem Gegenstand des Spottes für alle Welt."

Er gab sich nun keine Mühe mehr, den wüthenden Ingrimm zu verbergen, der in seinem Innern tobte; aber je dunkler sich sein Antlitz röthete und je heftiger seine Worte klangen, desto ruhiger und fester wurde zu seiner heimlichen Bestürzung die Haltung seiner Tochter.

„Alle Beschuldigungen, Vater, welche Du gegen Doktor Hartung erhebst, fallen in's Leere," sagte sie mit Würde. „Er hat ebensowenig jemals daran gedacht, Dein Vertrauen zu mißtrauen, als er dem Versprechen, welches ihm abgelistet oder abgezwungen wurde, untreu geworden ist. Wenn er hierher zurückkehrte, so hat er dafür jedenfalls einen anderen Grund gehabt, als den Wunsch, mich wiederzusehen; ein Zufall nur führte ihn gestern mit mir zusammen, ein Zufall, der ihn zugleich meinen Lebensretter werden ließ. Und er hat mir nicht ein einziges Wort von dem falschen Spiel gesagt, dem wir Beide zum Opfer gefallen sind. Alles, was ich davon weiß, mußte ich erst soeben aus Deinem eigenen Munde erfahren."

Ein solches Geständniß war natürlich am allerwenigsten darnach angethan, dem Kommerzienrath seine gute Laune wiederzugeben, denn er mußte sich selber ja das Zeugniß ausstellen, eine beispiellose Ungeschicklichkeit begangen zu haben. Der Ausdruck der Gutmüthigkeit und Jovialität

war ganz und gar aus seinen Mienen verschwunden, als er, sich hart vor Alice hinstellend, sagte: „Also wirklich ganz wie in der Komödie! Nicht einmal die obligate Lebensrettung, auf deren Einzelheiten ich übrigens ganz und gar nicht neugierig bin, soll mir geschenkt werden. Jetzt bliebe mir nach der Meinung dieses ausgezeichneten Herrn Doktors und vielleicht auch nach der Deinigen natürlich nichts Anderes übrig, als ihn in eigener Person aufzusuchen, ihm unter gerührten Dankesworten um den Hals zu fallen, und ihn demüthig so lange zu bitten, bis er mir um des Himmels willen die Ehre anthut, mein Schwiegersohn zu werden. Aber die Rechnung hat ein Loch; denn ich bin ein Mensch mit gesunder Vernunft und kein Komödienvater! Schlage Dir diese närrischen Phantastereien aus dem Sinn, mein Kind! So wahr ich hier vor Dir stehe, wirst Du niemals die Gattin dieses Menschen werden!"

„Es bedürfte dazu nicht erst Deines Schwures, Vater! Selbst wenn Du Hartung wirklich meine Hand antragen wolltest, würde er sie jetzt sicherlich verschmähen. Mit besserem Recht, als ich ihn für schuldig hielt, muß er mich ja des schimpflichsten Verraths bezichtigen, und er ist viel zu stolz, um meinen Besitz noch weiter zu begehren. Dem Abschied, welchen wir heute von einander genommen haben, wird niemals ein Wiedersehen folgen."

„Nun, um so besser!" rief der Kommerzienrath mit einiger Erleichterung aus. „Ich will alle meine bösen Worte feierlich zurücknehmen, wenn es sich wirklich so verhält. Wozu dann aber all' die unnütze Aufregung und

der ganze theatralische Auftritt? Du hast eben vor der Hochzeit Deinen kleinen poetischen Roman erlebt, wie er wohl Keinem erspart bleibt und wie auch ich ihn seinerzeit erlebt habe. Das läßt im Anfang wohl einen kleinen Stachel zurück, aber die Wunde heilt bald genug, und nach kurzer Zeit ist nichts Anderes zurückgeblieben als eine pikante Erinnerung, die man voll Mitleid über die eigene Jugendthorheit belächelt."

So schnell wie das Gewitter in seinen Mienen aufgezogen war, schien es sich auch wieder zu zerstreuen. Aber mit einem trüben Kopfschütteln nahm Alice auf's Neue das Wort.

„Es hilft nichts, Dich zu belügen, Vater," sagte sie mit leiser, aber fester Stimme. „Obwohl ich weiß, daß mir Bernhard auf immer verloren ist, kann ich doch niemals die Gattin eines Anderen, am wenigsten diejenige dieses Engländers werden, vor dem ich mich fürchte. Ich begreife sehr wohl, daß es überaus peinlich sein muß, jetzt, im letzten Augenblick, Alles rückgängig zu machen. Aber Du kannst nicht wollen, daß ich für mein ganzes künftiges Leben unglücklich werde! Du wirst mir dies schmerzliche Opfer bringen und wirst mir verzeihen, wie ich mich bemühen will, Dir zu vergeben, was Du mir angethan."

Der Kommerzienrath fuhr nicht von Neuem zornig auf, sondern er erinnerte sich der Taktik, durch welche er seine früheren Erfolge davongetragen hatte, gut genug, um jetzt zu derselben zurückzukehren. Er nahm den Kopf des jungen Mädchens zwischen seine beiden Hände, und indem er sie zärtlich auf die Stirne küßte, sagte er in

seinem mildesten Tone: „Es ist müßig, diese Unterhaltung noch weiter fortzusetzen, mein geliebtes Kind. Du befindest Dich unverkennbar in einer hochgradigen nervösen Erregung und bist angegriffener, als Du selber glaubst. Unter solchen Umständen könnten wir freilich leicht gezwungen werden, die Hochzeit noch um eine kurze Zeit aufzuschieben. Aber vielleicht gelingt es Dir auch mit einigem guten Willen, Deiner Erregung Herrin zu werden. Ich will jetzt kein Wort weiter hören, und Du mußt mir versprechen, Dich für die nächsten Stunden ganz ruhig zu verhalten. Am Abend komme ich wieder zu Dir, um zu verabreden, was wir morgen thun werden. Bis dahin magst Du Dir die Lage der Dinge recht ernsthaft vor die Seele führen und magst mit Dir zu Rathe gehen, ob es in Wahrheit Dein Herzenswunsch ist, einen alten Mann, der Dich innig liebt, um dieser Liebe willen zum Gespött der Menschen zu machen."

Er wartete ihre Erwiederung nicht erst ab, sondern verließ rasch das Zimmer. Er zweifelte kaum, daß seine väterliche Mahnung die erwünschten Früchte tragen werde, denn Alice's Drohung war ja seiner Meinung nach viel zu ungeheuerlich, als daß sie im Ernst die Absicht hegen konnte, sie zur Ausführung zu bringen.

10.

Doktor Hartung hatte seinen Vorsatz, abzureisen, auch am Abend des zweiten Tages nicht zur That werden lassen. Was half es, daß er sich darum mit Vorwürfen

peinigte und sich charakterlos und wankelmüthig schalt? Er mußte sich dennoch unter die gebieterische Herrschaft seines rebellischen Herzens beugen, und mußte zu seiner eigenen Qual an dem Orte verharren, den so schnell als möglich zu fliehen sicherlich das Vernünftigste gewesen wäre.

Von Mary Wilkins hatte er auch im Verlauf des dritten Tages nichts zu erspähen vermocht, und er glaubte sich jetzt ziemlich sicher, daß sie überhaupt nicht hierher gekommen oder doch sogleich wieder abgereist sei, nachdem sie irgend eine entscheidende Niederlage erlitten. Alice hatte jedenfalls nichts von ihr gewußt und dies war der beste Beweis für die Haltlosigkeit ihrer in Frankfurt ausgestoßenen Drohungen.

Es war bereits dunkel geworden, als Hartung auf dem Wege, der von der Villa Schmettow thalabwärts führte, dem Städtchen zuschritt. Die Erinnerung an das gestrige Zusammentreffen mit Alice beschäftigte all' seine Gedanken so vollständig, daß er nicht einmal aufblickte, als er zur Seite treten mußte, um drei ihm entgegenkommenden Personen, zwei Herren und einer Dame, Raum zu gewähren.

Fast bestürzt erhob er das Haupt, als er eine leise Berührung seines Armes fühlte und als ihn eine tiefe Frauenstimme fragte: „Guten Abend, mein Herr! Sind Sie noch immer damit beschäftigt, mich zu suchen?"

Er erkannte auf der Stelle die Engländerin, denn sie hatte ihren Schleier zurückgeschlagen und sah ihm mit den dunklen Augen, in denen es eigenthümlich triumphirend leuchtete, voll in's Gesicht.

„In der That," erwiederte er, „ich war seit drei Tagen von keinem anderen Wunsche erfüllt, als von dem, Sie wiederzufinden."

„Aber Sie eignen sich sehr wenig zum Kriminalisten, denn Sie ließen es geschehen, daß ich mehr als einmal hart an Ihnen vorüberstreifte. Und warum, mein Herr, verfolgen Sie mich so hartnäckig? Sind Sie etwa jetzt bereit, mir Ihre Bundesgenossenschaft anzubieten?"

Der unverkennbare Spott in Gegenwart der beiden fremden Herren, die ebenfalls stehen geblieben waren, mußte Hartung verletzen.

„Nein!" sagte er kurz. „Ich hatte im Gegentheil lediglich die Absicht, Sie an der Ausführung Ihrer Drohungen zu hindern. Lassen Sie mich hoffen, daß es dessen jetzt nicht mehr bedarf!"

„Dieser Hoffnung muß ich Sie leider berauben! Gestatten Sie mir, Sie vor Allem mit den beiden Herren bekannt zu machen: Herr Polizeidirektor Krüger — Mr. Henry Ashbourne aus Glasgow. Ihr eigener Name?"

„Doktor Hartung!" ergänzte Bernhard, die Verbeugungen der Vorgestellten erwiedernd, und die Engländerin fuhr fort:

„Meine verehrten Begleiter und ich — wir sind soeben im Begriff, uns zu Mr. Percy Warren zu begeben. Darf ich Sie einladen, sich der Expedition anzuschließen? Es wird nicht sehr lustig werden, wie ich vermuthe, aber Sie dürften die kleine Zeitversäumniß dennoch kaum bereuen."

„Ich sagte Ihnen schon früher, mein Fräulein, daß

ich nicht gesonnen bin, Ihre auf die Befriedigung einer niedrigen Rache gerichteten Wünsche zu unterstützen."

„Jawohl, ich erinnere mich dessen sehr gut!" fiel die Engländerin etwas ungeduldig ein. „Aber es handelt sich jetzt um ganz andere Dinge, als vor drei Tagen. Nicht das Unrecht, das an mir verübt wurde, gilt es zu rächen, sondern ein unerhörtes Verbrechen, einen schändlichen Betrug, zu welchem Percy Warren's Name mißbraucht werden soll. Und wie groß auch immer Ihr Edelmuth gegen den glücklicheren Nebenbuhler sein mag, Sie werden doch nicht wollen, daß ein gemeiner Hochstapler Fräulein Alice Haidenroth heimführe."

Mit wortlosem Erstaunen blickte Hartung die Sprechende an. Miß Wilkins aber nahm ohne Weiteres seinen Arm, und indem sie ihn dadurch zwang, sich der kleinen Gruppe im Weiterschreiten anzuschließen, fuhr sie fort:

„Der Bewohner der Villa Schmettow ist nicht der, für den er sich ausgibt, und dessen Vermögen er sich angeeignet hat. Nicht nur mein Auge überzeugte mich davon auf den ersten Blick, sondern er selber verrieth sich fast mit jedem Worte, das er sprach. Unter einem falschen Namen führte ich mich bei ihm ein. Es war mir nur darum zu thun gewesen, Zutritt zu ihm zu erlangen, denn ich zweifelte ja nicht, daß Percy mich auf der Stelle erkennen würde. Jener aber nahm die Täuschung gläubig hin, und das war kein Wunder, denn er hatte mich in Wahrheit nie zuvor gesehen. Mit plumpem Ungeschick ging er in jede Falle, welche ich ihm während unserer kurzen Unterhaltung stellte. Er bestätigte mir, daß ich

selber lichtblaue Augen habe, und er wurde gerührt in der Erinnerung an eine Jasminlaube und an einen Garten, welche niemals existirt haben. Schließlich nahm er sogar ohne Widerspruch einen Ring, den er mir niemals gegeben, als sein Eigenthum zurück. Glauben Sie wirklich, mein Herr, daß nicht nur das Aussehen, sondern auch die Erinnerungen eines Mannes im Verlaufe von dreizehn Jahren so merkwürdige Wandlungen erfahren können?"

Nun konnte Hartung freilich nicht mehr umhin, ihren Worten eine ernstere Bedeutung beizulegen.

„Wenn aber Ihre Vermuthung eine zutreffende wäre," wandte er zögernd ein, „wie ließe sich dann die Möglichkeit eines so ungeheuerlichen Betruges erklären?"

„Ich glaube diese Erklärung bereits gefunden zu haben, denn der Betrüger selbst ist mir dabei behilflich gewesen. Unzweifelhaft hat er zu dem echten Percy Warren in einem sehr nahen und vertrauten Verhältnisse gestanden, denn er war von der Thatsache unseres Herzensbündnisses ganz gut unterrichtet. Vielleicht war er einer seiner Freunde, vielleicht auch nur sein Beamter oder Diener. Sie müssen sich miteinander auf dem Schiffe befunden haben, welches im Mittelländischen Meere von einem anderen in den Grund gebohrt wurde. Bei dieser Katastrophe hat meiner Ueberzeugung nach der wirkliche Percy Warren sein Leben verloren, während Jener sich in den Augenblicken der Verwirrung, die doch wahrscheinlich auf dem Schiffe entstand, die Papiere aneignete, deren Besitz es ihm heute ermöglicht, sich für den auszugeben, der in Wahrheit längst auf dem Grunde des Meeres schlummert. — Das

Alles mag sehr abenteuerlich klingen, und es ist ja auch möglich, daß der Zusammenhang ein anderer ist; aber die Thatsache, auf die es doch allein ankommt, bleibt bestehen, die Thatsache, daß jener Mann sich eines fremden Namens und eines fremden Besitzes bedient. Wollen Sie mich auch jetzt noch daran hindern, ihn zu entlarven?"

„Nein! Wenn wirklich ein ehrloser Betrüger es gewagt haben sollte, seine Hand nach —"

Er unterbrach sich selbst, weil er sich der Anwesenheit der beiden Fremden erinnerte; aber seine unwillkürlich geballte Faust und seine blitzenden Augen verriethen zur Genüge, wie wenig Schonung der falsche Percy Warren von ihm zu erwarten haben würde.

„Wie aber wollen Sie es beginnen, ihn seines Betruges zu überführen?" ergänzte er hastig seine Rede.

„Da ich voraussah, daß ich ohne genügende Beweisstücke bei der hiesigen Polizei nur wenig Glauben für meine Erzählung finden würde, so telegraphirte ich unverzüglich an den Bankier Herrn Henry Ashbourne in Glasgow, von dem ich durch die Erkundigungen meiner Agenten wußte, daß er ein vertrauter Freund Percy Warren's sei und bis vor wenig Jahren mit ihm in Yokohama gelebt habe. Und dieser ausgezeichnete Gentleman leistete der dringenden Aufforderung einer ihm ganz unbekannten Dame ohne Bedenken Folge. Er reiste Tag und Nacht, um rechtzeitig einzutreffen, und vor zwei Stunden durfte ich ihn am Bahnhofe empfangen. Auch Mr. Ashbourne ist nach meiner Erzählung und Beschreibung fest überzeugt, daß wir es mit einem Betrüger zu

thun haben, und der Herr Polizeidirektor hat sich bereit erklärt, den angeblichen Percy Warren zu verhaften, wenn sich diese Vermuthung des Mannes, der den Verstorbenen so genau gekannt, bestätigt. Aus Schonung für die bedauernswerthe Familie des Kommerzienraths Haidenroth soll Alles möglichst unauffällig und in der Stille vor sich gehen. Wir haben unseren Plan entworfen, und in der Erwartung, daß diese Herren ihre Zustimmung dazu geben werden, stelle ich Ihnen nochmals frei, der Ausführung beizuwohnen."

Jetzt nahm Hartung das Anerbieten ohne Zögern an, und wenige Minuten später standen sie vor dem Portal der Villa Schmettow. Mary Wilkins, Ashbourne und der Doktor blieben zunächst im Schatten der Mauer zurück, während der Beamte die Glocke zog und allein das Haus betrat. Schon nach sehr kurzer Zeit kehrte er zurück.

„Es ist Alles vorbereitet!" sagte er. „Der Diener, der mich kennt, ist gehörig instruirt. Wir Alle werden uns im dunklen Vorzimmer verborgen halten, während Herr Ashbourne als ein angeblicher Abgesandter des Kommerzienrathes bei Mr. Warren angemeldet und eingeführt wird. Wir werden in der Lage sein, Alles zu sehen und zu hören, was sich zwischen den beiden Herren ereignet, und wir werden eingreifen können, sobald sich eine Nothwendigkeit dazu ergibt. Nur möchte ich Sie bitten, Mr. Ashbourne, wenn Sie sich von der Richtigkeit ihres Argwohns überzeugen, die peinliche Sache so rasch als irgend möglich abzuthun."

Geräuschlos trat die kleine Gesellschaft ein, und als

sie sich in dem Vorzimmer, dessen Gaslampen der bestürzte Diener ganz herabdrehen mußte, postirt hatte, öffnete dieser die Thür, die in das Kabinet seines Herrn führte.

„Da ist ein Herr, welcher im Auftrage des Herrn Kommerzienraths Haidenroth und in einer dringenden Angelegenheit kommt," meldete er, „darf ich ihn einführen?"

Mac Gregor, der rauchend auf einer Chaiselongue gelegen hatte, mochte glauben, daß es sich um irgend eines der Arrangements zu dem morgen stattfindenden Feste handle. Ohne die Cigarette aus der Hand zu legen, winkte er dem Diener eine bejahende Antwort zu, und er erhob sich erst dann aus seiner bequemen Stellung, als er sah, daß er es mit einem elegant gekleideten Herrn zu thun habe.

„Sie kommen im Auftrage meines Schwiegervaters?" fragte er leichthin. „So sind Sie vielleicht der Feuerwerker aus Frankfurt?"

„Nein!" erwiederte der Bankier, indem er mitten in das Zimmer und in den vollen Glanz des Kronleuchters trat. „Ich bin Henry Ashbourne aus Glasgow."

Er hatte diese Worte langsam und mit erhobener Stimme gesprochen, den angeblichen Warren dabei mit einem durchdringenden Blick ansehend. Wie von einem Faustschlag getroffen, taumelte Mac Gregor zurück. Die Cigarette fiel auf den Teppich und seine Augen flogen mit einem heißen Aufleuchten zu dem kleinen, blinkenden Gegenstand hinüber, der auf der Platte des Schreibtisches lag.

„Es ist — mir — äußerst — angenehm, lieber Ashbourne,“ stammelte er mit einem letzten, verzweifelten Versuch, die Situation zu beherrschen. „Wir haben uns — sehr — verändert, seitdem wir uns —“

Der Bankier stand unbeweglich auf seinem Platze. „So sehr verändert,“ wiederholte er in seiner kalten, niederschmetternden Weise, „daß mein Freund Percy Warren inzwischen ganz und gar verschwunden und ein gemeiner Betrüger an seine Stelle getreten ist.“

Mit einem heiseren Aufschrei der Verzweiflung stürzte Mac Gregor gegen den Schreibtisch hin. In der nächsten Sekunde blinkte der kleine unheimliche Gegenstand in seiner erhobenen Hand. Aber noch ehe er von demselben hatte Gebrauch machen können, wurde sein Handgelenk von einer starken Faust umklammert, und eine andere entwand ihm den Revolver.

„Kraft meiner Befugniß als Direktor der hiesigen Polizei erkläre ich Sie für verhaftet!“ ertönte die trockene Stimme des Beamten. „Sie werden in Ihrem eigenen Interesse gut thun, jedes unnütze Aufsehen zu vermeiden.“

Und James Mac Gregor hatte in der That bereits erkannt, daß es unmöglich sei, sich den kraftvollen Armen Hartung's zu entwinden. Zähneknirschend und ohne ein einziges Wort zu sprechen, gab er sich gefangen.

Eine Viertelstunde später wurde er in seiner eigenen Equipage in das Ortsgefängniß abgeführt. Die Hand des Todten hatte sich noch aus ihrem Wellengrabe hervor nach dem Betrüger ausgestreckt.

11.

Der Kommerzienrath Haidenroth war ein kluger und praktischer Mann, der auch in den bedenklichsten Situationen den Kopf nicht verlor. Gerade als er im Begriff stand, sich wieder zu Alice zu begeben, war er durch den Besuch des Polizeidirektors überrascht worden, der ihm so schonend als möglich von dem Geschehenen Mittheilung machte. Nur für eine sehr kurze, kaum nach Sekunden zählende Zeit ließ sich der welterfahrene Mann durch die Wucht der schrecklichen Neuigkeit überwältigen. Dann brachte er es sogar fertig, sein gewöhnliches Lächeln auf den etwas bleicher gewordenen Lippen festzuhalten, während er erwiederte: „Ich bin Ihnen überaus dankbar, Herr Direktor, für die zarte Rücksichtnahme, welche Sie mir durch diesen Besuch erweisen, aber das Schicksal des Herrn Percy Warren oder wie er sonst heißen mag, ist für mich ohne jedes Interesse, da seine Beziehungen zu meinem Hause thatsächlich schon vor Ihrem Erscheinen aufgehört hatten, zu bestehen. Ich lege besonderes Gewicht darauf, Ihnen dies ausdrücklich zu beweisen."

Er schlug auf eine Glocke und befahl, das Fräulein in einer sehr dringenden Angelegenheit zu ihm zu bitten. Als Alice eintrat, ging er ihr entgegen, und indem er zärtlich einen Arm um sie legte, sagte er liebevoll: „Willst Du die Güte haben, mein Kind, dem Herrn Polizeidirektor zu bestätigen, daß es schon seit gestern nicht mehr Deine Absicht war, die Gattin des Herrn Percy Warren zu werden, daß wir ihm vielmehr" — und dabei erhob sich

seine Stimme trotz der Lüge, die er aussprach, zu einer ernsten Feierlichkeit — „schon vor einer Reihe von Stunden unseren Entschluß mitgetheilt haben, von der beabsichtigten Verbindung zurückzutreten!"

Mit einem Jubelruf umschlang Alice seinen Nacken.

„Papa! Mein Herzenspapa! Wie glücklich machst Du mich durch die Erfüllung meines sehnlichen Wunsches!"

Der Polizeidirektor hatte sich erhoben und Herr Haidenroth sandte ihm einen triumphirenden Blick zu.

„Es würde mir sehr lieb sein, mein Herr," sagte er, „wenn Sie das, was Sie soeben gehört haben, nicht als ein Geheimniß ansehen wollten!"

Mit einem Lächeln des Verständnisses empfahl sich der Beamte und der Kommerzienrath hegte die tröstliche Gewißheit, daß morgen die ganze Stadt wissen würde, er habe dem Betrüger schon vor seiner Entlarvung den Abschied gegeben. Damit aber war es noch nicht genug. Um den Makel, der durch diese Skandalaffaire auf seinen Namen fallen mußte, so rasch als möglich zu verwischen und dem unvermeidlichen Gerede durch das Gewicht einer unzweideutigen Thatsache ein Ende zu machen, bedurfte es noch eines weiteren Schrittes, vor dem er nicht zurückschrecken durfte, wie sauer er ihm auch werden mochte.

Indem er Alice zärtlich an sein Herz zog und eine Thräne der Rührung im Auge zerdrückte, sagte er: „Ja, ich will, daß Du glücklich werdest, mein geliebtes Kind! Würdest Du mit mir zufrieden sein, wenn ich einen gewissen Doktor an die Stelle dieses unwürdigen Engländers treten lasse?"

Sie verbarg ihr erglühendes Antlitz an seiner Schulter.

„O Papa!“ hauchte sie unter Freudenthränen. „Wie könnte ich Dir solche Liebe jemals vergelten!“

Und als ein Mann entschlossenen Handelns zauderte der Kommerzienrath nicht, das, was er als nothwendig erkannt hatte, auch zur That werden zu lassen. Die Depeschen, welche noch im Laufe der Nacht nach allen Richtungen der Windrose an die zur Hochzeit Geladenen abgehen mußten, waren nicht die schwerste Prüfung, die er selber seinem Stolz auferlegte. Er begab sich auch in eigener Person zu Doktor Hartung, und er mußte in der langen Unterredung, welche zwischen beiden Männern stattfand, wohl die rechten Worte gefunden haben, um ihn aufzuklären und zu versöhnen; denn derselbe Abend, an welchem Alice mit dem Hochstapler hatte ihre Hochzeitsreise antreten sollen, sah im Park der Haidenroth'schen Villa ein unaussprechlich glückliches junges Paar.

— — — — — — — — — — — —

Mary Wilkins verweilte in der rheinischen Stadt nur so lange, als man ihre Anwesenheit für den Gang der Untersuchung erforderlich glaubte. Sie war jetzt sehr still und schweigsam geworden, und selbst wenn sie von Percy Warren sprach, war die wilde Leidenschaftlichkeit, welche Hartung bei seiner ersten Begegnung mit ihr so sehr erschreckt hatte, vollständig aus ihrem Wesen verschwunden.

„Nun beklage ich mein verlorenes Leben nicht mehr,“ pflegte sie dann wohl mit einem wehmüthigen Lächeln zu sagen. „Ich hatte ihn ja längst als einen Gestorbenen beweint. und es macht mich glücklich, daß es mir nun

wieder unverwehrt ist, an seine Treue zu glauben. Der Erinnerung an ihn und der stillen Hoffnung auf eine Vereinigung jenseits des Grabes seien von nun an meine Tage geweiht."

Eines Tages war sie dann ohne Abschied abgereist und das junge Brautpaar hielt sich nicht berechtigt, nach ihrem Verbleib zu forschen. Einmal noch hörte man von ihr, da ihr das hinterlassene Vermögen Percy Warren's als seiner einzigen lebenden Verwandten zugesprochen worden war, und daß sie dasselbe, ohne nur einen einzigen Pfennig für sich anzunehmen, einer wohlthätigen Stiftung zugewendet hatte.

Der große Tatarenkhan.

Historische Skizze

von

Hans Marschall.

(Nachdruck verboten.)

Im Herbste des Jahres 1761, im fünften des siebenjährigen Krieges, befand sich Friedrich der Große in der bedrohtesten Lage. Franzosen, Russen und Oesterreicher hatten sich gegen ihn verbündet und gewaltige Armeen aufgeboten. 70,000 Russen waren nach Pommern eingefallen und gegen Schlesien vorgerückt, um den in Sachsen stehenden 60,000 Oesterreichern unter Laudon die Hand zu reichen und den preußischen König, der nur über 50,000 Mann verfügte, zu umstellen. Auch die Festung Schweidnitz war gefallen, wo Friedrich seinen Stützpunkt suchte, und die Nachricht davon versetzte sein Heer in die äußerste Bestürzung. Nur Friedrich behielt den Kopf oben. Er hatte in Schlesien bei Strehlen sein Lager aufgeschlagen, und er selbst wohnte nahebei im Dorfe Woiselwitz in einem Bauernhause. Da wartete er nun, was seine Feinde unternehmen würden, gefaßt darauf, auf Tod und Leben mit ihnen ringen zu müssen.

An einem dieser sorgenvollen Oktobertage meldeten ihm seine Offiziere die Ankunft einer Anzahl Männer in orientalischer Tracht und fremdartigem Aufputz, welche erklärten, von ihrem Herrn und Gebieter, dem großen und siegreichen Khan der Krim, Kirim-Gherai, eigens entsandt worden zu sein, um mit dem ruhmreichen Preußenkönig ein Bündniß gegen den gemeinsamen russischen Feind zu schließen.

Der König hatte von Kirim-Gherai's Kriegsthaten gegen die Russen, die er früher als türkischer Seraskier mit seinen Tataren verübt, wohl gehört. Sein Gesandter in Konstantinopel, Herr v. Rexin, hatte sich sogar auf seinen Befehl schon vor Beginn des dritten schlesischen Krieges mit dem inzwischen Khan der Krim gewordenen Feldherrn in eine diplomatische Verbindung setzen müssen, um zu erforschen, ob derselbe unter Umständen wieder zur Beunruhigung der Russen bewogen werden könnte. Offenbar hatte der ehrgeizige Khan infolge dieser Anregung sich veranlaßt gefühlt, nunmehr dem fernen Kriegshelden Friedrich näher zu treten.

Mit militärischen Ehren ließ Friedrich die Gesandtschaft in seine armselige Wohnung einführen, um sie zu empfangen. Mustapha Aga nannte sich der Führer der Tataren mittels des von ihm mitgebrachten Dolmetschers, und stolz rühmte er sich, des großen Kirim-Gherai Leibbarbier zu sein. Er überreichte ehrfurchtsvoll sein prächtig ausgestattetes Beglaubigungsschreiben, in welchem im orientalischen Style unter überschwenglichen Lobesworten und Ruhmredigkeiten der Khan sein Bündniß anbot und sich

bereit erklärte, ein Hilfsheer von 16,000 Tataren gegen eine bestimmte Geldentschädigung zu stellen.

So abenteuerlich die ganze Geschichte erschien und deshalb den um den König versammelten Generälen ein Lächeln abnöthigte, so ernsthaft nahm Friedrich der Große den Antrag auf. Inmitten seiner Verlassenheit und seiner Unglücksschläge kam ihm dieser Beweis von Verehrung und Vertrauen eines Fürsten in Asien wie ein belebender Sonnenstrahl entgegen, und mit seinem Scharfsinn wußte er auch sogleich den Werth eines solchen Bündnißantrages zu schätzen. Der Khan der Krim stand zwar in einem Vasallenverhältnisse zum Sultan in Konstantinopel, aber er war dabei souveräner Herr über die tatarischen Stämme, und sein Herrschaftsgebiet reichte daher über die Krimhalbinsel hinaus nach Westen bis zur Moldau und den ungarischen, polnischen und russischen Grenzen. 16,000 Mann waren kein großes Hilfsheer; immerhin jedoch konnte es bei der wilden Tapferkeit der Tataren entweder den Russen oder den Ungarn soviel zu schaffen machen, daß Friedrich dadurch indirekt Nutzen für sich zog. Zudem arbeitete er längst mit allem Eifer daran, den türkischen Sultan zu bestimmen, einen Krieg mit Rußland anzufangen; möglicherweise konnte nun derselbe durch Gherai seine Einleitung finden und die Pforte durch diesen in den Krieg hineingezogen werden, womit eine längere Verwendung russischer Truppen in Preußen sich von selbst verbieten mußte.

So nahm denn der König den tatarischen Antrag mit großer Freude an, ließ der Gesandtschaft, so gut es ging,

ein angemessenes Unterkommen im Lager bereiten und sie während der Zeit ihres Aufenthaltes daselbst mit Auszeichnung behandeln. Geschenke so reichlicher und glänzender Art, als sie mitten im Kriegstreiben nur irgend aufzutreiben waren, darunter eine goldene Dose mit Brillanten, wurden beschafft, um der Gesandtschaft bei der Abreise für ihren Gebieter mitgegeben zu werden, und der junge, geistreiche Baron v. d. Golz, ein Lieblingsoffizier des Königs aus seiner Umgebung, ward vom diesem auserſehen, die Tataren zurückzubegleiten, als preußischer Spezialgesandter zum Khan zu gehen und mit demselben das Nähere zu verhandeln, um das Bündniß dann abzuschließen. Außerdem sollte er Kirim-Gherai den Vorschlag machen, ein besonderes Corps von 6000 bis 8000 Tataren gegen Geldentschädigung dem jungen preußischen Offizier zu übergeben, der es dann durch Polen am Fuße der Karpathen entlang bis Kosel in Schlesien zu führen hätte, wo es in den Verband der Truppen Friedrich's eintreten und seine wilde Kriegsweise gegen die Kroatenhorden Laudon's bewähren sollte.

Die Tatarengesandtschaft verließ demnach in Begleitung des Barons v. d. Golz das Lager bei Strehlen und begab sich über Breslau durch Polen, über Jassy und Bender am Dniestr in ihre gesegneten heimischen Gefilde. In Bender, damals noch türkisch, hielt das Fieber den jungen Preußen einige Wochen zurück. Währenddem erstattete Mustapha Aga dem Khan in dessen Residenz Bakschi-Sarai Bericht über seine ehrenvolle Aufnahme bei Friedrich II. und über den in Bender zurückgelassenen

Spezialgesandten desselben. Der Khan, um diesem zu beweisen, wie freudig er seinen Besuch begrüße, schickte nun ein prächtiges Gespann ab, um den Offizier nach erfolgter Genesung schnell und sicher nach der Krim und dem alten Tatarenschloß von Bakschi-Sarai zu bringen, wo ihm auch ein freundliches Quartier vorbereitet war. Am Morgen nach seiner Ankunft daselbst erschien auch schon der liebenswürdige Mustapha Aga in einem feierlichen Aufzuge und von ansehnlichem Gefolge begleitet, um Golz zu der ihm bestimmten Audienz abzuholen.

Bakschi-Sarai, die uralte Tatarenstadt, liegt malerisch an dem Ufer der Alma terrassenförmig aufgebaut. Sie hat ein durchaus asiatisches Gepräge und war stets eine der durch Handel und Verkehr belebtesten Städte Tauriens. Viele Häuser liegen inmitten von Gärten und haben ihr den Namen „Gartenstadt" gegeben; eine lange Reihe Bazars zieht sich durch sie hindurch, und auf allen Seiten ragen die schlanken Minarets von Moscheen empor, die gewöhnlich von schönen italienischen Pappeln umkränzt sind.

Der Palast der Khane außerhalb der Stadt bietet eine ungeheure Gruppe von Gebäuden dar, deren Mauern zum Theil mit Weisheit verkündenden Inschriften und Bildern über den Thoren, zum Theil auch mit gemalten Blumen, Früchten, Vögeln und Figuren phantastischer Art geziert sind. Ein weiter, mit schattenspendenden Bäumen besetzter Hof bildet den Eingang; in seiner Mitte ist eine Fontäne und in der Vorhalle des eigentlichen Palastes, zu der man über den Hof gelangt, in geheimnißvoller Dämmerung ein Brunnen, dessen laufendes Wasser ein seltsam melan-

cholisches, leise schluchzendes Geflüster vernehmen läßt. In einem berühmten Gedichte hat der russische Dichter Puschkin diese „Quelle der Thränen" verherrlicht. Von der Vorhalle aus öffnet sich eine Reihe kleiner, aber zierlich ausgestatteter Säle, die von Gold, Silber und Krystallen schimmern und durch bunte Fensterscheiben in ein magisch gefärbtes Dämmerlicht versunken sind; dahinter der große Empfangssaal von blendender Pracht, mit zierlichen Steinschnitzereien an den Gesimsen und Säulen. Ein anderer herrlicher Saal war einst für die Gerichtssitzungen bestimmt. Sein hohes Deckengewölbe ist mit Figuren und Gruppenbildern in bunt schimmernden Farben, die Wände sind mit vergoldeten Arabesken und Inschriften von Koransprüchen geschmückt. Auch dort hinein dringt das Tageslicht nur in gedämpftem Schimmer durch die gemalten Scheiben der hoch angebrachten Fenster. Ein pompöser Thronhimmel befindet sich im Hintergrunde; über der Eingangsthür eine kleine vergitterte Loge, wohin sich auf verborgenem Wege die Tatarenkhane zu begeben pflegten, um ungesehen Zeuge der Gerichtsverhandlungen sein zu können. Zuweilen ließ man auch die Frauen des Harems dahin gehen, um sich mit dem Verlauf der richterlichen Sitzung zu unterhalten. Ein Eunuche bewachte sie dabei und sorgte für Ruhe unter den leicht erregbaren und gern lachenden und plaudernden Frauen.

Der Harem selbst lag außerhalb des Hauptpalastes, verbunden mit ihm durch einen langen Korridor, im „Thal der Rosen", wie der ihn umgebende Garten mit seinen duftenden Blumen, plätschernden Brunnen und Nachtigallen

in lauschigen Boskets genannt wurde. Mehrere Höfe befinden sich innerhalb dieser Gebäudemassen; jeder davon hat seine Fontäne oder einen Brunnen, der sein frisches Wasser von dem nahen Gebirge her erhält. Einer dieser Höfe war für kriegerische Spiele und Uebungen bestimmt, und an einer seiner Seiten erhebt sich ein hoher, dicker Thurm, von dessen Plattform die Frauen den Schauspielen unten zuzuschauen pflegten. Auch eine Moschee gibt es unter diesen vielen zusammenhängenden Bauten und bei ihr „das Feld der Todten", die Begräbnißstätte der Krimbeherrscher mit träumerischen, blüthenduftenden Hainen. Zwei große achteckige Mausoleen, von hohen Kuppeln überragt, bergen die Leichen der Khane aus dem alten Tatarengeschlecht der Gherai theils in steinernen Sarkophagen, theils in Holzsärgen, die mit grünen oder schwarzen Stoffen behangen sind, ein Turban von Wolle auf denen der Männer, ohne jedes Zeichen die der Frauen. In Vielem mahnt dieser berühmte Khanpalast an die Alhambra. Nachdem er in russischen Besitz gekommen (1783), ist er verschiedentlich — doch unter Bewahrung seines ursprünglichen Charakters — ausgebaut worden, und auch die Malereien im Innern und außen sind heute noch die alten, meistentheils nur in ihren Farben aufgefrischt.

Kirim-Gherai war eine kraftvolle, imposante Mannesgestalt, dabei nicht ohne Anmuth der Bewegungen; sein Kopf war ausdrucksvoll, sein braunes tatarisches Gesicht mit den feurigen schwarzen Augen konnte im zornigen Mienenspiel schrecken, in heiterem Ausdruck Zutrauen erregen. Ein milder, freundlicher Zug der Grübelei schwebte

meist auf seiner hohen Stirn, häufig der listige eines echten Sohnes der Natur um seinen von dunklem, krausem Bart umzogenen Mund. Damals, als er in die Bundesgenossenschaft mit Friedrich dem Großen eintreten wollte, stand er in dem blühenden Mannesalter eines Fünfundvierzigers und saß seit fünf Jahren auf dem Throne, den schon so viele aus seinem Häuptlingsgeschlecht unter türkischer Oberherrschaft eingenommen hatten. So jung war indessen noch Keiner daraus Khan geworden. Aber seine Tataren, mit denen er als Jüngling schon in türkischer Feldherrnstellung tapfer sich gegen die verhaßten und eroberungssüchtigen Russen geschlagen, hatten ihn nach dem Tode seines Bruders Arslan-Gherai trotziglich zum Nachfolger desselben auf dem Khanthron ausgerufen, und wohl oder übel hatte ihm der Sultan Säbel und Gürtel, Bogen und Köcher, Kalpak und Reiherbusch, sowie ein Prachtpferd als die Insignien senden müssen, welche bei der Einsetzung und alljährlichen Bestätigung der Khane in der Krim ihnen vom türkischen Oberherrn herkömmlich verliehen wurden.

Die Audienz, die Baron v. d. Golz bei Kirim-Gherai hatte, bildete allerdings den Anfang von Unterhandlungen mit ihm über einen Angriff auf die Russen im Süden ihres Reiches und Stellung eines besonderen, mit der preußischen Armee zu vereinigenden Tatarencorps. Der Khan erklärte sich zu Allem bereit, erfreut und stolz, dadurch in Verbindung mit dem großen Feldherrn Friedrich von Preußen und mit der von ihm hochgestellten europäischen Welt zu kommen. Er forderte sehr ansehnliche

Summen dafür, die ihm auch zugesichert und zu einem großen Theil schon eingehändigt wurden. Aber zur Ausführung seines Versprechens traf er doch nicht energische Anstalten. Bald fand er diese, bald jene Bedenken und schwankte hin und her; offenbar wartete er auf einen Wink von Konstantinopel, wo Preußen ja Alles aufbot, um zum Kriege gegen Rußland zu schüren, und schließlich komplimentirte er den ihn drängenden Baron angeblich seiner Sicherheit wegen zur Krim hinaus nach Jassy in der Moldau, wohin er ihm das Tatarenheer zuführen wollte. Golz begab sich auch dahin, und der Khan hielt insofern Wort, als er bald mit 6000 Mann herankam.

Es geschah dies im Sommer 1762 und inzwischen hatte sich für Friedrich die Lage der Dinge in so günstiger Weise verändert, daß er auf die Bundesgenossenschaft des Tatarenkhans nicht mehr so großen Werth legte. Im Januar war nämlich die bitterste Feindin des Königs, die Zarin Elisabeth, gestorben und Peter III. auf den russischen Thron gestiegen, der ein begeisterter Verehrer Friedrich's war und sogleich Frieden mit ihm schloß. Die Russen bedrängten also Preußen nicht mehr. Golz erhielt daher entsprechende Weisung vom König, den Tatarenkhan vom Kriege gegen Rußland zurückzuhalten. Er sollte jetzt Kirim-Gherai bestimmen, gegen Oesterreich zu unternehmen, was gegen Rußland nicht mehr nöthig war, und in Ungarn mit seinen Horden einfallen. In Kawschany, vier Meilen von Bender, wo Gherai sich kurz zuvor ein neues Schloß hatte erbauen lassen, wurde darüber im Sommer 1762 unterhandelt. Von beiden Seiten verlor sich jedoch

die Lust dazu, Friedrich berief schließlich seinen Gesandten zurück, und damit zerfloß das preußisch-tatarische Bündniß in Nichts.

Am Hofe von Konstantinopel hatte die Eigenwilligkeit, mit welcher der Tatarenkhan Bündniß- und Kriegspolitik trieb, seine Feinde ermuntert, an seinem Sturz zu arbeiten, und schließlich fanden sie williges Ohr beim Sultan. Vergessen hatte man es ja auf der Hohen Pforte überdem nicht, daß Kirim-Gherai sich beinahe gewaltsam auf den Thron der Krim gesetzt und da allzuviel Gelüste der Selbstständigkeit an den Tag gelegt hatte. Eine unglückliche Kriegführung desselben gegen die Tscherkessen gab nun dem Diwan in Konstantinopel 1764 den Vorwand, den Khan zu demüthigen. Er erhielt auf einmal die 50,000 Piaster, die ihm jährlich zur Unterhaltung der tatarischen Truppen gezahlt wurden, nicht mehr, und der Firman, den ihm alljährlich der Sultan zur Bestätigung seiner Würde nebst den üblichen Geschenken sandte, blieb auch aus. Statt seiner traf ein Schreiben des Sultans aus Konstantinopel ein, das ihm seine Absetzung anzeigte. Drei Tage darnach sollte Kirim-Gherai die Krim als Verbannter verlassen, oder er galt als ein Rebell.

Er schwankte. Auf einen Wink von ihm, das wußte er, waren seine Tataren, zumal die des kriegslustigen Noghaienstammes, die ihn auch auf den Thron erhoben, zum Aufstande gegen die türkische Herrschaft bereit. Aber er ergab sich merkwürdigerweise in sein Schicksal, sei es, daß er vor offenem Aufruhr sich scheute, sei es, daß er sich einer Philosophie ergab, die ihm Größe und Macht

wenig werth erscheinen ließen und die in gewissen Stimmungen ihn beherrschte. So zog er denn, gehorsam dem Befehl des Padischah, am dritten Tage nach Empfang desselben in Begleitung weniger Getreuen aus dem Riesenpalast der Khane in Baktschi-Sarai und in's Exil nach Rumänien, wo die Stammgüter der Familie der Gherais lagen, und wohin sich allemal die Mitglieder derselben zurückzogen, wenn sie, was schon öfter geschehen, in Ungnade beim Sultan gefallen waren.

Ein anderer Gherai, der dichterische Maksud, wurde zu Kirim's Nachfolger bestimmt, Kirim selbst aber ruhte fortan behaglich auf seinen Lorbeeren bald im Prachtschloß von Kawschany, bald anderwärts auf seinen großen Besitzungen. Er war ein Freund der Künste und liebte auch, sich mit europäischer Literatur zu beschäftigen. Schöne Frauen musizirten in seinem Haremlik und lasen ihm vor, was ihm Gefallen oder Neugier erregte. So wußte er sich das Leben in der Verbannung sehr angenehm zu machen und quälte sich nicht mit einem Ehrgeiz für die Zukunft.

Aber er sollte noch einmal die sultanische Launenhaftigkeit an sich erleben und dadurch aus seiner glücklichen Ruhe wieder in die kriegerischen Stürme und auch in die alte Macht eines Khans der Krim versetzt werden. Kaum vier Jahre nach seiner Absetzung suchte ihn ein Bote des Sultans auf, um ihm Alles zurückzugeben, was er ihm einst genommen, wenn er wieder mit seinen Tataren dem verhaßten Rußland sich furchtbar machen wolle. Die Hohe Pforte hatte um Polens willen, das gegen die rus-

sische Vergewaltigung ihre Hilfe angerufen, den Krieg gegen Rußland beschlossen, und da gab es nun keinen erprobteren Heerführer für die wilden Tataren- und Kosakenstämme unter türkischer Oberhoheit, als ihren ruhmvollen und schlagfertigen Khan Kirim-Gherai.

Er widerstand auch nicht einen Augenblick der Lockung. Der alte Geist erwachte wieder in ihm, die alte Kriegslust und die Begierde, in allem Prunk und Glanz eines herrschenden Fürsten nochmals vor seinem Volke sich zu zeigen. Er begab sich zunächst nach Konstantinopel, wohin ihn der Großherr zur Berathung gerufen, und wo feierlich seine Wiedereinsetzung in die Khanswürde stattfand, auch 40,000 Dukaten dazu ihm noch geschenkt wurden. Der gute Maksud in Baktschi-Sarai ward einfach wieder abgesetzt. Kirim-Gherai sammelte dann in Feuereifer sein Heer bei Bender und residirte deshalb auch im nahe gelegenen Schloß von Kawschany. Auf seinen Ruf strömten die tatarischen Völker in alter Begeisterung für ihn herbei, wie denn seine Wiedererhebung auf den Krimthron überall im Reiche desselben mit Jubel begrüßt wurde. Bald war ein gewaltiges Heer bei Bender zusammen und trat in die treffliche Ordnung, die Kirim-Gherai ihm mit seinem Feldherrngeist zu geben wußte. In seinem Lager erschienen Gesandte von Polen und von Frankreich; Emire und vornehme Tataren- wie Kosakenhäuptlinge entfalteten dort als seine Unterfeldherren ihren kriegerischen Glanz. Er selbst zeigte sich nur in der strahlenden Sonne seiner Macht, die tatarische Mütze auf dem Haupte mit zwei diamantenbesetzten Reiherbüschen, umgeben von einer präch-

tigen Leibgarde, neben sich den Emir, der die grüne Fahne des Propheten trug.

Voller Ungeduld nach Thaten und auch nach Beute brach Kirim-Gherai noch im härtesten Winter 1769 aus seinem Lager auf und überschritt mit seinen Horden den Dniestr, Schrecken, Brand und Tod in die russischen Provinzen tragend. Die grimmige Januarkälte und große Schneefälle erschwerten seinen Marsch; aber er schleppte Tausende von Gefangenen mit sich und ungeheure Massen an Beute, an Ochsen und Hammeln. So zog er weiter, Alles verwüstend, alle Dörfer und Ortschaften auf seinem Marsche niederbrennend, bis zur polnischen Ukraine. Aber sein Heer mußte doch auch dem Winter und den außerordentlichen Strapazen gewaltige Opfer bringen. An einem einzigen Tage, an dem der Frost sich zu einem beispiellosen Grade gesteigert hatte, verlor es mehr als 3000 Menschen und 30,000 Pferde, welche die Kälte hinraffte. Der Khan verhüllte vor Schmerz sein Haupt, wurde fortan verdüstert und wortkarg und beschloß endlich, sein heimgesuchtes Heer wieder nach Bender zurückzuführen, um es zu ergänzen und neu zu ordnen. Inzwischen rückte auch die eigentlich türkische Armee nach der Donau vor.

Im Schloß von Kawschany, wo er wieder seine Residenz genommen, verfiel der Khan indessen immer mehr seiner Melancholie. Todesahnungen kamen über ihn. Ein griechischer Arzt, der sich bei ihm meldete, um ihn mit seinen Tränken von dem Uebelbefinden zu heilen, an dem er täglich mehr litt, erschien seiner Umgebung verdächtig. Kirim-Gherai theilte den Argwohn nicht, und als er trotz

der Tränke des Griechen sich immer elender fühlte, machte er sich mit der fatalistischen Ergebenheit eines Muselmanns zum Sterben bereit. Baron v. Tott, der als französischer Agent bei ihm war und den er sehr liebte, erzählt in seinen Memoiren, daß eines Tages der Khan fröhlich zu ihm sagte: „Trennen wir uns, mein Freund. Eure Aufregung würde mich weich machen, und ich muß sehen, daß ich ein starker Mann bleiben und recht freudig und heiter dahingehen kann." Darauf ließ er sechs von seinen Musikern kommen, die ihm seine Lieblingsweisen aufspielen mußten. Eine halbe Stunde lang hörte er der Musik andächtig zu; sein Antlitz wurde dabei immer blasser, und sanft entschlummerte er dann für immer.

Schrecken und Bestürzung verbreitete die Nachricht von seinem Tode bei den Seinigen, und der Verdacht wurde nun laut, daß er vergiftet worden sei. Deutlich zeigten sich auch die Merkmale von Vergiftung, als man den Körper des Khans einbalsamirte. Der Grieche war inzwischen spurlos verschwunden; es konnte somit kein Zweifel obwalten, daß er mit seinen Tränken dem Tatarenfürsten den Tod beigebracht und dies im Auftrage der Feinde desselben in Konstantinopel gethan hatte. Denn es geschah nichts von dieser Seite, eine Schuld, wie sie offenbar vorlag, zu ermitteln. Die Leiche Kirim-Gherai's wurde vielmehr sogleich eingesargt und in aller Feierlichkeit, seinem Range gemäß, nach der Krim geführt, um im Mausoleum von Bakschi-Sarai beigesetzt zu werden. Fünfzig türkische Würdenträger und ein Regiment der Leibgarden bildeten das Ehrengeleit des Todten zu seiner Ruhestätte.

Mit ihm war der letzte große Khan gestorben, der die taurische Halbinsel vor ihrer Besitzergreifung durch Katharina II. von Rußland beherrschte.

Die Heizung unserer Wohnräume.

Beitrag zur Gesundheitspflege.

Von

O. Heim.

So groß auch die Wohlthat ist, die wir dadurch genießen, daß wir im Stande sind, die Luft der geschlossenen Wohnräume künstlich zu erwärmen, so ist doch die Art und das Material, auf welche wir zur Erreichung dieses Zweckes in unseren bürgerlichen Verhältnissen angewiesen bleiben, sehr häufig geeignet, diese Wohlthat in eine größere oder geringere Plage, ja, sogar in eine Gefährdung unserer Gesundheit zu verwandeln. Aufgabe der Gesundheitslehre ist es daher, auf diese Uebelstände aufmerksam zu machen und ihre Beseitigung oder doch möglichste Verminderung anzustreben.

Bei der Heizung kommt vor Allem die Feuerungsanlage selbst, in zweiter Linie das Brennmaterial in Betracht. Als letzteres dienen hauptsächlich Holz, Torf und die verschiedenen Sorten von Kohlen und Coaks. Vom gesundheitlichen Standpunkte aus ist zu bedauern, daß das

Brennholz immer mehr von der Stein- und Braunkohle verdrängt wird, denn diese hat uns für die Winterszeit eine neue Staubquelle geschaffen, von deren Wirkung die Wenigsten eine Ahnung haben. Gegenüber der Feuerung mit Stein- und Braunkohlen oder mit Torf, bei welcher nicht selten auch Verpuffungen, kleine Explosionen im Feuerraum vorkommen, wobei meistens Rauch in's Zimmer tritt, ist die Heizung mit Steinkohlen-Coaks, gewöhnlich kurzweg Coaks genannt, etwas reinlicher und bequemer. Die ausgedehnteste Anwendung im häuslichen Gebrauche haben die bei der Darstellung des Leuchtgases aus Steinkohlen zurückbleibenden Gascoaks gefunden; dieselben eignen sich, namentlich wenn sie wenig zusammenbacken, sehr gut zur Heizung von Füllöfen, überhaupt zur Zimmer- und Küchenfeuerung, vorausgesetzt, daß die Oefen dazu eingerichtet sind. Recht empfehlenswerth, weil wenig Staub bildend, sind auch die Briquettes, ein aus sonst schlecht verwerthbaren pulverförmigen Kohlenabfällen durch Mischung mit Steinkohlentheerpech unter großem Druck in Ziegelform hergestelltes, verhältnißmäßig billiges Brennmaterial, das aber mehr Asche liefert, als die übrigen; ähnlich werden aus gedörrtem Torfpulver die Torfbriquettes und aus gebrauchter Gerberlohe die sogenannten Lohkäse oder Lohkuchen durch Pressung erzeugt und bei dem gewöhnlich geringen Preise zum Anfeuern, sowie zur Erzielung mäßiger und andauernder Wärme nicht ungern benützt.

Die Frage, wann man zu heizen beginnen solle, ist nicht nach der augenblicklichen Gefühlslaune zu entscheiden, sondern dieser Zeitpunkt sollte der sorgfältigsten Erwägung

unterworfen, möglichst lange hinausgeschoben, und die Heizperiode selbst thunlichst abgekürzt werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ein gesunder Mensch bei nicht gänzlichem Mangel an Bewegung sich in einer Luft, welche + 14, höchstens + 15° R. warm ist, am wohlsten fühlt; wer bei einer Luftwärme von 15° R. friert, ist entweder kränklich oder durch Unthätigkeit, Langeweile, Schlaffheit oder Seelenverstimmung in einen der Kränklichkeit gleichkommenden Zustand gerathen, wodurch die Erzeugung der eigenen Blutwärme herabgestimmt ist. Der Sitzende oder Unthätige bedarf nur der Bewegung, der Arbeit, um sogleich seine eigene Wärme mit der Lufttemperatur wieder in das rechte Verhältniß zu setzen. Aeltere Leute hingegen, bei denen der Kreislauf des Blutes und die Athmung träger ist, haben eine höhere Zimmerwärme nöthig. Je heißer das Zimmer geheizt ist, desto trockener, aber auch um so verdünnter wird die Luft, sie entzieht daher dem Blute beim Athmen zu viel Feuchtigkeit, reizt die Lungen und ruft einen unnatürlichen Durst hervor, erschwert aber auch das Athmen durch die Verdünnung und die geringe Menge Sauerstoff, sowie durch die Erschlaffung und Ausdehnung der Lungenblutgefäße. Ueberhaupt thun alle Personen, welche eine höhere Temperatur als 15° R. nöthig haben, wohl daran, Wasser im Zimmer verdunsten zu lassen, um ihre Lungen nicht zu schwächen.

Im Allgemeinen richtet sich im mittleren Lebensalter die Zimmerwärme nach der Beschäftigung; wer nicht mit den Muskeln arbeitet, hat oft einen heißen Kopf und kalte Füße, weshalb ein Bureau oder Comptoir stärker geheizt

werden muß, als eine Werkstätte. Maßgebend für den Grad der Beschickung des Heizapparates bleibt nebst der Temperatur und Feuchtigkeit der Außenluft auch die Windstärke, denn bekanntlich wirkt feuchtes, sowie namentlich windiges Wetter abkühlender, als windstilles. Ueberdies hat man sich genau mit der Heizkraft seines Ofens vertraut zu machen, um darnach die entsprechende Menge des Brennmaterials zu nehmen.

Durchaus nicht gleichgiltig ist es, wie schon oben angedeutet, mit welchem Brennstoffe geheizt wird, ob mit Holz, Torf, Braunkohle oder Steinkohle. Was die Heizkraft des Holzes betrifft (welches auch im lufttrockenen Zustande noch 20 Prozent Wasser enthält, wodurch bei der Verdampfung im Feuer eine beträchtliche Menge Wärme gebunden wird, die der Heizkraft verloren geht), so haben Versuche ergeben, daß die Heizkraft der Holzarten eine sehr verschiedene ist. Eichen- und Buchenholz stehen obenan, Kiefern- und Fichtenholz geben am wenigsten Wärme, Torf noch weniger.

Die Steinkohlenheizung, welche gleich der Coaksheizung Rostöfen mit starkem Luftzuge erheischt, wird zwar aus volkswirthschaftlichen Rücksichten immer allgemeiner, aber nicht von Jedermann vertragen, da die trockene, strahlende Wärme der Steinkohlenöfen die Schleimhäute der Luftwege reizt, wozu noch der feine unvermeidliche Staub der Steinkohlenverbrennung und das sich entwickelnde, oft in das Zimmer dringende Schwefelwasserstoffgas kommt. Es gibt Personen, welche von Steinkohlenheizung sofort Kopfschmerz, Beklemmung und sogar Uebelkeit bekommen. Fast ebenso nachtheilig für die Gesundheit ist der Torfgeruch

im Zimmer, da der Torfrauch eine scharfe Säure enthält, die Augen und Lungen angreift.

Was den eigentlichen Wärme abgebenden Theil unserer Oefen, den äußeren Mantel betrifft, so ist derselbe bald aus Eisen, bald aus Kacheln und Thon konstruirt. Am billigsten stellen sich die gewöhnlichen eisernen Oefen; sie sind jedoch vom gesundheitlichen Standpunkte aus die schlechtesten, und mit Recht nennt sie der ebenso gemüthvolle als menschenfreundliche Schweizer Gesundheitslehrer Sonderegger „den bösen Freund der armen Leute". Die eisernen Oefen gerathen selbst bei nur halbwegs lebhafter Feuerung leicht in's Glühen, ein Umstand, der bei jedem Ofen streng zu verhüten ist; denn abgesehen von dem energischen Wärme-Ausstrahlungsvermögen glühenden Eisens, welches den Aufenthalt in seiner Nähe unerträglich macht, verbrennt es den darauf lagernden, sowie den mit den Luftschichten darüber hinwegstreichenden Staub und gibt Anlaß zur Entstehung des überaus giftigen Kohlenoxydgases, denn rothglühende Metalle haben die Eigenschaft, daß sie verschiedene Gase aus dem Feuer aufnehmen, durch sich hindurchgehen und wieder ausströmen lassen.

Das mit Recht gefürchtete Kohlenoxydgas, der sogenannte „Kohlendunst", entwickelt sich übrigens nicht, wie man allgemein, aber sehr irrigerweise glaubt, blos bei Steinkohlenheizung, sondern überhaupt aus jedem Brennstoffe bei unvollkommener Verbrennung, und es ist erfreulich, daß sowohl an Kachel- als an eisernen Oefen die gefährliche Ofenklappe immer mehr durch eine an der Ofenthüre angebrachte luftdichte Verschlußvorrichtung er-

setzt wird, welche den Eintritt der giftigen Verbrennungsprodukte in das Zimmer unmöglich macht.

Eine weitere Schädlichkeit des gewöhnlichen eisernen Ofens liegt in der allzu raschen Erhitzung der Luftschichten, welche nun im Zimmer nicht ebenso schnell mit den nöthigen Wasserdämpfen sich sättigen können, so daß eine solche Luft verhältnißmäßig sehr trocken ist und den darin athmenden Personen Beschwerden bereitet, weil dem menschlichen Körper augenblicklich eine das normale Maß überschreitende Menge von Wasserdampf entzogen wird.

Der Thonofen hingegen wird zwar nicht leicht glühend und gibt, wenn das Feuer bereits längst erloschen ist, noch Wärme an die Umgebung ab, wodurch eine weitaus gleichmäßigere und länger anhaltende Wärme in dem geheizten Raume entsteht, allein er entbehrt des Vortheils der raschen Erwärmung. Dies hat zur Konstruktion der Thoneisen-Oefen Veranlassung gegeben, bei denen Eisen und Thon zur Aufnahme der von den Flammen gespendeten Wärme so miteinander verbunden wurden, daß die Vortheile beider ohne deren Nachtheile zur Geltung kommen. Das Eisen erhitzt sich schnell und gibt seine Wärme an den Thonmantel ab; der gebrannte Thon, der eine 37mal schwächere Wärmeleitungsfähigkeit als das Eisen besitzt, hält die Wärme länger an, und läßt sie langsam in die Zimmerluft ausstrahlen. Auch die glasirte Oberfläche des gebrannten Thons, mag er als Töpferkachel, Fayence oder Porzellan auftreten, verhindert das schnelle Verstrahlen der Wärme, da blanke Oberflächen stets die Wärme weniger abgeben, als rauhe.

Eine gute Seite der Stubenheizung ist, daß der vom Zimmer aus beschickte brennende Ofen den Luftwechsel befördert, allein dieser Luftwechsel wird vielfach überschätzt. Mehr leistet hinsichtlich der Ventilation das vielbesungene, in England, Frankreich und Italien weitverbreitete Kaminfeuer, welches aber in der nächsten Nähe zu viel, auf Entfernung zu wenig Wärme gibt und beständig unterhalten werden muß, daher das kostspieligste Heizverfahren darstellt; überdies ist die Erwärmung, weil nicht durch Leitung, sondern durch einseitige Strahlung bewirkt, ungleichmäßig, unangenehm und gerade nicht zuträglich; überhaupt kommt hierbei nur ein geringer Prozentsatz der entwickelten Wärmemenge zur Nutzung, während der größere Theil durch den Schornstein entweicht. Die dekorativen Vorzüge und die Annehmlichkeit, das Feuer brennen zu sehen, haben dazu geführt, Kamine herzustellen, welche im Wesentlichen Oefen in Kamingestalt sind und gewöhnlich auch Kaminöfen genannt werden; solche können in der heizenden und ventilirenden Wirkung den besten Stubenöfen gleichkommen, doch sind die Anschaffungskosten schon wegen der reichen Ausstattung gewöhnlich ziemlich hoch.

Um das Brennmaterial noch weiter auszunützen, beziehungsweise das Entfliehen der Wärme durch den Schornstein zu verhindern, ist in neuester Zeit der Versuch mit einer sogenannten ökonomischen Pumpheizung gemacht worden, die darauf basirt, daß man den Rauchkanal nach Belieben, steigend und fallend, kreuz und quer durch die Wohnung leitet, ohne daß der Brennprozeß dadurch gestört wird. Der endliche Ausfluß der Brennprodukte erfolgt

nämlich hier nicht mehr durch ihre eigene lebendige Kraft, sondern durch die Pumpzüge einer angesetzten Pumpe, die durch Wasser-, Gas- oder sonstige Kraft in Betrieb gesetzt wird. Es ist richtig, daß bei diesem System der größtmögliche Heizeffekt erzielt werden kann, allein es ist dennoch nicht einzusehen, wo hier der Vortheil sein soll, weil die Ersparniß an Wärmemenge, die gleichkommt einem äquivalenten Arbeitseffekte, andererseits wiederum durch Arbeit, die auch Geld kostet, ersetzt werden muß. Nur für einzelne Fälle, wo die mechanische Arbeitskraft kostenfrei zur Verfügung steht, dürfte die Pumpheizung wirkliche Vortheile gewähren.

Als ein bedeutender Fortschritt im Heizungswesen muß das Regenerationssystem bezeichnet werden, welches die abziehenden Brenngase zur Vorerwärmung der Brennmaterialien und der Brennluft ausnützt. Ein weiterer Vortheil würde sich in dieser Beziehung noch ergeben, wenn man den Brennprozeß anstatt mit atmosphärischer Luft mit reinem Sauerstoff zu unterhalten vermöchte. Als bestes Heizmaterial sind nach dieser Richtung hin die Zersetzungsprodukte des Wassers: „Wasserstoff und Sauerstoff" zu betrachten, die unter sich eine vollständige Verbrennung eingehen und wiederum Wasser bilden. 9 Kilo Wasser repräsentiren in latenter Form z. B. den gleichen Heizwerth wie 5 Kilo Steinkohlen, die noch einer Luftzufuhr bedürftig sind von etwa 70 Kubikmetern. Man hatte daher schon längst den Gedanken gefaßt, bei dem etwaigen Versiegen der Kohlen eventuell die Zersetzungsprodukte des Wassers durch chemische Wirkung zu gewinnen und zu

Feuerungszwecken zu benützen; allein der Gedanke war deshalb ein unfruchtbarer, weil die chemischen Methoden der Zersetzung des Wassers verhältnißmäßig viel zu kostspielig sind, um allgemein angewendet werden zu können. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß man es lernen wird, die bis jetzt größtentheils ungenützt dahinfließenden Wasserkräfte für diese Ideen dienstbar zu machen, indem man durch die Anlage von Wassermotoren mit Hilfe des Zwischengliedes der elektrodynamischen Maschinen in großen Quantitäten Elektrizität erzeugen wird, deren chemische Wirkung sich wiederum zur Erzeugung von Wasserstoff und Sauerstoff aus Wasser wird ausnützen lassen.

Bis jetzt kennt man noch kein System der Zimmerheizung, welches allen Anforderungen zu genügen im Stande wäre. Vor allen Dingen hat man den Rauchherd meist im Zimmer selbst, was oft zu Mißständen, namentlich beim Anheizen, Anlaß gibt, dann aber kommt neben anderen gesundheitlichen Bedenken noch der ökonomische Standpunkt in Betracht. Für sehr große Gebäude ist es mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, besondere Ofenheizung für jedes Zimmer durchzuführen. Die Arbeit des Herbeischleppens der Heizmaterialien, des Anzündens, des Nachlegens, des Reinigens der Oefen ist eine äußerst große und dabei ungesunde, nachtheilig für die Bediensteten wie für die Insassen der Zimmer. Viel einfacher, billiger und zugleich in Beziehung auf die Gesundheitslehre und Feuersgefahr vortheilhafter gestaltet sich dagegen die Centralheizung, und in der That tritt in öffentlichen Gebäuden immer mehr an Stelle der Lokalheizung mit dem Stuben-

ofen die von einer besonderen, gemeinschaftlichen Heizkammer ausgehende Gesammt- oder Centralheizung. Im Allgemeinen fällt, als auf gleichen Ursachen beruhend, die Entwickelung des Centralheizungswesens, bei welchem eine ganz bedeutende Ersparniß an Brennmaterial stattfindet, zusammen mit derjenigen der großen Industrie; in den Fabriken wurde zuerst Centralheizung eingeführt, von dort ging diese dann über auf die großen öffentlichen Anstalten, auf Schulen und dergleichen Gebäude. Die erste Wasserheizung soll von einem Franzosen im Jahre 1777 eingerichtet worden sein, und zwar kam sie zu industriellen Zwecken zur Verwendung. Die erste Dampfheizung wird dem Erfinder der Dampfmaschine, James Watt, zugeschrieben; im Jahre 1793 erhielt eine Spinnerei in Glasgow eine Dampfheizung; ihrem Beispiele folgten mehrere Fabriken, und im Jahre 1800 wurde der Gasthof „Zum schwarzen Bären“ in London mit Dampfheizung versehen. Die kriegsbewegten Zeiten am Schlusse des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts hielten die rasche Entfaltung der Centralheizung etwas zurück, und erst im Jahre 1823 trat Meißner in Wien mit seinem Systeme „Heizung mit erwärmter Luft“ auf.

Ersparniß von Arbeitskraft und Geld und die Vermeidung gesundheitlicher Nachtheile lassen die Centralheizung vorläufig als das vernünftigste und beste Heizsystem erscheinen; jedoch muß die Entwickelung des Bauwesens ebenfalls im Sinne des Centralismus vor sich gehen, wenn die Centralheizung auf ihren Höhepunkt gebracht werden soll. Dieser zu erstrebende Höhepunkt aber ist die

Heizung ganzer Städte oder Stadtviertel von einer gemeinsamen Anlage aus.

Der Gedanke, ganze Städte von einem Centralpunkte aus mit Wärme zu versorgen, die zugleich zum Kochen und zu Betriebszwecken verwendet werden kann, ist schon vor langer Zeit aufgetaucht. Das erste Buch über diese Heizungsmethode erschien im Jahre 1810 in England und enthielt den Vorschlag, nicht nur einzelne Gebäude, sondern ganze Stadttheile von einem gemeinschaftlichen Punkte aus mit Dampf zu heizen. Diese Anregung blieb lange Zeit ohne jeden praktischen Erfolg, bis in neuester Zeit das praktische Amerika diese Sache erfaßte und sich mit der rationellen Lösung derselben theoretisch und praktisch abgab. Vorher handelte es sich darum, über das Agens schlüssig zu werden, wobei Wassergas und Dampf in heftigen Wettbewerb traten. Billiges Wassergas genügt allen Anforderungen in Haus und Küche, was beim Dampfe keineswegs der Fall ist; die Herstellungs- und Erhaltungskosten einer Dampfrohrleitung sind ungleich höher, und die hierbei sich ergebenden Wärme- und Druckverluste sehr in's Gewicht fallende. Andererseits ist der Wasserdampf gleichzeitiger Träger von Kraft und Wärme, d. h. er gestattet eine zweifache Benützungsart, und durch diesen, in erster Linie finanziellen Vortheil erscheint seine hervorragende Verwendung begründet, wenngleich die ursprünglichen Anlagen nur die Abgabe von Wärme in Aussicht nahmen. Der Dampf also behauptete den Sieg. Eine Dampfheizung, welche die ganze Stadt mit Wärme versorgt, erhielt im Jahre 1879 die Stadt Lockport (New-

York), dann Springfield (Massachusetts), im Jahre 1880 Dubuque (Jowa), Denver (Columbia), Hartford (Connecticut), im Jahre 1884 Lynn (Massachusetts), New-Haven (Connecticut), Milwaukee (Wisconsin), Tray (New-York). In Deutschland besitzen zwar viele größere Gebäudekomplexe eine Central-Dampfheizung, an die Heizung ganzer Städte ist man aber noch nicht gegangen, nur von dem Eisenwerke Kaiserslautern ist ein derartiger Entwurf für diese Stadt ausgearbeitet worden.

Außer dem Dampfe würde als Wärmequelle für die Heizung von Städten noch das Steinkohlenleuchtgas, welches bereits jetzt nicht selten zu Küchenzwecken verwendet wird, und das schon oben erwähnte, im Jahre 1830 entdeckte Wassergas in Betracht kommen. Letzteres wird dadurch gewonnen, daß man Wasserdämpfe über glühende Kohlen leitet, wobei ein Gemenge von Kohlenoxyd und Wasserstoff entsteht, welches Wassergas genannt wird.

Die Dampfheizung empfiehlt sich vor Allem dort, wo billiger Dampf zur Verfügung steht, so z. B. in Fabriken; bei sehr großer Ausdehnung der Anlage ist sie auch die wohlfeilste. Auch die Luftheizung ist bei nicht zu großen Entfernungen wohlfeil und befriedigt, wenn richtig ausgeführt, alle Ansprüche. Die Warmwasserheizung, als die theuerste, kommt seltener in Anwendung, ist aber vom hygienischen Standpunkte aus die empfehlenswertheste aller Heizmethoden.

Genaue Berechnungen haben ergeben, daß 10,000 Wärmeeinheiten bei Kachelofenheizung 13, bei Centralheizung mit

Wassergas 11, mit Leuchtgas 26 und bei Dampfheizung 46,6 Pfennige kosten. Die Dampfheizung für Städte würde also die theuerste sein, nach ihr käme dem Preise nach das Leuchtgas und dann das Wassergas.

Für die nächste Zeit wird von der Anlage von Städteheizungen bei uns wohl noch Abstand genommen werden, da erst weitere Versuche abgewartet werden dürften, ehe eine Stadt sich entschließt, erhebliche Summen für eine solche Anlage aufzuwenden. So gut aber, wie die Zuleitung von Gas und Wasser in Röhren jetzt allgemeine Anerkennung findet, während sie beim Auftauchen der Idee heftig bekämpft wurde, wird auch die Zuleitung der Wärme in Röhren sich Bahn brechen, und die Heizung der Städte von einem Centralpunkt aus wird daher nur noch eine Frage der Zeit sein.

Der Stockfisch und sein Fang.

Skizze

von

Eugen Schmitt.

Der Acker des Nordländers ist das Meer. Hier hält er seine Ernten von der Saat, welche die Natur in verschwenderischer Fülle ausgestreut hat. Die schlechte Ackerkrume und die mangelnde Sonnenwärme zeitigen nur

geringe Früchte des Feldes, dafür bietet das Meer dem Nordländer nicht nur den Lebensunterhalt, sondern auch noch die Möglichkeit des Gelderdienstes, ja die ganze civilisirte Welt ist dem Nordländer tributpflichtig, welcher ihr von dem Ueberflusse seiner Waare ungeheure Quantitäten von Nahrungsmitteln liefert.

Insbesondere zwei Arten von Fischen stehen hier an erster Stelle: der Hering und der Stockfisch, und mit dem Letzteren sollen sich die folgenden Zeilen beschäftigen, um seine Wichtigkeit im Haushalt der Völker und in ihren Handelsbeziehungen darzuthun.

Mit dem Worte „Stockfisch" bezeichnet man entgrätetes, an der Luft getrocknetes Fischfleisch, welches sich jahrelang hält, durch Wässern und Klopfen vor dem Kochen genießbar gemacht wird und in ganz Europa, insbesondere in den katholischen Ländern zur Fastenzeit, ein ganz besonders beliebtes und verwendetes Gericht ist. Der Name „Stockfisch" aber stammt daher, daß der in der Längsrichtung gespaltene Fisch über Stöcke gehängt wird, um an der Luft zu trocknen.

Eine einzige Fischart wird als „Stockfisch" verwendet, es ist dies der Kabeljau, der wiederum zu der Gattung der Schellfische gehört, sich aber vor anderen Arten seiner Gattung durch ein äußerst wohlschmeckendes Fleisch auszeichnet, das frisch genossen eine Delikatesse ist. Er ist einer der gefräßigsten Raubfische, wird bis 1½ Meter lang, ist grau mit gelblichen Flecken und weißem Bauche und lebt in ungeheuren Schaaren in den nördlichen Meeren vom 40. bis zum 75.° nördl. Br. Er hält sich für ge-

wöhnlich in den Tiefen der Meere auf und erscheint nur zur Laichzeit an den Küsten, um seinen Laich zwischen Steinen auf Untiefen und Bänken abzusetzen.

Obgleich er seit Jahrhunderten auf das Eifrigste verfolgt wird, nimmt er doch nicht ab, was wohl an seiner ungeheuren Fortpflanzungsfähigkeit liegt. Der englische Naturforscher Bradley fand in einem Kabeljau — vier Millionen Eier.

Der Kabeljau erscheint zu ganz bestimmten Zeiten, ebenso wie der Hering, an der Küste und zwar gewöhnlich vom Januar bis April, aber er unterscheidet sich dadurch von dem Heringe, daß seine Züge jedes Jahr eintreffen und niemals ausbleiben, während in regelmäßig wiederkehrenden Perioden bald die Sommer- bald die Winterheringe vollständig von ihren sonst gewohnten Laichplätzen fortbleiben. Zwar kommt der Kabeljau manchmal in größeren Mengen als gewöhnlich, aber er bleibt nie ganz und gar aus, so daß die Fischer, die von seinem Fange leben, sicher auf eine bestimmte jährliche Ausbeute rechnen können.

Trotz dieser Regelmäßigkeit seines Erscheinens, hat er doch seine Laichplätze im Laufe der Jahrhunderte allmählig mehr und mehr verlegt. Während er nämlich früher am häufigsten an den Küsten von Island und Nordschottland auftrat, findet er sich jetzt hauptsächlich an den Küsten Norwegens und Neufundlands, und nur noch diese beiden Gegenden können bei einer Betrachtung des Kabeljaufanges mitgezählt werden. An den Küsten von Neufundland sind in der Saison 6000 bis 8000 Fischer mit dem

Einfangen des Kabeljau's beschäftigt, an der norwegischen Küste bis zu 26,000 Fischer, und welchen Werth der Fang hat, den sie in wenigen Monaten machen, geht wohl am besten daraus hervor, daß die norwegischen Städte jährlich für 25 Millionen Mark Stockfische ausführen.

Betrachten wir nun den Fang an der norwegischen Küste näher, wo er ebenso betrieben wird, wie von den Amerikanern bei Neufundland. Auch in Norwegen hat der Fisch Lieblingsstellen, die er zur Laichzeit aufsucht, und zwar sind dies besonders die Umgegend der Lofoteninseln und der nördlichste Theil Norwegens: Finnmarken.

Bei den Lofoten erscheint, von Westen kommend, der Kabeljau im Anfange des Februar. In dichten Strömen preßt er sich in den Kanal zwischen den Lofoteninseln und der Halbinsel des Festlandes Moskenaes und geht dann, stets zu Millionen sich in die felsigen Meeresbuchten, die Fjorde, eindrängend, nach Norden empor. Zehn Wochen lang dauert dieser Zug, welcher bei den Lofoten beginnt und an der Ostküste von Finnmarken endet. Die Fischerei ist bei den Lofoten Mitte April, in Finnmarken ungefähr Ende April beendet. An den Lofoten nehmen ungefähr 2500, in Finnmarken 4000 Boote an dem Fange Theil. Die Anzahl der Kabeljaue, die hier in der verhältnißmäßig kurzen Zeit gefangen wird, ist eine kolossale. Im Jahre 1877, welches allerdings das reichste Fischjahr des ganzen Jahrhunderts war, betrug der Fang an den norwegischen Küsten ungefähr 70 Millionen Kabeljaue.

Schon Ende Januar versammeln sich an den Lofoten die Schiffer, welche in ihren Segelbooten oft 200 bis

300 Kilometer über die offene See bis zum Fischereiplatze zurückzulegen haben. Im furchtbarsten Sturme, in Winterkälte und Schneegestöber, welches alles Tauwerk an Bord mit Eis überzieht, fahren sie todesmuthig nach der Stelle, an der sie für ein ganzes Jahr Unterhalt und Verdienst zu finden hoffen.

Die Art und Weise, wie die Fische gefangen werden, ist eine vierfache. Die erste Art ist die mit der Handangel. An einen Angelhaken wird ein Köder gesteckt und zwar am besten Hering, Heringsrogen oder ein Stück frischer Dorsch, und dann über einer „Bank", auf welcher sich in einer Tiefe von 60 bis 100 Meter die Fische befinden, in's Wasser hinuntergelassen. Die gefräßigen Thiere beißen sofort nach dem Köder, allerdings nicht immer gleichmäßig gut. Vor dem Laichen, wenn der Fisch fett ist, verschmäht er oft den Köder, nach dem Laichen aber beißt er mit wahrhafter Gier an. Drei bis fünf Mann angeln in einem Boote, mit dem sie in einem Tage ungefähr eine Strecke von 10 bis 12 Kilometern abfischen, und wenn die Fische gut beißen, so bekommt man 400 bis 500 Stück. In letzterem Falle ist das Boot voll und muß nach dem Stationsorte zurückkehren.

Zumeist wird die Angelfischerei aber nicht mit der Handleine, sondern im Großen mit der Schleppleine betrieben. In einer Entfernung von 120 bis 180 Centimeter sind auf einer starken Leine Angelhaken, zumeist 120 Stück befestigt, welche, mit frischem Köder versehen, des Abends über Bord in eine Tiefe von 80 bis 120 Meter herabgelassen werden. Jedes Boot, dessen Besatzung aus

sechs Mann und einem Schiffsjungen besteht, hat 24 bis 30 solcher Leinen mit je 120 Angelhaken bei sich. Leine wird an Leine gebunden und während der Fahrt, die im Wintersturme die ganze Geschicklichkeit des Schiffers erfordert, herabgelassen. Am Anfangs- und Endpunkte der Leinen, sowie zwischen beiden in verhältnißmäßigen Zwischenräumen sind Tonnen oder Bojen mit Fähnchen angebracht, um die Leine schwimmend zu erhalten und ihr Wiederauffinden zu erleichtern. Diese Riesenangel wird nämlich nur Abends ausgeworfen und, nachdem das Boot in ihrer Nähe die Nacht über gekreuzt hat, am Morgen wieder aufgewunden. Dieses Aufwinden der Leine ist ein schweres Stück Arbeit und oft lohnt es sich kaum, denn nur hundert Fische haben angebissen. Das Fangen von 300 bis 350 Fischen erregt bei den Schiffern schon Zufriedenheit und bei 700 Fischen ist ihr Boot vollständig gefüllt.

Die dritte Art des Fischens ist die mit dem Netze, sie wurde indeß erst im Jahre 1685 eingeführt. Ein Boot für den Netzfang hat sechs Mann und einen Schiffsjungen an Bord. Auf jeden Mann kommen für gewöhnlich zehn Netze, auf das ganze Boot also sechzig Netze, von denen jedes 36 bis 40 Meter lang und 3 bis 4 Meter hoch ist. Die Maschen haben 7 bis 8 Centimeter Seitenlänge. Diese Netze werden aneinander befestigt und in einer bestimmten Tiefe, durch Anhängen an Bojen, Beschweren mit Steinen, in letzter Zeit aber durch besonders konstruirte Glaskugeln schwebend gehalten und treiben, da sie Abends ausgesetzt werden, die Nacht hindurch im offenen Meere. Am

Morgen wird das eine Ende des Netzes aufgesucht und damit im Halbkreise nach dem anderen Ende hinübergefahren, so daß die innerhalb befindlichen Fische eingeschlossen werden. Ein solcher Zug mit dem Netze gilt für befriedigend, wenn er 350 bis 400 Fische bringt. 600 Fische gelten für einen glänzenden Fang. Oft aber gehen im Sturm die Netze verloren, welche zerrissen und fortgetrieben werden, und ein solcher Verlust ist ein sehr harter für die armen Fischer.

Wenn ein nach Hunderttausenden zählender Zug von Fischen sich in einen der engen, felsigen Fjorde hineingedrängt hat, dann wird wohl ein riesiges Grundnetz als vierte Fangart in Anwendung gebracht. Dieses kolossale Netz muß von 6 bis 8 Booten quer vor den Ausgang der Bucht gesetzt werden, so daß es von der Oberfläche bis auf den Grund reicht und die Fische verhindert, die Bucht zu verlassen, worauf sie nun bequem mit Handnetzen herausgeholt werden können.

Sobald die Fischer ihren Fang im Boote haben, wird nach dem Lande zurückgefahren, und erst hier der Fisch getödtet, indem man ihm den Kopf abschneidet und den Bauch aufschlitzt, um die Eingeweide herauszunehmen. Es gibt wohl keinen zweiten Fisch, der sich so gut verwenden ließe, und von dem man nichts wegzuwerfen braucht, wie der Kabeljau. Die abgeschnittenen Köpfe werden getrocknet, später mit Seetang zusammen gekocht und bei dem Mangel an Grasnahrung als Kuhfutter verwendet. Die Kühe geben bei diesem Futter freilich eine etwas nach Thran schmeckende Milch, aber die Leute in jenen kärg-

lichen Gegenden ficht das nicht an. Aus der Leber wird Leberthran, aus der Schwimmblase Leim gemacht, die Gräten und die Eingeweide werden in besonderen Fabriken zu Fischguano verarbeitet, von dem Norwegen jährlich für 1 Million Mark ausführt. Der Rogen wird sorgfältig in Fässer verpackt und nach Frankreich und Italien versendet, wo er den unentbehrlichen Köder für den Sardellenfang abgibt. Die Zungen der Kabeljaue werden eingesalzen und gelten als Delikatesse. Das Fleisch aber wird zu „Stockfisch" verarbeitet, und zwar geschieht dies auf verschiedenartige Weise.

Der eigentliche Stockfisch oder „Rundfisch" wird nach Entfernung der Eingeweide, des Kopfes und der Gräten so der Länge nach gespalten, daß er nur noch am Schwanzende zusammenhängt, und dann über Stangen gehängt, welche unter offenen freien Schuppen angebracht sind. Man braucht sich dann um ihn nicht weiter zu kümmern, die Luft besorgt von selbst das Geschäft des Eintrocknens, indem sie dem Fische allmählig alle Feuchtigkeit entzieht.

Bei der zweiten Art der Zubereitung entsteht der „Klippfisch". Der Fisch wird ausgenommen, von den Gräten befreit und dann der Länge nach vollständig durchgespalten. Die Fleischstücke legt man nun für einige Tage in Salzlake, so daß das Fleisch davon überdeckt ist. Dann nimmt man das Fischfleisch heraus, spült mit süßem Wasser die Salzlake ab und legt es auf die Meeresfelsen, die Klippen (daher der Name), zum Trocknen durch Wind und Sonne. Das Fleisch muß öfters umgewendet werden,

und wenn Regen eintritt, muß dafür gesorgt werden, daß es mit der wasserdichten Schuppenseite nach oben liegt.

Nur noch in Finnmarken und zwar für die Ausfuhr nach Rußland, wird das Fischfleisch in Fässern eingepökelt, wie dies sonst mit den Heringen geschieht. Diese Art Fisch heißt Laberdan.

Der Kabeljau, der bei Neufundland von den Amerikanern gefangen und zu Stockfisch verarbeitet wird, bleibt in Amerika. Er kommt also für uns hier nicht weiter in Betracht.

Die norwegischen Fischer betreiben den Fang und die Zubereitung des Stockfisches höchst selten auf eigene Rechnung, in welchem Falle sie sich zu Gesellschaften vereinigen müssen, welche auf den Lofoten oder in Finnmarken Stationen mit Schuppen, Salzmagazinen, Salzereien, Böttchereien, Packereien u. s. w. errichten. Diese an den „Stockfischküsten" errichteten Faktoreien gehören vielmehr fast ausnahmslos Kaufleuten, insbesondere aus der norwegischen Stadt Bergen, welche der Hauptstapelplatz für den Welthandel mit Stockfischen ist. Die Fischer dienen nur als Lieferanten der lebenden Fische. Sobald sie ihren Fang im Boote haben, eilen sie damit nach der Faktorei, verhandeln dort die Fische, ruhen einige Stunden aus und gehen sofort wieder in See.

Ihr Beruf ist ein sehr schwerer und gefahrvoller. Die furchtbaren Schneestürme aus Nordost, die im Februar und März toben, setzen den kleinen Fischerbooten in offener See oft fürchterlich zu. Manchmal werden ganze Flotten von solchen Schiffen tagelang auf der See herumgetrieben,

und die Fischer, welche dabei meist Netze, Angeln und Fang verlieren, können froh sein, wenn sie mit dem Leben davonkommen. Einzelne Boote sind sogar schon vom Sturme bis nach Schottland verschlagen worden. Die seefeste, kernige Fischerbevölkerung weiß aber den Gefahren des Meeres zu trotzen und durch Geschicklichkeit und Muth zu entgehen, hin und wieder freilich treten doch furchtbare Katastrophen ein. Fast in jedem Jahrhundert einmal pflegt dies der Fall zu sein. Im Jahre 1743 z. B. gingen bei den Lofoten in einem Sturme 174 Fischer zu Grunde, ein noch schrecklicheres Unglück aber brachte für die Lofotenfischerei der 11. März 1821, an welchen die Bevölkerung noch heute mit Schrecken denkt. Es wüthete ein Orkan an der norwegischen Küste entlang, durch welchen z. B. das Kirchenspiel Haram allein nahe an 300 Fischer verlor. Für die Fischerei an der Küste von Finnmarken war der April 1875 verhängnißvoll. Bei prachtvoll klarem Wetter fuhr die Fischerflotte in die See hinaus, um mitten in der Nacht von einem Schneesturm überfallen zu werden, welcher tagelang anhielt und in welchem über 300 Fischer ihren Tod fanden.

Welches Unheil durch solche fürchterlichen Katastrophen über Familien und ganze Ortschaften gebracht wird, kann man sich wohl denken. Der „Stockfisch" kostet eben nicht nur Arbeit, Mühe und Gefahr, sondern auch Menschenleben und zahllose Thränen!

Ist die Kabeljausaison vorüber, so kehren die Fischer nach ihren ärmlichen Heimathsdörfern zurück. Viele von ihnen treiben dann Ackerbau auf der Scholle, die ihnen

spärlichen Ertrag liefert, viele betheiligen sich an der Heringsfischerei oder am Lachs- und Hummerfang, und erst Ende Januar suchen sie die „Stockfischstationen“ wieder auf.

Betrachten wir nun, nach amtlichen Daten, den Umfang der Stockfischproduktion und die Vertheilung der Ausfuhr auf die verschiedenen Länder.

Im Jahre 1879 brachte Norwegen ungefähr 75 Millionen Kilogramm Stock- und Klippfisch auf den Markt, wovon 65 Millionen Kilo ausgeführt wurden. Es gingen nach Schweden: 2,253,390 Kilo Stockfisch, 2370 Kilo Klippfisch; nach Rußland: 1,415,280 Kilo Stockfisch; nach den deutschen Ostseeländern: 46,480 Kilo Stockfisch, 1060 Kilo Klippfisch; nach Hamburg und Altona: 655,210 Kilo Stockfisch, 3,107,750 Kilo Klippfisch; nach Holland: 3,380,620 Kilo Stockfisch, 26,370 Kilo Klippfisch; nach England: 360,000 Kilo Stockfisch, fast 2 Millionen Kilo Klippfisch; nach Frankreich je 100,000 Kilo Stockfisch und Klippfisch; nach Spanien aber: 381,410 Kilo Stockfisch, 32,197,280 Kilo Klippfisch; nach Portugal: 5400 Kilo Stockfisch, 5,270,000 Kilo Klippfisch; Oesterreich und Italien nahmen zusammen über 11 Millionen Kilo Stockfisch und 877,000 Kilo Klippfisch; nach Nordamerika gingen gegen 50,000 Kilo, nach Cuba aber 25,520 Kilo Stockfisch und 1,152,000 Kilo Klippfisch.

Man sieht, wie in den verschiedenen Ländern bald mehr der Stockfisch, bald mehr der Klippfisch bevorzugt wird. Seit Jahrhunderten aber schon ist der Stockfisch auf den Tafeln der europäischen Völker bekannt und be-

liebt. Im ganzen Mittelalter gab es kaum eine größere Festtafel, bei welcher in Deutschland der Stockfisch gefehlt hätte, und ihn wie den damals schon bekannten Klippfisch scheint man für eine ganz besondere Delikatesse gehalten zu haben. Man aß ihn nicht nur warm bei der Festtafel, sondern auch kalt des Abends zum Bier, oder zum Frühstück, zum Morgentrunk.

Die heutige Küche aller Nationen kennt eine Menge von Vorschriften, um den Stockfisch möglichst schmackhaft und abwechslungsreich zuzubereiten, und in manchen Gegenden gehört er noch heute zu den beliebtesten „National-gerichten", so z. B. in der Provence. In dieser südlichen Provinz Frankreichs spielt in der Küche die „Brandade de morue" eine große Rolle, und alle Provençalen lieben leidenschaftlich dieses Gericht aus Stockfisch, welches in höchst origineller Weise bereitet wird. Die gekochten Stockfische werden nämlich mit saurer Milch, zerstoßenem Knoblauch, mit zerriebenen Zwiebeln und Citronensaft zu einem Brei verrührt, der in Olivenöl aufgebraten und dann noch mit Trüffeln gewürzt wird. Das gewöhnliche Volk setzt diesem Brei auch noch geriebene Kartoffeln hinzu.

An diese „Brandade de morue" knüpft sich eine kleine Anekdote aus dem Privatleben des französischen Präsidenten Thiers, des berühmten Geschichtsschreibers, der sich um sein Vaterland wiederholt verdient gemacht hat. Thiers stammte aus der Provence und zwar aus Marseille, und aß die heimathliche Brandade leidenschaftlich gern. Wenn es nach ihm gegangen wäre, so hätte er zu jeder Mahlzeit von der ihm so köstlich schmeckenden Brandade ge-

gessen, und gleicher Meinung war sein Kollege und Landsmann, der berühmte Geschichtsschreiber Mignet. Mit dem zunehmenden Alter begann der Magen des viel arbeitenden und mancherlei Aufregungen politischer Art ausgesetzten Thiers schwächer zu werden, und die Aerzte verboten ihm streng den Genuß des Stockfisches, in welcher Form derselbe auch zubereitet sein möge. Thiers hätte sich wohl wenig an das ärztliche Verbot gekehrt, aber seine Frau und deren Schwester übten bekanntlich ein strenges Regiment über den berühmten Gelehrten und Staatsmann aus.

Thiers nahm also zur List seine Zuflucht, und Mignet wurde sein Helfershelfer. Von Zeit zu Zeit erschien Mignet mit einem umfangreichen Packete unter dem Arme im Hause Thiers', begrüßte flüchtig die Hausfrau und ihre Schwester, welche jeden ankommenden Besucher scharf zu kontroliren pflegten, und begab sich schleunigst in das Arbeitszimmer Thiers'. Dieser ließ dann durch seinen Diener den Hausgenossen erklären, daß er mit Mignet eine wichtige historische Arbeit vorhabe und in den nächsten Stunden nicht gestört zu werden wünsche.

Thiers verschloß die Thür, und Mignet packte aus seinem Papiere eine mächtige Blechbüchse, gefüllt mit der köstlichen Brandade aus, die er stets bei einem provençalischen Restaurateur in Paris herstellen ließ. Thiers holte aus seinem Schreibtische zwei Löffel, die er dort verborgen hatte, und die beiden Freunde verzehrten voll Behagen das köstliche Gericht, bis auch kein Fäserchen Stockfisch mehr übrig blieb. Dann wurde Alles sorgsam zusammengepackt, die Fenster geöffnet, damit der Knoblauchsgeruch

verschwand, und dann entfernte sich Mignet so stolz, als hätte er soeben eine höchst wichtige historische Arbeit mit Thiers zusammen geleistet.

Eines Tages aber wurde Thiers nach solch' heimlicher Schwelgerei krank, und es blieb nichts übrig, als zu gestehen, daß er mit Hilfe Mignet's von der verbotenen Lieblingsspeise genascht habe. Frau Thiers gerieth darauf außer sich. Nur mit Mühe, und nachdem er hundertfache Vorwürfe angehört hatte, erhielt Mignet Verzeihung von ihr. Mit dem Einschmuggeln von Brandade aber war es für immer vorbei.

Allerlei Spielgeschichten.

Mitgetheilt

von

Florian Greif.

Es war um die Mitte der sechziger Jahre unseres Zeitalters, als die Badeorte Homburg, Wiesbaden, Baden-Baden und andere in nicht geringe Aufregung versetzt wurden. Es handelte sich dabei um die öffentlichen Spielbanken, welche damals noch an allen diesen Plätzen in Blüthe standen, fortwährend eine Menge Fremder herbeilockten und Jahr für Jahr so beträchtliche Summen aus ihrem Publikum zogen, daß trotz der hohen Pacht, die

ihre Inhaber für das Privileg zahlen mußten, ihnen doch in der Regel noch ein enormer Ueberschuß als Reingewinn blieb.

Wenn die Sache ihren gewöhnlichen Gang nahm, konnte das Ergebniß des Geschäftes auch kaum ein anderes sein. Denn hatte auch zeitweilig ein Spieler Glück und machte am Roulette oder Trente-et-quarante einige hohe Treffer: die Bank war und blieb erfahrungsgemäß den Spielern gegenüber immer im Vortheil, und die Gesammtzahl der Summen, die sie als Gewinn auszuzahlen hatte, stand schließlich immer weit unter der Ziffer, welche die Verluste der Spielenden ergaben.

Diesem ersprießlichen Geschäftsgang drohte jetzt auf einmal eine verderbliche Störung. Es ging das Gerücht, daß ein vornehmer Lebemann, der sich das Glücksspiel zum Lebensberufe gemacht habe und seit Jahren Tag für Tag am grünen Tische zubringe, durch dieses emsige Studium ein System erfunden habe, mit welchem der Gewinn beim Roulette sowohl wie beim Trente-et-quarante mit aller Sicherheit vorausberechnet, und auf diese Weise mit Leichtigkeit die ganze Bank gesprengt werden könne. Die beunruhigende Wirkung dieses Gerüchtes war um so größer für die betreffenden Bankhalter, als thatsächlich eine solche Sprengung unlängst in einem deutschen Badeorte vorgekommen war.

Viele sannen, wie man wußte, diesem Probleme nach, aber noch Niemand hatte bis jetzt die richtige Lösung desselben gefunden. Der geheimnißvolle Mann jedoch, von dem jenes Gerücht ging, sollte es endlich in der That ausgeklügelt haben. Fand das Bestätigung, so hatte es

nichts weniger als das Ende der Spielbanken zu bedeuten. Die Aufregung ihrer Direktoren war daher nur zu begreiflich. Voll Besorgniß legten sie sich auf die Lauer und ließen durch vertraute Sendlinge die Vorgänge an den verschiedenen Banken beobachten, um vorkommenden Falles sogleich gerüstet zu sein.

Und in der That ergab sich, daß etwas Wahres an der Sache war. Unter den vielen abenteuerlichen Existenzen, welche sich täglich um die grünen Tische von Homburg schaarten und dort bei der rollenden Kugel oder den fallenden Karten ihr Schicksal versuchten, war in letzter Zeit ein Ausländer aufgetaucht, der nicht allein mit großer Ausdauer, sondern auch mit auffallendem Glück spielte. Obwohl derselbe sonst fast gar keinen Verkehr unterhielt, vielmehr außerhalb der Spielbank ziemlich abgeschlossen für sich lebte, hatte man doch bald ermittelt, daß er ein Spanier von Geburt sei und den Namen Garcia führe. Er kam jeden Tag, sobald die Säle geöffnet wurden, und ließ sich an einem der Spieltische nieder; und wenn er wieder aufstand, hatte er gewöhnlich alle Taschen voll Gold.

Es konnte nicht ausbleiben, daß er viele Zuschauer anzog, die mit höchster Aufmerksamkeit der Art seines Spieles folgten, um ihm womöglich das Geheimniß abzugucken, allein durchgehends ohne Erfolg. Erstaunlich war dabei die unerschütterliche Gemüthsruhe des Spielers. Mochte es gehen, wie es wollte, nie war eine Aufregung an ihm zu bemerken; selbst wenn es um Tausende ging, bewahrte er doch äußerlich eine Gleichgiltigkeit, als geschehe Alles nur des lieben Zeitvertreibs wegen.

Von Homburg aus erhielten bald auch die übrigen Spielbäder Garcia's Besuch, denn er liebte in dieser Beziehung die Abwechslung. Nur in die kleinen Badeorte, wie z. B. Nauheim, wo dem Spiele Grenzen gezogen waren, und nicht über einen gewissen Betrag gesetzt werden durfte, kam er niemals. Auch in Ems spielte er nie, obwohl er diesen Badeort mehrfach besuchte. Er lebte dort nur seiner Erholung, und man behauptete, daß ein alter Aberglaube — von welchem Spieler ja nie frei zu sein pflegen — ihn davon abhalte, in Ems zu spielen. Desto mehr stellte er das Glück an den übrigen Plätzen auf die Probe, und überall bewahrte es ihm in erstaunlichem Maße seine Gunst.

Es war natürlich, daß Garcia infolge dessen bald zu einer europäischen Berühmtheit wurde. Die Zeitungen machten auf ihn aufmerksam, berichteten über seine fortgesetzten Goldfischzüge und bezeichneten ihn als den „König der Spieler". Ihn selbst aber schien auch das kalt zu lassen, wenigstens änderte er nichts an seiner Lebensweise. Er blieb gegen die Gesellschaft gleichgiltig und verschlossen wie bisher, und nur Wenige konnten sich rühmen, mit ihm eine längere Unterhaltung geführt zu haben, obwohl selbst Grafen, Barone, Herzöge und sonstige hohe Persönlichkeiten es nicht verschmähten, seine Bekanntschaft zu suchen. Garcia soll oftmals verunglückten Spielern aus diesen Kreisen in freundlichster Weise wieder aufgeholfen haben, im Uebrigen aber benahm er sich stets sehr zurückhaltend.

Wo er eigentlich das viele Geld hinbrachte, das er

beständig gewann, das wußte Niemand. Abgesehen von Paris, wo er gewöhnlich den Winter in Gesellschaft einer mit ihm befreundeten Marquise verlebte, besaß er nirgends ein festes Heim, wie er denn auch unverheirathet war, und außer dem Hazard pflegte er keine kostspieligen Passionen, die das Geld hätten verschlingen können. Wo kam es also hin, da er doch nach einigen Jahren sicher Millionen gewonnen hatte?

Dieses Räthsel ist nie gelöst worden. Es hatte in der That den Anschein, als wenn er das Spiel nur aus Manie, nicht aus Liebe zum Golde treibe. Das Geld hatte gar keinen Werth für ihn. Beim Spielen streute er die Goldfüchse auf den grünen Tisch hin, als wenn es werthlose Spreu wäre. In einigen Bädern hatten die Banken sogar auf sein Ansuchen die bestehende Grenze des Höchsteinsatzes für ihn erhöht, was natürlich immer Aufsehen machte, für die Banken aber insofern von Vortheil war, als es die Neugierde weckte und eine Menge anderer Spieler herbeilockte.

War Garcia überhaupt wortkarg, so bewahrte er natürlich über das Interessanteste, was man von ihm zu erfahren suchte, nämlich über das System seiner Spielweise, völliges Stillschweigen. Das Ganze, was er darüber einmal in einer flüchtigen Anwandlung von Offenherzigkeit hören ließ, war ungefähr Folgendes: „Es gibt in der Welt nichts, was nicht mit natürlichen Dingen zuginge. Auch das Spiel beruht auf gewissen festen Verhältnissen, die eben nur studirt sein wollen. Man nehme z. B. zwei Würfel. Fragt man nach der Wahrscheinlichkeit, auf einen

Wurf mit denselben 9 Augen zu werfen, so ergibt die Berechnung als Anzahl der günstigen Fälle 4, denn man erhält neun Augen, wenn man mit dem ersten Würfel 6 und mit dem zweiten 3, oder mit jenem 5 und mit diesem 4, oder mit jenem 4 und mit diesem 5, oder mit jenem 3 und mit diesem 6 wirft. Die Anzahl der mit 2 Würfel möglichen Würfe ist aber $6 \times 6 = 36$, denn jeder der 6 Würfe des ersten Würfels kann mit jedem der 6 Würfe des zweiten Würfels zusammen vorkommen. Mithin ist die gesuchte Wahrscheinlichkeit $4/36 = 1/9$. Ganz ähnlich steht es mit der Wiederkehr der Farben und Zahlen beim Roulette und bei Trente-et-quarante."

„Und wie ist das Verhältniß dort?" fragte neugierig der Bekannte, dem Garcia diesen Aufschluß ertheilt hatte.

„Das ist freilich nicht so einfach," war die lakonische Antwort, „und würde einer längeren Auseinandersetzung bedürfen."

Mit diesen Worten brach der „König der Spieler" das Gespräch ab, und sein wißbegieriger Zuhörer war so klug wie vorher.

In der angegebenen Weise trieb unser Abenteurer sein Wesen eine ganze Reihe von Jahren. In dieser Zeit kam es wiederholt und zwar in verschiedenen Spielbädern vor, daß das Spiel bis auf Weiteres aufhören mußte, weil Garcia die Bank gesprengt hatte, und die Inhaber erst neues Kapital aufnehmen mußten. Verschwand der gefürchtete Spielerkönig dann für längere Zeit, so tauchten wohl die abenteuerlichsten Gerüchte auf. Bald sollte er als Falschspieler entlarvt und in's Gefängniß gesetzt worden

sein, bald sich aus Verzweiflung oder Lebensüberdruß selbst den Tod gegeben haben; aber dann strafte er gewöhnlich bald darauf das Gerede der Welt Lügen und erschien wieder in der Oeffentlichkeit im alten Glanz und der früheren Gemüthsruhe.

Auch als 1872 die Spielbanken in Deutschland aufgehoben wurden, machte Garcia als Besucher der damals noch im Ausland bestehenden grünen Tische, wie z. B. in Saxon (dessen Spielhölle erst 1877 geschlossen wurde) und des bis auf den heutigen Tag florirenden Monaco noch immer von sich reden, bis es auf einmal ein Ende nahm. Es ist nicht an die Oeffentlichkeit gedrungen, wie es so gekommen, aber es ging mit dem berühmten Spielkönig immer mehr abwärts, die Millionen, die er gewonnen, zerrannen wie Sand zwischen seinen Fingern, und allmählig verarmte er derartig, daß er schließlich krank und elend mit sechs Franken in der Tasche in Paris Zuflucht in einem Hospitale suchte, wo er, der öffentlichen Mildthätigkeit anheimgefallen, auch starb.

Das ist ein lehrreiches Beispiel von dem Wandel des Spielglücks, aber nur eines von vielen hunderten, die sich noch anführen ließen. So lange es Glücksspiele gegeben hat — und das geht bis auf die frühesten Zeiten zurück — sind immer die düstersten Katastrophen in seinem Gefolge gewesen. Die Neigung zum Spiele ist, wie wir aus der Geschichte wissen, namentlich im germanischen Volke eine sehr alte Erbschaft. Unsere Vorfahren verbrachten bekanntlich, trotz ihrer sonstigen Sittenreinheit und Unverdorbenheit, ganze Tage mit Spielen, wobei es oft sehr

hitzig zuging, und Mancher nicht allein all' sein Hab und Gut, sondern auch sein Theuerstes, seine Freiheit verspielte, so daß er mit Weib und Kind dem Gewinner als Sklave zufiel. Der grüne Tisch wurde damals noch von den Händen der Mutter Natur in Gestalt einer grünen Wiese geliefert, über die man höchstens das Fell eines Bären oder Auerochsen breitete. Grün, die Farbe der Hoffnung — eine sinnigere Wahl für die Farbe des Ueberzugs eines Spieltisches konnte nicht getroffen werden, das erkannte man in der Folge und man blieb dabei.

Was den alten Deutschen etwa noch an Uebung im Spiele abging, das lernten sie rasch dazu, als sie mit den Römern bekannt wurden, denn in der Siebenhügelstadt war diese Art der Unterhaltung ebenfalls im höchsten Schwung, namentlich in der späteren Zeit. Die römischen Kaiser gingen, trotzdem Gesetze gegen das Hazardspiel bestanden, als leidenschaftliche Spieler dem Volke tonangebend voran, wie es auch Fürsten späterer Kulturepochen oft gethan. Nero spielte den Satz zu 400,000 Sestertien (etwa 86,000 Mark). Augustus spielte jeden Tag mit höchster Leidenschaft, so daß der Schriftsteller Sueton von ihm sagte, seine Flotte sei bereits zweimal besiegt worden, nun spiele er, um wenigstens einmal zu siegen. Caligula scheute beim Spiel weder Lug noch Trug. Als er einst im Spiel Alles verloren, ging er auf die Straße, ließ zwei reiche Bürger anhalten und nahm ihnen das Geld ab. Claudius würfelte sogar im Wagen und in der Sänfte und schrieb ein Buch über das Würfelspiel. Domitian begann schon am frühen Morgen mit Spielen,

und Aelius Varus verbrachte ganze Nächte damit. Cicero und Juvenal wagten es zwar trotz dieser Vorliebe der römischen Großen gegen das Spiel zu eifern, allein vergebens: es wurde gespielt nach wie vor.

In den Ritterzeiten finden wir auf den alten Burgen nicht nur eifrige Spieler, sondern auch bereits eine ganz hübsche Auswahl verschiedenartiger Methoden, den Kameraden spielend das Geld abzunehmen, und dabei fehlten auch die Damen nicht. So ging's fort von Jahrhundert zu Jahrhundert. Das Spiel gewann immer mehr an Ausdehnung und Raffinirtheit. Im 13. Jahrhundert scheinen die Spielkarten schon verbreitet gewesen zu sein, denn im 14. hatte das Kartenspiel bereits dermaßen um sich gegriffen, daß polizeiliche Maßregeln dagegen getroffen wurden. Die Frauen blieben hierbei nicht hinter den Männern zurück, sie unterhielten Spielkränzchen, „Kartenhöfe" genannt, in welchen ebenso emsig gekartet als auch Mancherlei abgekartet wurde. Junge Frauen der besseren Stände waren sogar durch ihre Gesellschaftspflichten genöthigt, bald nach der Hochzeit eine Festlichkeit mit „Kartenspiel und Würfellust" zu veranstalten. In Wien besonders herrschte im 14. Jahrhundert eine solche Spielwuth, daß Herzog Albrecht der Weise 1326 ein Verbot erließ, künftig „auf offener Straße Weib, Kind oder ein Glied des Leibes zu verspielen." Selbstmorde, Duelle und Morde infolge der Spielsucht waren damals an der Tagesordnung.

Hazardspiele bildeten in Frankreich schon an den Höfen Franz' I. und Heinrich's III. eine Lieblingsunterhaltung

der Vornehmen und Großen, unter Heinrich IV. aber konnte man den Spieltischen nirgends ausweichen. Der König selbst war ihr leidenschaftlichster Anhänger, der nie unter fünfzig Pistolen auf eine Karte setzte, und die Königin wetteiferte darin so sehr mit ihrem Gemahle, daß sie sogar nach ihrer Niederkunft einen der eifrigsten Spieler, den Marschall v. Bassompierre, an ihr Wochenbett einladen ließ. Derselbe gewann im Zeitraum eines Jahres eine halbe Million, und der Marschall v. Biron, ein Rivale von ihm, verlor in selbiger Zeit ebensoviel.

Auch an deutschen Fürstenhöfen ging es damals in dieser Hinsicht gar lustig zu. Herzog Albrecht von Sachsen, der im Jahre 1476 eine Wallfahrt in das heilige Land unternahm, vergaß über seinem Hange zu Würfel und Karten sogar oft den Unterschied des Standes, was zu seiner Zeit mehr noch als in unseren Tagen übel vermerkt wurde. In Nürnberg nahm er einmal einem Müller all' sein baares Geld und dazu seine Mühle mit elf Gängen im Spiele ab und rief dann triumphirend: „So muß man den Bauern den Pflug keilen." Das Blättchen wendete sich aber; der Müller gewann Alles wieder und noch eine ansehnliche Summe dazu, erhob sich dann, machte seine Verbeugung vor dem Herzog und sagte: „So muß man den Fürsten die Sporen abnehmen."

Nach den Zeiten Heinrich's IV. wurde die Raserei des Spiels nur noch heftiger und allgemeiner, sie breitete sich vom Hofe unter alle, auch die niedrigsten Volksklassen der französischen Hauptstadt aus, und die Vornehmsten scheuten sich nicht, Spielsäle zu eröffnen. Ludwig XIII. und Anna

von Oesterreich liebten das Spiel nicht, und doch wuchs unter ihnen der Hang dazu furchtbar. Zur Zeit der Fronde kam es vor, daß die angesehensten Mitglieder des Parlaments an einem Abend ihr ganzes Vermögen dem Spielteufel opferten, ohne daß sie dadurch ihrem guten Rufe geschadet hätten. Der Minister Mazarin setzte allabendlich 3000 bis 4000 Pistolen auf's Spiel und ließ seine Nichte, die Gräfin von Soissons, noch größere Summen wagen, während er der jungen Königin die gewöhnlichen monatlichen Nadelgelder mit der Bemerkung erschwerte: „Ach, wenn die Königin wüßte, woher dies Geld kommt, und daß es das Blut des Volkes ist, sie würde nicht so freigebig damit sein!" Selbst auf dem Krankenbette vermochte Mazarin der aufregenden Unterhaltung mit den Karten nicht zu entsagen. Der Bruder des Königs, der Herzog von Orleans, verlor eines Tages im Spiele 300,000 Franken; um sie zu bezahlen, mußte er sein Gold- und Silbergeschirr, sowie seine Pretiosen zu Geld machen. Er that es, und Niemand fand etwas Anstößiges darin.

Als der Marschall v. Estrées eines Abends in seinem Palaste 100,000 Franken verloren hatte und mißmuthig durch seine Gemächer schritt, bemerkte er eine überflüssigerweise brennende Kerze. Zornentbrannt ließ er sie sofort auslöschen und erging sich in harten Worten über die Verschwendung seiner Dienerschaft.

Die Spielsucht ließ Manche ganz ihren Rang vergessen. So nahm z. B. die Herzogin de la Ferté keinen Anstand, ihre Lieferanten, Schlächter, Bäcker u. s. w., in ihr Hotel einzuladen, sich mit ihnen an einen Tisch zu setzen

und eine Art Landsknecht zu spielen. Dabei ging es durchaus nicht immer redlich zu. Sogenannte „Mogeleien“ wurden vielmehr als erlaubte Kriegslist angesehen, und ein Spieler von Erfahrung unterrichtete den anderen in den Künsten des Betrugs.

Eine berühmte Spielerin zur Zeit Ludwig's XIV. war dessen Freundin, die Marquise v. Montespan. Sie hat auch in dieser Beziehung ihren Namen auf die Nachwelt gebracht, das „jeu à la Montespan“ ist noch heute in Frankreich sprichwörtlich für verwegenes Kartenspiel. Geradezu märchenhaft klingen die als richtig verbürgten Ziffern der Spielverluste dieser Dame, die ja auch sonst äußerst verschwenderisch war. Wiederholt ließ sie sich aus der Staatskasse eine Million anweisen, um ihre Spielschulden zu tilgen, und wenn diesem Verlangen nicht sofort Folge gegeben wurde, bekam es der König schwer zu fühlen. An einem Weihnachtsabend verlor sie 700,000 Thaler und gewann auf drei Karten 150,000 Pistolen (die Pistole zu 10 Franken) zurück. Drei Monate später verspielte sie in einer Nacht 400,000 Thaler. Die ohnehin stark in Anspruch genommene Staatskasse wurde dadurch völlig erschöpft. Um den Verlust wieder einzubringen, führte man darauf die Lotterien mit großen Gewinnen ein. Allein der Verschwendungssucht einer Montespan hielt auch das nicht Stand. Endlich verlor der König die Geduld und sagte sich ganz von ihr los. 1687 wurde sie vom Hofe, 1691 auch aus Paris verwiesen.

Allein der Hof war es keineswegs allein, wo die Spielwuth grassirte: ganz Paris war, wie schon erwähnt,

davon besessen. Wie P. Clement in seinem Werke über die Polizei unter Ludwig XIV. berichtet, suchte der König dem Uebel mit Hilfe seines Polizeilieutenants La Reynie zu steuern, der alle Spielhöllen bis auf zwei unter seiner speziellen Aufsicht stehende schloß. Aber auch diese Maßregel fruchtete nichts. Die Herzogin von Orleans schreibt 1696 in einem Briefe: „Das Tanzen ist ganz aus der Mode gekommen. Hier in Frankreich wird, kaum daß sich ein paar Leute zusammengefunden haben, sofort gespielt und zwar auf ungeheure Summen. Die Spieler machen den Eindruck von Tollhäuslern. Der Eine heult, der Andere schlägt auf den Tisch, daß der ganze Saal erzittert, der Dritte flucht, daß einem die Haare zu Berge stehen — es ist erschreckend anzusehen.“ Und wie in Paris, so ging es auch in den übrigen großen Städten Frankreichs her.

Das Spiel wurde jedoch erst unter Ludwig XVI. zum ersten Male öffentlich betrieben. Der Polizeidirektor Sartines gab zu Beginn der Regierung Ludwig's XVI. die Erlaubniß zur Errichtung öffentlicher Spielhäuser, von welchen der Staat große Abgaben bezog, und nicht lange darnach kamen gleiche Institute auch in anderen Staaten auf.

Ganz besonders waren es die Badeorte, in welchen solche Spielbanken sich aufthaten, und die meisten Pächter derselben waren Franzosen. Beispielsweise sei an die Herren Benazet und die Gebrüder Blanc erinnert, die bis in die letzte Zeit aushielten und viel von sich reden machten. Wollte man aus der Chronik der Tagesereignisse alle die aufregenden Geschichten zusammenstellen, die sich während des Bestehens dieser Spielhöllen im Zusammenhange mit

denselben zugetragen, es würde sich ein Cyklus von Bildern aus der Nachtseite der menschlichen Gesellschaft aufrollen, dem an Jammer und Grauen erregenden Effekten wenig gleichkäme.

Gegenwärtig sind — Monaco ausgenommen — die öffentlichen Spielbanken in allen europäischen Ländern aufgehoben. Obwohl man sich nie verhehlte, welche Gefahren für die Wohlfahrt des Volkes in diesen Instituten liege, hat es doch ziemlich lange gedauert, bis dieselben entfernt wurden. Ein öffentlich betriebenes Glücksspiel hielt man immer für minder verderblich, als die geheimen Spielhöllen, in denen noch obendrein keine Sicherheit vor Betrügereien war. Dazu kam der bedeutende Gewinn, den manche Staatskassen aus der Verpachtung dieser Häuser zogen, um ihnen ein längeres Dasein zu gewähren, als man der Natur der Sache nach hätte erwarten sollen. Frankreich, wo es früher in fast allen größeren Städten Spielbanken gab, ging mit der Aufhebung allen anderen Staaten voran. Bereits 1839 wurden dort die Spielhäuser geschlossen. Italien, wo diese Institute zuerst aufgekommen sein sollen, folgte weit später nach, und was Deutschland betrifft, so war Preußen bereits vor der Märzrevolution (1848) mit der Schließung der Spielbanken vorangegangen; in den 1866 annektirten Ländern wurde aber den dort auf Grund von Verträgen mit den früheren Regierungen errichteten Banken die Fortdauer bis zum Schluß des Jahres 1872 gestattet. Sie hatten dabei nur die Bedingung zu erfüllen, daß ein bedeutender Theil des Reingewinns zur Bildung eines Kur- und

Verschönerungsfonds für die betheiligten Städte abgegeben werden mußte, und in der That sind die meisten der zur Annehmlichkeit der Kurgäste von Baden-Baden, Wiesbaden, Homburg, Ems, Nauheim, Pyrmont, Doberan u. s. w daselbst befindlichen Luxusbauten auf die Zeit des Spieles zurückzuführen.

Trotz alledem wird kein Wohldenkender die grünen Tische zurückwünschen.

Mannigfaltiges.

Englisch. — Alexander Dumas erzählte gern folgende Anekdote: „Eines Tages hatten Victor Hugo und ich bei dem Herzoge von Decazes, Großreferendar des Pairhofes, gespeist. Unter den erlauchten Gästen, die an dem Diner theilgenommen hatten, befanden sich auch der englische Premierminister Lord Palmerston und dessen Gattin. Um 10½ Uhr Abends trank man im Salon Thee. Hugo und ich plauderten abgesondert von der übrigen Gesellschaft. Lord und Lady Palmerston waren spät gekommen, man hatte nicht Zeit gehabt, uns ihnen vor dem Diner vorzustellen, und nach dem Diner wurde es vergessen. Nach englischer Sitte konnten nun weder sie noch wir eine Unterhaltung mit einander anknüpfen. Decazes kam auf mich zu: ‚Lieber Herr Dumas,‘ sagte er, ‚Lord Palmerston bittet Sie, einen leeren Stuhl zwischen Ihnen und Herrn Hugo zu placiren.‘ Ich beeilte mich, der Bitte nachzukommen, aber der Stuhl blieb leer. Endlich erhob sich Lord Palmerston, nahm seine Frau bei der Hand, führte sie auf uns zu und ließ sie auf dem leeren Stuhle Platz nehmen.

Ohne ein Wort zu uns zu sagen, sprach er zu Mylady: ‚Sehen Sie nach der Uhr. Wie spät ist es?‘

‚10 Uhr 35 Minuten,‘ antwortete Mylady.

‚Wohlan! Mylady,‘ fuhr Palmerston fort, ‚erinnern Sie sich, daß Sie heute um 10 Uhr 35 Minuten Abends zwischen den Herren Victor Hugo und Alexander Dumas gesessen haben, und daß das eine Ehre ist, die Sie vielleicht in Ihrem Leben nicht mehr haben werden.‘ Damit verließen sie die Gesellschaft.“ v. D.-H.

Schildbürgerei. — Die Unterthanen des Fürsten von H. führten in der Zeit von 1700 bis 1768 einen langwierigen Prozeß wegen Jagdgerechtigkeiten mit ihrem Herrn und Gebieter. Das Kammergericht in Wetzlar hatte seine liebe Noth, denn der Fürst hatte nach seiner Meinung Recht, die Bürger aber waren erst recht davon überzeugt, daß nur sie im Rechte seien; indessen beeilte sich das Kammergericht mit seinem Spruche nicht, es ließ vielmehr die Sache gehörig ausreifen. Mit dieser Gerichtspraxis war wohl der Fürst, nicht aber die Bürger zufrieden, deshalb beschlossen Letztere, einen der Ihrigen in besonderer Mission nach Wetzlar zu senden, um den stockenden Justizkarren durch entsprechendes Drängen, respektive Schmieren, vorwärts zu bringen. Wer aber sollte gehen? Freiwillige meldeten sich nicht; denn es war doch auch eine heikle Sache, eine solche Sendung gegen den gestrengen Landesvater zu übernehmen. Doch die Mission war einmal beschlossen, und sie sollte und mußte ausgeführt werden, deshalb versammelten sich die Bürger, um Rath zu halten, wie sie ungefährdet zu einem Sendboten gelangen möchten. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, so fand sich auch bei dieser Versammlung ein Kluger, der folgenden Rath gab: „Es ist also unser fester Wille, daß ein Bote an's Kammergericht nach Wetzlar geht und sorgt, daß der Jagdprozeß rasch und zu unseren Gunsten entschieden wird. Keiner will aber offenkundig gehen, aus Angst vor dem Fürsten. Darum stellen wir den Beutel mit dem Reisegeld auf

den Tisch, blasen die Lichter aus, und wer Lust hat, nimmt unerkannt den Beutel und geht nach Wetzlar!" — Gesagt, gethan! Als die Lichter wieder brannten, war der gefüllte Beutel verschwunden, aber nach Wetzlar ist — Keiner gegangen. C. T.

Zu genau. — Von der Genauigkeit, mit welcher die preußische Oberrechnungskammer alle Ausgaben des Staates durchsieht, gibt es schon so viele Beweise, daß die Kassenbeamten, welche die Rechnungen aufzustellen und die gezogenen Erinnerungen zu erledigen haben, oft ein gewisses Grauen überfällt. Manchmal aber überzieht ein verstohlenes Lächeln ihre Züge bei Aufklärung über die gerügten Posten. So war seit Jahren in der Rechnung einer Behörde in Memel, bekanntlich der nördlichsten Stadt des preußischen Staates, für Beschneiden des Weins, der an einer zu einer Amtswohnung gehörenden Laube emporgerankt war, der Betrag von einer Mark aufgeführt. Mehrere Jahre ging der Posten unbeanstandet durch, dann fiel er dem Revisor auf, und dieser fragte an, welche Früchte denn der beschnittene Wein getragen habe und wo diese zu Gunsten des Staates verrechnet seien. Der Beamte, dem diese Frage zur Erledigung überwiesen wurde, beantwortete sie kurz, indem er daneben schrieb: „Die Trauben sind leider so sauer, daß sie Niemand mag, auf Wunsch steht aber dem Herrn Fragesteller eine Probe von unseren Memeler Weintrauben zur Verfügung." v. d. S.

Klopstock wider Goethe. — Der alte Klopstock, der sich in seinen letzten Lebensjahren gegen Goethe und Schiller in eine sehr üble Stimmung hineingeredet hatte, suchte namentlich den Ersteren der Beiden bei jeder Gelegenheit zu verdächtigen. So schrieb er im Jahre 1799 an Herder: „Haben Sie gelesen, was Goethe über die Farben geschrieben hat, und haben Sie gelesen, was vor ziemlicher Zeit Marat, da er noch nicht rasend war, über eben diese Sache schrieb? Wenn Sie es haben, so können Sie mir vermuthlich sagen, wie viel Goethe vom Marat gestohlen hat.

Denn er ist ein gewaltiger Nehmer." — Marat's, des bekannten, von Charlotte Corday erstochenen Revolutionsmannnes, „Entdeckungen über das Licht" waren bereits 1783 in deutscher Uebersetzung erschienen und enthalten allerdings Manches, was sich in Goethe's Farbenlehre wiederfindet. R. F.

Fischadler von einem Karpfen besiegt. — Alle drei bis vier Jahre wird ein mehrere Morgen haltender Karpfenteich auf dem Mainhardter Wald in Württemberg abgelassen und ausgefischt. Bei der diesjährigen Gelegenheit wurde ein mächtiger Karpfen gefangen, eine Merkwürdigkeit ersten Ranges, denn auf dessen Rücken fand sich das vollständig und gut erhaltene Skelett eines Fischadlers vor. Die Fänge des Raubvogels zeigten sich so fest mit dem Rücken des Karpfens verwachsen, daß sie nur mit Mühe und mit Hilfe des Messers gelöst werden konnten. Offenbar war der Fischadler von der Höhe auf den emportauchenden Karpfen gestoßen, jedoch von diesem, der sich durch schnelles Untertauchen von seinem Gegner zu befreien suchte, in die Tiefe gezogen worden und daselbst ertrunken. Im Todeskampfe hatte der Raubvogel seine Fänge immer tiefer in den Rücken des Fisches eingebohrt, so daß sich dieser auch nach dem Tode des Fischadlers nicht von dessen Körper lösen konnte. Nach und nach wurde der Vogel zum Skelett, während die Wunden des Karpfen, trotz der in denselben befindlichen fremden Körper, vernarbten.

Oft mag dem Aar ein Fischfang gelungen sein, diesmal aber war der Karpfen stärker als sein Gegner. F. Koch.

Das Pudern des Haares. — Es heißt, daß bereits um's Jahr 1593 zu Paris der erste Puder in den Haaren aufgetaucht sei, allerdings ohne anfangs sich allgemeiner zu verbreiten, da die Damen ihm ihre Gunst durchaus nicht zuwenden wollten. So war es noch unter der Regierung Ludwig's XIV. (1643—1715), denn erst unter dessen Nachfolger Ludwig XV. kam das Pudern des Haares recht zu Ehren, bis

die große Revolution unter seinem Nachfolger Ludwig XVI. den Puder in alle vier Winde zerstreute. — In seiner Blüthezeit, als er die ganze civilisirte Welt Europa's mit weißem Mehlstaub überschüttete — im letzten Viertel also des vorigen Jahrhunderts — existirten z. B. in Großbritannien allein über 50,000 Haarkräusler, deren Verbrauch an Puder sich im Durchschnitt jährlich auf 18¼ Millionen Pfund bezifferte, ohne daß das Militär, und alle Diejenigen, die sich ohne Friseur behalfen, mit eingerechnet wären. Eine weitere Berechnung konstatirt, daß aus diesem so höchst unnöthig für den Luxus einer Modelaune verwendeten feinen Mehl täglich etliche tausend Personen hätten satt gemacht werden können, da das erwähnte jährliche Quantum 2,630,000 Laib Brod, im Gewichte zu je 5 Pfund, ergeben haben würde! K. R.

Ein origineller Prediger war der zu König Friedrich Wilhelm's I. Zeiten an der Georgenkirche zu Berlin angestellte Geistliche, Pastor Daniel Schönemann. Derselbe pflegte mit Vorliebe in Stegreifversen zu predigen und gewann bald in der ganzen Stadt einen bedeutenden Ruf, so daß die Kirche stets bei seinen Predigten von Zuhörern überfüllt war. Wider seinen Willen erfolgte schließlich seine Versetzung nach dem benachbarten Friedrichsfelde. Sehr bezeichnend für die Art und Weise der Predigten des Pastor Schönemann war der Anfang seiner Antrittspredigt in Friedrichsfelde, welcher wörtlich lautete:

„Meine lieben Bauern
Bei euch werde ich nicht lange dauern!
Seht mich von vorn und hinten an
Ich bin der Pastor Schönemann!" E. K.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.